

APOKALYPSE

BETRACHTUNGEN ÜBER DIE OFFENBARUNG
DES JOHANNES

APOKALYPSE

BETRACHTUNGEN ÜBER DIE OFFENBARUNG DES JOHANNES

LIC. EMIL BOCK

1952

VERLAG URACHHAUS STUTTGART



1988.3467
(B 5636)

1951 · 10.—11. Tausend 1964

Alle Rechte vorbehalten

© 1951 Verlag Urachhaus Stuttgart

Offsetnachdruck: Eichhorn Druckerei Ludwigsburg

VORWORT

Die Betrachtungen dieses Buches möchten mitten in den Erschütterungen und Ratlosigkeiten unserer Zeit ein Wegweiser zur inneren Sicherheit und Kraft sein. Sie sollen Zeugnis ablegen von der Überzeugung, daß dem Gegenwärtsschicksal ein umfassenderer und höherer Sinn innewohnt als dem Geschehen ruhiger Bürgerzeiten.

Auf eine empfindliche Schranke stößt der Menscheng Geist, wenn er versucht, die Geschichte zu begreifen, die soeben erst geschieht. Es scheint, als müsse man von dem Geschehen erst Abstand genommen haben, um es verstehen zu können. Die gegenwärtig erlebte Geschichte verstehen wir noch nicht, und die verstandene Geschichte erleben wir nicht mehr, weil sie bereits der Vergangenheit angehört. Unser Verstehen hinkt hinter dem Geschehen drein. Der Grund dafür ist, daß, um ein Wort Rudolf Steiners zu gebrauchen, die wahre Geschichte stets im Übersinnlichen verläuft. Über den Köpfen der Erdenmenschen, über den Wogen des äußeren Geschehens, über dem Lärm der Schlachten spielt sich im Geistgebiet eine andere höhere Geschichte ab. Von dieser Übergeschichte ist die Erdengeschichte nur ein Schattenriß. Könnten wir das Geschehen in der übergeschichtlichen Sphäre anschauend verfolgen, wir würden darin in jedem Augenblick auch den Sinn des Geschehens lesen und erkennen, in dem wir auf der Erde mitten darinnen stehen.

Die Offenbarung Johannis ist ein Zauberspiegel, der, wenn man ihn einem Zeitalter vorhält, nicht nur das äußere sondern auch das verborgene innere Antlitz der Geschichte sichtbar macht.

Zum Begreifen unseres Gegenwartsschicksals ist ein Zurateziehen der übersinnlichen Geschichte in besonderem Maße unentbehrlich. Wie von unsichtbaren Händen wird die Menschheit an die Schwelle der übersinnlichen Welt herangeschoben, wenn nicht gar herangeschleudert. Nur der immer noch ungebrochene Bann der materialistischen Weltanschauung verhüllt den Menschen den Blick auf die Folgen ihres Handelns: das meiste, was heute getan wird, ist ein Schleusenziehen, durch das, bis in die politischen Spannungen hinein, die Wogen des Übersinnlichen in die Menschenwelt hereinbranden.

Als die Zeiten und Schicksale noch ruhevoll-sonnenbeschieden waren, ließen große Geister mächtige Mahnrufe ertönen.

Goethe prägte den Spruch:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen.
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!

Und Schiller richtete im Vorgefühl einer großen Zeitenwende (1797) an die Mitte Europas das Wort:

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusegen mit dem Schwert!
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu bezwingen,
Männlich mit dem Wahn zu ringen,
Das ist seines Eifers Wert.

Während des 19. Jahrhunderts und bis in unser 20. Jahrhundert hinein konnte man solche Worte noch literarisch nehmen und so ihrem Ernst ausweichen. Heute jedoch wird ernstgemacht. Die andrängende Gewalt der Übergeschichte steigert sich unaufhörlich. Wo jetzt solche Mahnrufe ertönen, sind sie wie Zurufe mitten im Gewitter: Donner und Blitz sprechen selber mit. Das tatsächliche Geschehen und diese Worte stimmen überein.

Die heutigen Schicksale steigern ihre Stimme, um selber zum Weckruf zu werden. Sie wollen den Menschen um jeden Preis die Augen öffnen für die Sphären, in denen die Wahrheit und der Sinn dessen erscheint, was auf der Erde geschieht. Aber die Menschen sind erstorbenen Sinnes für die Sphäre des wahren Geschehens.

Es könnten Engel vom Himmel steigen und die wunderbarsten Bilder vor uns hinmalen: unsere Augen würden sie nicht sehen. Es könnten Engel vom Himmel steigen und gewaltig die Posaunen erschallen lassen: unsere Ohren würden sie nicht hören. Es könnten Engel vom Himmel steigen und die Schleier von den Kräften ziehen, die in unser Leben hereinwirken: wir würden nicht auf den Grund der Dinge dringen.

Es fehlt unserer Gegenwart nicht an Offenbarung. Die Engel sind am Werke. Sie sind vom Himmel gestiegen, sie malen in dramatischen Bildern, sie stoßen in die Posaunen, sie ziehen die Schleier von den bewegenden Mächten der Zeit. Nicht Offenbarung, sondern der Sinn für Offenbarung fehlt uns.

Die Offenbarung Johannes kann uns eine Hilfe sein, für die Übergeschichte zu erwachen und in dem Buche zu lesen, das uns den Sinn des scheinbar Sinnlosen, in dem wir stehen, offenbart.

*

Die Betrachtungen dieses Buches fußen u. a. auf zwölf Vorträgen, die im Winter 1940/41 in Stuttgart, Berlin und München gehalten wurden. Damals sprach das Gegenwartsschicksal lebendig mit. Der letzte Teil mehrerer Vorträge wurde bereits bei Fliegeralarm gesprochen. Unmittelbar nachdem in der Osterzeit 1941 der 2. Teil der Vorträge in Berlin und München durchgeführt war, wurde die Christengemeinschaft verboten, alles Schrifttum beschlagnahmt und eingestampft; die Mitarbeiter kamen in die Gefängnisse und Konzentrationslager.

Ein Teil der apokalyptischen Betrachtungen war vorher bearbeitet und druckfertig gemacht worden. Dem lag die Überzeugung zugrunde, daß eine Beschäftigung mit der Offenbarung Johannes Vielen eine Hilfe zur Bemeisterung der schweren Gegenwartsschicksale sein könnte. Alle Nachschriften und Ausarbeitungen gingen damals verloren. Wenn heute nach 10 Jahren das neugeschriebene Buch der Öffentlichkeit übergeben wird, so kann sich die Frage erheben, ob die Betrachtungen noch den wiederum enorm fortgeschrittenen Schicksalen entsprechen. Vielleicht aber auch sind sie heute gegenüber damals eher mehr als weniger gültig.

Bereits 1908 hielt Rudolf Steiner in Nürnberg einen Vortragszyklus über die Apokalypse*. Dieser sei als Beispiel genannt für das ganze umfassende Erkenntniswerk der Anthroposophie, die als eine Gesamt-Apokalypse in unsere Gegenwart hereingestellt worden ist. Diesem großen inspirativen Erkenntnisanstoß verdanken auch die hier vorgelegten Betrachtungen ihr Dasein.

* Als „Esoterische Betrachtungen“ in Buchform herausgegeben im Philosophisch-Anthroposophischen Verlag, Dornach bei Basel.

VOM WESEN UND AUFBAU DER APOKALYPSE

Die Menschheit ist in Entwicklungen eingetreten, für die ihr selber noch die Begriffe fehlen. Man tastet nach neuen Ausdrücken. So kommt es, daß man das Wort „apokalyptisch“ immer häufiger hört, und daß sogar die Zeitungen von „apokalyptischen“ Schicksalen sprechen. Man bedient sich, ohne sich allzuviel dabei zu denken, dieses Wortes, weil man meint, daß sein intensiverer Klang etwas von der überdimensionalen Rätselhaftigkeit wiedergebe, vor die man sich heute gestellt fühlt. Nicht Viele denken daran, daß es sich um einen biblischen Begriff handelt, ja um die Bezeichnung des am Schlusse des Neuen Testaments stehenden Buches: der „Offenbarung des Johannes“. Man macht sich nicht klar, daß Apokalypse „Enthüllung“ bedeutet, das Zerreißen des Vorhangs vor einer Welt, die man für gewöhnlich nicht kennt und in Rücksicht zieht, die sich aber heute immer zwangsläufiger aufdrängt, so daß man sich ihr nicht mehr entziehen kann. Durch die zerberstende und zerreißende Oberfläche des Lebens bricht sich von den Welthintergründen her etwas Bahn, von dem die Menschheit in den „aufgeklärten“ Zeiten, die hinter uns liegen, nichts hat wissen wollen. Die bis dahin geschlossenen Tore der übersinnlichen Welt tun sich auf. Die ganze Hochspannung der Gegenwartsschicksale rührt davon her, daß gewaltige Enthüllungen und Entladungen stattfinden. Nur sind die Augen der Menschen weithin noch gehalten; die Suggestion der materialistischen Anschauungs- und Denkungsweise hält die Seelen noch in ihrem Bann. Die Menschen glauben, unter sich zu sein und in ihrem Kreise dasjenige auszumachen, was an Auseinandersetzungen fällig ist. In Wirklichkeit mischen sich längst Kräfte und Wesenheiten aus anderen Sphären als handelnde Personen in die Arena des irdischen Geschehens.

Viele fangen jedoch an zu fühlen, daß, was heute geschieht, nicht mehr aus den Begriffen zu verstehen ist, die man sich vor dem Vorhang bildet. Durch die Reihen der religiös heimatlos gewordenen modernen Menschen geht eine große, wenn auch noch unbestimmte Sehnsucht. Dem religiös Suchenden kann es heute nicht viel helfen, wenn man ihn bloß auf das zurückverweist, was sich vor 2000 Jahren zugetragen hat. Er muß einen unmittelbar gegenwärtigen Erlebnisanschluß haben und sich mit geistigen Kräften berühren, die heute wirksam sind. Goethe läßt seinen Faust, der vom Osterspaziergang heimkehrt und

sich in seiner Studierstube niedersetzt, um das Johannesevangelium zu übersetzen, diese Sehnsucht aussprechen: „Wir lernen das Überirdische schätzen, wir sehnen uns nach Offenbarung“. Heute könnte man die Worte, die bei Goethe immer noch etwas Idyllisch-Unverbindliches haben, unter den Blitzen eines Gewitterhimmels wahrhaft apokalyptischer Schicksale abwandeln: „Wir lernen das Überirdische am eigenen Leibe erfahren; wir sind angewiesen auf Offenbarung. Wir kommen nicht einen einzigen Schritt vorwärts ohne einen neuen Offenbarungsquell.“ Kann das Büchlein im Neuen Testament, von welchem das Wort „apokalyptisch“ hergenommen ist, Wege zur Erfüllung dieser Sehnsucht und Notwendigkeit weisen?

Die Offenbarung des Johannes steht in einem eigenartigen Ruf. Viele Menschen glauben, wenn von ihr die Rede ist, sogleich einen gewissen Sektengeruch wahrzunehmen. Sie vermuten darin nichts als die Phantastik und den Aberglauben längstvergangener Zeiten. In der Tat hat der Materialismus mancher Sekten die Apokalypse dazu benützt, um allerlei kleine und große religiöse Egoismen damit zu verbrämen.

Andererseits ist die Problematik, vor die wir durch die heutigen „apokalyptischen“ Schicksale gestellt sind, das Ergebnis der allermodernsten Entwicklungen. Die bestaunten neuen Fortschritte des organisatorischen, wissenschaftlichen und technischen Denkens, die schwindelerregenden Entdeckungen und Erfindungen des Menschengestes, die zum Beispiel die sogenannte Atomforschung und das Arbeiten mit der Atomenergie gezeitigt haben, sie haben die schier unlösbaren Fragen und Aufgaben heraufgeführt, mit denen die gegenwärtige Menschheit fertig werden muß. Wie soll Licht für die moderne Problematik aus einem so altmodischen Buch gewonnen werden können?

Und trotzdem, die Offenbarung Johannis steht nicht umsonst am Ende der Bibel. Sie greift nicht umsonst am allerweitesten über die Ebene der Evangelien hinaus. Man muß, um bis zu ihr vorzudringen, durch alles andere, die Evangelien, die Apostelgeschichte, die Paulusbriefe, bereits hindurch sein. Auf dem Gipfel, dem höchsten Niveau des Neuen Testamentes, da erst steht dieses Buch. Recht verstanden ist es die heilige Schrift eines fortgeschrittenen Christentums. Es kann und wird das Richtbuch eines modernen, wirklich zeitgemäßen, dann aber auch wieder apokalyptisch werdenden Christentums sein. Daß die Apokalypse noch nicht aktiviert ist gegenüber den heutigen Problemen, ist eine Folge davon, daß das Christentum in seiner kirchlichen Verwirklichung weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist, wie überhaupt der Mensch nicht mitgekommen ist mit dem stürmisch vorwärtsrollenden Rad seiner eigenen Entdeckungen und Erfindungen. Die Technik hat sich entwickelt und die modernen Probleme hervorgebracht. Der Mensch blieb unentwickelt und das Christentum auch. Es hat nicht aus der Sphäre der Evangelien heraus und über diese hinaus seine fortschreitende Metamorphose gefunden. Hätte es sie gefunden, wir stän-

den nicht so rat- und ideenlos den heutigen Schicksalen gegenüber. Wäre das Christentum schon bei der Apokalypse angelangt, so könnte unser Zeitalter getrost immer noch apokalyptischer werden. Man hätte dann in viel höherem Maße die Möglichkeit, in die Räder des abwärtsrollenden Wagens moderner Zivilisation wirksam mit christlicher Erkenntnis und Kraft einzugreifen.

*

Den Schritt vom Alten zum Neuen Testament hat die Christenheit keineswegs schon wirklich vollzogen. Das Christentum ist, recht verstanden, die Religion des offenen Himmels, das heißt, die Religion einer Menschheit, vor der sich der Vorhang, der die irdisch-sinnliche Welt von der Sphäre des Übersinnlichen abtrennt, aufgetan hat. Demgegenüber war die Gottesverehrung des Alten Bundes die Religion des verschlossenen Himmels. Der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Salomonischen Tempel war das zentralste Symbol der alttestamentlichen Frömmigkeit. Als unantastbare Scheidewand verwies er dem Menschen jedes Streben nach einem wahrnehmenden Erleben des Übersinnlichen; er schärfte ihm ein, daß das Göttliche in einer Welt wohnt, der er sich nicht annähernde dürfe erkennend näherzutreten.

Nicht immer hat die Menschheit vor dem verschlossenen Vorhang gelebt. Je weiter wir in die Anfangsrunden der Geschichte zurücktauchen, um so lebendiger umgibt uns die Welt eines alten Schauens. Wir treffen auf eine Menschheit, die den Sinn noch nicht so deutlich auf die irdische Wahrnehmungswelt gerichtet hielt, die dafür aber kindlich träumend noch in die Welt der Engelreiche und der anderen übersinnlichen Wesenheiten in und über dem Erdendasein hineinschauen konnte.

Einmal mußte die Menschheit, um in der Entwicklung des individuellen Freiheitserlebnisses mündig zu werden, den Bereich der schauenden Gottesnähe verlassen. Zugunsten der irdischen Wahrnehmungsdeutlichkeit und Wachsamkeit mußte das ahnende Schauen der Geisteswelt erlöschen. Zugunsten der äußeren Tüchtigkeiten mußte der Mensch sich immer ausschließlicher auf das Irdische konzentrieren und schließlich so leben, als ob es gar keinen Himmel gäbe. Diese Entwicklung einzuleiten, war eine der Aufgaben der alttestamentlichen Strömung, die durch das Zeichen des Vorhanges das Erlebnis des Abstandes von Gott und schließlich auch das der schauervollen Gottferne begründete.

In der Golgatha-Stunde verliert das Prinzip des Stehens vor dem verschlossenen Vorhang seine Gültigkeit und Kraft. Das Zerreißen des Vorhanges im Tempel war wie ein göttliches Symbolisieren. Die Zeit ist abgelaufen, in welcher der Mensch aus dem Bereich der erkenntnisgetragenen Gottesnähe hervorgezogen war. Von jetzt an kann er, der einmal aus der Welt des alten Schauens in die schauenslosen Zeiten hatte eintreten müssen, die Anfänge eines neuen Schauens finden. Die unermeßliche Güte der Vorsehung lag darin, daß

der Himmel der Menschheit vor dem Vorhang im entscheidungsvollsten Augenblicke ihrer Entwicklung entgegenkam. Daß ein höchstes Gotteswesen sich mit irdischer Sichtbarkeit bekleidete und das volle Erden-Menschen-Schicksal auf sich nahm, war die größte Offenbarung der Gottesliebe, die Anpassung der Gottheit an eine Menschheit, die das Schauen der Geistessphäre verloren hatte. Von nun an aber mußte und konnte sich durch den Anschluß der Seele an das Sterben und Auferstehen Christi der Funke und das Feuer des neuen Schauens entzünden. Das erste Christus-Ereignis, das sich auf dem Plan der physischen Sichtbarkeit zugetragen hat, sät in die Herzen, die sich dafür auf tuten, den Samen der Kraft, durch welche die Menschheit des zweiten Christus-Ereignisses, des im Übersinnlichen aufleuchtenden und fortschreitenden Wiederkunfts-Mysteriums, teilhaftig wird. Erste große Lichter der neuen Offenbarung, der Christuszukunft, die ein neues Bewußtsein voraussetzt und erzeugt, leuchten bereits im urchristlichen Zeitalter auf. Damaskus und Patmos sind die Licht-Augenblicke, in denen das Prinzip des zerrissenen Vorhangs auf die Menschheit zukommt.

Zunächst ist in den 2000 Jahren christlicher Entwicklung das Prinzip des verschlossenen Vorhangs nur immer mächtiger geworden. Immer restloser hat die Menschheit die Organe für das Übersinnliche verloren und ist in die äußersten Extreme des Materialismus gestürzt. Wann wird die Kraft des Christentums als der Religion des offenen Vorhangs in die durch den Materialismus chaotisierten Weltverhältnisse eingreifen? Bis 1910 oder 1914 war es noch nicht so verhängnisvoll, im Alten Testament stecken zu bleiben und immer noch weiter von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Gott und dem Menschen zu sprechen. Dann aber trat der Ozean über die Ufer. Von der anderen Seite her drangen durch den zerrissenen Vorhang die hochschlagenden Wogen des Übersinnlichen herein. Manch einem mag es angesichts der gegenwärtigen Weltverhältnisse paradox vorkommen, wenn gesagt wird: heute leben wir unter einem offenen Himmel. Eher könnte er verstehen, daß wir vor und in einer aufgetanen Hölle leben. Beides trifft zu. Der Abgrund der Unterwelt hat den Deckel gesprengt, der ihn verschlossen hielt. Aber auch der Vorhang vor dem Allerheiligsten ist weggezogen. Es gibt nur noch die Wahl, n u r die Gewalten, die dem Abgrunde entsteigen, wirken zu lassen, oder durch den michaelischen Seelen-Mut, der das Christentum endgültig dem Banne des Alten Bundes entreißt, a u c h die helfende Macht der sonnenhaften Geistigkeit zu ergreifen, die das Wesen der neuen Christus-Nähe ist, und sich zu den ihr angemessenen Steigerungen des Bewußtseins und des Seins aufzuschwingen.

*

Die Offenbarung des Johannes ist das Lesebuch des zu sich selbst kommenden Christentums. Es lehrt, in der Welt, die hinter dem offenen Vorhang ist, zu lesen. Wie tasten wir uns an diese Welt heran? Plato, einer der letzten, die

mit den Augen der alten Weisheit schauen konnten, sprach von der Welt der realen Ideen, der Urbilder aller irdischen Kreatur, von denen es im Sinnenbereich nur verzerrte Abbilder gibt. Die Gedanken, die im Haupte des Menschen aufleuchten, sind nach Plato nur verblaßte Erinnerungen an die lebendigen Ideen im Reich der Urbilder, in welchem die Seele vor der Geburt geweilt hat. Das menschliche Denken begibt sich durch Selbststeigerung und Erkräftung auf den Weg des Schauens, wenn es sich von der bloßen Betrachtung der Abbilder zum wahrnehmenden Vertrautwerden mit den Urbildern aufschwingt. Lernen wir, in dem aufgeschlagenen Buch der geistigen Welt, in den reinen Urphänomenen zu lesen, so gewinnen wir aus diesem erhöhten, zu sich selbst gekommenen Erkennen auch die wunderbarsten Anleitungen für die Gestaltung des Lebens auf der Erde. Was ist schließlich der Sinn unseres Erdendaseins, wenn nicht der: den himmlischen Ordnungen auf Erden reine Spiegelungen zu verschaffen! Auf der Erde herrscht Unordnung und Chaos, weil der Anschluß an die geistige Welt, die unsere Sinneswelt überall durchdringt, verloren worden ist. In der Welt des Geistes sind die Urbilder. In ihrem Sein sind sie die heilig-wirklichen Gedanken Gottes selbst. Insofern sie in Bewegung und also Träger eines Geschehens sind, zeigen sie uns das Tun und Handeln der himmlischen Hierarchien; sie folgen dem Prinzip des heiligen Handelns. Wir auf Erden handeln ungeistig und unheilig. Aus unserem Denken und Tun ist die Ordnung der geistigen Figuren, Symmetrien und Harmonien gewichen. Wie finden wir das Prinzip des wahren Erkennens und der „heiligen Handlung“ wieder?

In der Apokalypse versteht man nicht das Ganze aus dem Einzelnen, sondern das Einzelne aus dem Ganzen. Das Ganze aber bietet sich uns in der Dynamik und in den Gesetzen des durch Spannung und Entspannung fortschreitenden Entwicklungsganges dar. Nur durch bewegliche Begriffe, durch ein male-risch-musikalisch-plastisches Mitgehen, sehen wir die großen Figuren und Werdekreise auseinander hervorgehen.

Den Anfang bildet die übermächtige Christus-Begegnung des Apokalyptikers, die wir seine Damaskus-Stunde nennen können. Dies Zerreißen des Vorhangs löst eine große in Kreisen aufsteigende Höhenbewegung aus. In der Seele des Sehers von Patmos erwacht der johanneische Adler, der nun in wachsenden Kreisen emporsteigt.

Die erste Runde bleibt noch nahe bei der Erde. Sie spiegelt sich in den sieben Sendschreiben. Sieben vielleicht unscheinbare urchristliche Gemeinden in Kleinasien erscheinen wie eine im Kreise angeordnete Quintessenz der Menschheit, wie eine zyklische Zusammenfassung der Phasen der Geschichte. In sieben Stationen wird die Frucht der großen vorchristlichen Kulturepochen sowie eine keimhafte Vorwegnahme der zukünftigen Werdekreise sichtbar.

Auf die noch erden-nahe vorbereitende Runde folgen in mächtiger, weltumspannender Spirale die drei Siebenerkreise der übersinnlichen Wahrneh-

mung: die 7 Siegel, die 7 Posaunenklänge, das Ausgießen der 7 Zornesschalen. Die Siegel blühen auf zu geistigen Bildern, die sich einem inneren Sehvermögen zeigen. Die Posaunenklänge sind eine höhere Wortsprache, die ein inneres Hören voraussetzt. In der letzten, heiligsten Runde folgt auf Bild und Wort das Wesenhafte. Reale Wesensberührung mit überirdischen Kräften und Wesenheiten erschließt sich inneren Organen, die eine geistige Oktave des Tastsinns und Spürvermögens sind.

Jede der drei oberen Siebenheiten quillt aus einem Grund-Motiv, aus einem apokalyptischen Schlüssel-Urbilde hervor, die Siegel aus dem Buch, die Posaunen aus dem Altare und die Zornesschalen aus dem Tempel im Himmel. Wir ahnen: Das Buch im Himmel enthält in seinem Bilderweben das göttliche Erkennen, das uns zur Quelle werden kann für die Heiligung unseres Denkens und Erkennens. Altar und Tempel im Himmel enthalten den Kultus, das „heilige Handeln“, dessen Vollzug alles Geschehen in den göttlichen Welten umschließt und deshalb die Quelle zur Heiligung unseres Wollens und Handelns werden kann.

*

Den wichtigsten Schlüssel für den dynamischen Schritt, die dramatische Architektur der Johannes-Apokalypse bietet uns die Schilderung, die Rudolf Steiner von den drei Stufen der übersinnlichen Erkenntnis, Imagination, Inspiration, Intuition, gibt. Alles abstrakte und dogmatische Sprechen von Inspiration und dem übernatürlichen, inspirierten Ursprung der neutestamentlichen Schriften wird abgelöst von einer konkreten Beschreibung dreier Sphären erhöhter Wahrnehmung, zu denen sich der Menschegeist, getragen von der Gnade der göttlichen Welt, erheben kann. Für das letzte Buch des Neuen Testaments beantwortet sich dadurch nicht nur die Frage nach der Quelle, aus der es geschöpft ist. Die Apokalypse erscheint in ihrem Grundriß selbst als eine Landkarte der Provinzen und Sphären des aufsteigenden übersinnlichen Erkennens. Wächst der Mensch über die bloße irdische Sinneswahrnehmung und Verstandeserkenntnis hinaus, so eröffnet sich ihm zuerst ein geistiges Sehen, ein Erkennen in Bildern: die Stufe der Imagination. Das Schauen wird im Weiterschreiten von dem übersinnlichen Hören, dem Ton- und Wort-Erleben der Inspiration, abgelöst. Das Wort „Inspiration“ bezeichnet hier einen exakten, speziellen geistigen Tatbestand, es bleibt nicht jener undurchdachte, unterscheidungslose Sammelbegriff älterer dogmatischer Anschauungen. Die dritte Stufe ist die der Intuition, der wesenhaften Berührung und Durchdringung. Oft wird in einem ziemlich oberflächlichen Sinne von einem intuitiven Element gesprochen. Im geistig-exakten Sinne ist Intuition ein Tastsinn und Spürvermögen höherer Art. Wenn man ein Organ hat für das, was einen als seelische Atmosphäre umströmt oder was von einem Menschen als Wesenhaftes, Substantielles ausstrahlt, so ist das eine irdische Abschattung dessen, was auf dem geistigen Wege die Stufe der Intuition ergibt.

Die Siegel am Buche, die Posaunenklänge am Altar, die ausgegossenen Schalen aus dem Tempelinnern, sie sind die apokalyptischen Ausdrucksmittel für die drei Stufen der übersinnlichen Wahrnehmung.

Wahre Dichtung ist auf ihren Gipfeln durchaus mit dieser Rangordnung des Geist-Erlebens vertraut. So tauchen in Goethes „Faust“ die drei Stufen in so klassischer poetischer Prägung auf, daß es nicht unberechtigt ist, dieses Werk auch als eine Apokalypse zu bezeichnen. Der Hauch und Geschmack des imaginativen Erkennens durchweht die Dichtung vom Türmerlied des Lynkeus:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt...

bis hin zu dem Satz im Chorus mysticus:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.

Die durch Begeisterung und Weisheit bewirkte Seelen-Erhöhung entsiegelt das um uns herum ausgebreitete Buch der Natur; alles wird zum Bilde, weil in den Abbildern die Urbilder aufleuchten.

An wichtigsten Quellpunkten der Faustdichtung ist es, als ob Blitze die Bilderwand des zum Schauen werdenden Sehens zerrissen, und die Sphäre der Inspiration spricht in großen feierlichen Motiven ihr eigenes Wesen aus. So bereits im Erzengel-Hymnus am allerersten Anfang des Prologs im Himmel:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang...

Und wieder zu Beginn des zweiten Teiles in den Worten Ariels, des Gebieters der Naturgeister:

Horchet, horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsentore knarren rasselnd,
Phoebus' Räder rollen prasselnd,
Welch Getöse bringt das Licht!
Es drommetet, es posaunet...

Die Sphäre des Welttones, die sich sonst hinter dem Licht verbirgt, bricht hervor und steigert beim Sonnenaufgang ihr Wort zum apokalyptischen Posaunenschall.

Am Schluß kommt schließlich auch das intuitive Element, das als dramatische Wesenhaftigkeit die Dichtung in wachsendem Maße durchpulst, zur reifen Selbstbezeichnung. Es spricht sich in zwei polarisch verschiedenen Seelentönen aus: der Pater Seraphicus vermag es, die erhaben-selige Ruhesphäre der substantiellen Gegenwart Gottes, in welcher die Liebe Speise und Trank der Geister ist, verspüren zu lassen:

Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Äther waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Der Pater Ecstaticus läßt die Sphäre der Intuition durch das aufschäumende menschliche Temperament hindurch erscheinen. Wie der Lichtstrahl sich in einem fremden Elemente farbig bricht, so offenbart sich durch das Menschliche hindurch die Wesenhaftigkeit der kosmischen Liebe nicht einfach als reife, wohltuende Wärme, sondern apokalyptisch als verzehrendes, läuterndes Feuer:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebesband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteskust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich:
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

*

Es gibt Spiegelungen der drei höheren Erkenntnis-Ebenen in allen Lebensgebieten, so auch in den großen Sehnsüchten, die den Anbruch eines neuen Bewußtseins ankündigend, durch die Seelen der Menschheit ziehen, hier und da bewußt, zumeist aber tief unbewußt in chaotischer Verwirrung.

So macht sich seit einigen Jahrzehnten ein heftiger Hunger nach Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit bemerkbar. Die Menschen haben, ohne es deutlich zu bemerken, das Bücherlesen verlernt. Wie über Nacht ist die Fähigkeit und das

Bedürfnis zur Aufnahme abstrakt-intellektuell formulierter Literatur, wie auch die Kraft des kopfmäßigen Gedächtnisses erloschen. Die Lust am Lesen muß vielfach durch die den Büchern beigegebenen Illustrationen aufrechterhalten werden. Mit dem Bildhunger kam die Unzahl von illustrierten Blättern auf, von denen nunmehr die Menschheit überschwemmt ist. Man gewöhnt sich groteske Redewendungen an, die nichts anderes als das Erlöschen der Leselust beleuchten, indem zum Beispiel einer den andern fragt: Hast du diese oder jene illustrierte Zeitung schon gelesen? Man sagt noch „lesen“, man meint aber nur das durchblättern der Bilder, das ohne jede Anstrengung des Verstandes verläuft. Bis in die akademischen Kreise hinein hört das Bücherlesen im alten eigentlichen Stil auf und wird von einer Art Blättern in den Büchern abgelöst. Es sei denn, daß das Lesen schon wieder ganz neu erlernt worden ist im Zusammenhang mit den neu im Menscheninnern auftauchenden Seelenkräften, die sich zunächst nur verworren ankündigen. Der Bildhunger des Zeitalters, verbunden mit der Ablehnung des Abstrakt-Verstandesmäßigen, ist ein deutliches Symptom dafür, daß die Menschheit durch die Zeitschicksale an die Sphäre des imaginativen Erkennens herangedrängt wird. Zunächst aber wird diese Sphäre nicht ergriffen. Dazu würde auch eine erkrankte, die innere Feigheit überwindende Seelenaktivität erforderlich sein. Statt dessen hat sich die Menschheit durch das Kinowesen eine Art Bastard unterschieben lassen. Eine Scheinbefriedigung des Bildhunger ist eingetreten, die aber zugleich die Keime des wahren Bildsinnes in der Seele gefährdet, wenn nicht gar abtötet.

Man kann gleicherweise von einem wachsenden Musikhunger in den Menschen der Gegenwart sprechen. Viele Menschen sind geradezu heißhungrig auf Musik. Darin ist noch etwas anderes wirksam als ein bloßes Verlangen nach Zerstreuung. Aus der heranbrandenden Welt des Übersinnlichen übt auch die Ebene der Inspiration eine magnetische Wirkung auf die Seelen aus. Die geistige Sphäre der Posaunen und Harfen wird dunkel gesucht. In den Konzerten, an denen die Menschen teilnehmen, weht aber nur noch ganz selten die Klangwelt der Inspiration mit. Das ist vielleicht weniger auf das Schuldkonto der Musizierenden als vielmehr der Zuhörenden zu setzen. Die Menschen werden rapid unmusikalisch. Trotz des Musikhunger verlernten sie unter den Einwirkungen der heutigen Zivilisationsverhältnisse das Zuhören. Die Poren der Seele für die eigentliche Klangwelt hinter der Musik schließen sich immer mehr. Auch hier ist der sich dunkel nach neuem Geist-Erleben sehnenen Menschheit ein Bastard untergeschoben worden. So nützlich das Radio für viele Zwecke des modernen Lebens sein mag, so sehr hat es doch auch zum Verdorren der Musikalität und der Fähigkeit des Hörens in den Seelen beigetragen.

Die vielgestaltigste und unwiderstehlichste Sehnsucht, die sich in unserem Zeitalter geltend macht, ist ein chaotisches Angezogenwerden von der Ebene der Intuition. Es ist nicht nötig, ausführlich auf alle die Formen hinzuweisen, die der Liebhunger, die Sehnsucht, aus inneren Einsamkeiten

erlöst zu werden, das Verlangen nach menschlicher Berührung usw., annimmt. Ein unermeßlicher Ozean von menschlichen Sehnsüchten und Wünschen ist durch die Veränderungen, die das Schicksal in der Menschheit hervorgerufen hat, aufgewühlt. Irrungen und Wirrungen sonder Zahl sind das Ergebnis. Denn nicht zuletzt durch die Erfüllungen, die der Liebeshunger findet, die aber fast durchweg nur Scheinerfüllungen sein können, wird das Chaos des Empfindens vollständig gemacht. Die aufgewirbelten, aufschäumenden Wogen dieses Ozeans werden sich erst dann glätten, wenn die Menschheit bemerkt, daß eben gerade diese Art von Sehnsüchten über das irdische Gebiet hinausführen will. Hier wird die neue umfassende Mission, die das religiöse Leben in veränderter Zeitlage hat, sichtbar. Der Bildhunger wird gestillt, wenn aus neuer, der Imagination mächtiger Weisheit gelehrt wird. Der Tonhunger verlangt nach einem von wirklicher Inspiration durchwehten künstlerischen Leben. Der Liebeshunger zielt letzten Endes auf die von Intuition durchpulste Sphäre eines erneuerten religiösen Lebens, das, getragen von der „heiligen Handlung“, die aufgewühlten Willenstiefen des Menschen ordnet und heiligt.

*

Die Apokalypse steht nicht nur äußerlich am Schluß des Neuen Testaments und damit des Bibel-Ganzen. Sie ist, insbesondere auch durch die großartige Figur ihres architektonischen Aufbaues, eine Vollendung und Krönung sowohl der neutestamentlichen wie der alttestamentlichen Schriften. Das Licht ihrer Struktur, die alle Ebenen und Stockwerke des höheren Erkennens umfaßt, leuchtet rückwärts und läßt vor unserem staunenden Auge die gleiche Ordnungs-Figur im Neuen und im Alten Testament sichtbar werden. Die Anordnung und Gruppierung der biblischen Schriften ist keine zufällige; sie folgt dem Steige-Gesetz, nach welchem auch der Adler des Johannes-Genius die apokalyptischen Runden der großen überirdischen Siebenheiten nach oben zu durchmißt. Der Kanon sowohl des Neuen wie des Alten Testaments faßt die biblischen Schriften zu je drei Gruppen zusammen, von denen jede eine der drei Stufen der übersinnlichen Wahrnehmung repräsentiert. Die alttestamentliche Dreiheit der historischen, poetischen und prophetischen Bücher, die entsprechende neutestamentliche Dreiheit der Evangelien, der Briefe und der Johannes-Offenbarung führen durch die Sphären von Imagination, Inspiration und Intuition hindurch, wie das in der Apokalypse die drei Siebenerkreise von Siegeln, Posaunen und Zornschalen tun. Die Bücher Mosis, die Bücher der Richter und der Könige füllen mitsamt den anderen „geschichtlichen“ Schriften innerhalb des Alten Testaments durch ihre erzählende Rückschau die Stufe des Bildes aus. Dasselbe gilt im Rahmen des Neuen Testaments, obwohl die Quell-Sphäre des Johannes-Evangeliums bereits oberhalb der Imagination liegt, von den vier Evangelien und der Apostelgeschichte. Sie sind heilige, aus geistigem Schauen geschöpfte Bilder-Bücher; wie die historischen Schriften des Alten

Bundes in die Urbeginne der Schöpfung und in die Geschichte des Volkes, so schauen sie in das Christusleben als den Urbeginn einer neuen Schöpfung sowie in die Geschichte der Apostel-Zeit zurück.

Die Stufe der Inspiration wird im Alten Testament durch den Psalter, die salomonischen Sprüche, das Buch Hiob und die übrigen sogenannten poetischen Bücher, im Neuen Testament durch die Briefe des Paulus und der anderen Apostel repräsentiert. Hier waltet das beseelte, geistgeschöpfte Wort-Element. In das menschliche Wort, sei es das poetische, das sich dem Herzen des Beters entringt, sei es das unterweisende und leitende, das die Apostel aus der Reife ihrer Seele sprechen, fließt das durch inneres Hören vernommene Sprechen einer höheren Welt mit ein.

Der dritten Stufe, der Ebene der Intuition, wo Bild und Wort von wesenhafter Geist-Berührung und Kraft-Durchdringung überhöht werden, gehört im Alten Testament die reiche Fülle der prophetischen Bücher an; im Neuen Testament steht diesen einzig und allein die Johannes-Apokalypse gegenüber. Hier entreißt sich der Blick der Seele allem bloßen Zurückschauen in die Vergangenheit; er schwingt sich auch hinaus über die Ebene des gegenwärtig gesprochenen Wortes in Gebet und Lehre; er dringt durch alle Feuerzonen der Prüfung zur prophetischen Zukunftsschau hindurch. Dieser Durchbruch ist nur möglich durch ein Aufwachen der sonst schlafenden tiefsten Willensschichten in der menschlichen Seele. Das Frei-Werden des Geisteswillens ist die Geburt der Intuition: Die geläuterte wesenhafte Substanz der Seele vermag sich zu berühren und zu durchdringen mit der Wesenhaftigkeit der Welten, in deren Schoß das Zukünftige schlummert.

Angesichts der biblischen Schriften, die der Intuitions-Stufe angehören, in ausgesprochenstem Maße angesichts der Offenbarung des Johannes, versagt endgültig der bloße intellektuelle Gedanke. Wer noch glaubt, durch verstandesmäßige Ausdeutung ihrer Bilder an die Apokalypse herankommen zu können, ist von der Sphäre, zu der sich hier der Kanon des Neuen Testaments empor-schwingt, nicht berührt. Diese letzte Schrift der Bibel ist das klassische Buch der intuitiven Geist-Erfahrung; jedes Wort in ihr ist von der Substanz der unmittelbaren göttlichen Anwesenheit gesättigt. Sie muß mehr mit dem geistig-erwachten Willen als mit dem bloßen Kopfgedanken gelesen werden. An ihr wird die Menschheit lernen, in willensdurchtränkten Begriffen zu leben, das heißt, alle Abstraktion und bloße Theorie hinter sich zu lassen und in die schöpferische, ganzmenschliche Erkenntnisart hineinzuwachsen, der sich, wenn sie mit Ehrfurcht verbunden ist, die schöpferische Kraft-Sphäre der geistigen Welt neigen kann.

Sucht und tastet nicht unser Zeitalter überall nach Willenserkenntnis, nach einer Gedankenart, die näher am Wollen und Handeln liegt als der abstrakte Intellektualismus und deshalb den tragischen Abgrund zwischen Theorie und Praxis zu überbrücken vermag? Unter der Suggestion des Materialismus wird

man noch lange glauben, die ersehnten Willensgedanken auf dem Felde des technischen Handelns, der praktischen Nützlichkeiten zu finden. Man wird dabei aber nicht nur dem Geistigen im allgemeinen, sondern vor allem dem Menschlichen und dadurch sich selbst immer mehr entfremdet. Man lächelt verächtlich nicht nur über die Philosophen mit ihren weltfremden Gedankengängen, sondern schließlich über die Wahrheit selbst. Das Macht-Prinzip bleibt allein übrig mit seinem Grundsatz: wahr ist, was nützt. Die Menschheit sucht mit Recht nach Willensgedanken. Läßt sie aber nur gelten, was der ungeläuterte, brutale Wille nach Macht an Gedanken hervorbringt, so verfällt sie dem Abgrund der Geist-Entfremdung und des Menschen-Unterganges. Die Apokalypse als Krönung der Bibel ist die reife Frucht des Erkennens, zu dem der Wille erwacht, der auf dem Pfad der Läuterung und Geist-Suche an die Sphäre der Intuition herandrängt. Hier allein kann wahre Weisheit und Kraft zur souveränen Meisterung der apokalyptisch gewordenen Lebensprobleme gefunden werden. —

Die Johannes-Offenbarung ist als Ganzes aus dem Quell höherer Erkenntnis geflossen, den sie selbst in der letzten Siebener-Runde beschreibt: Aus dem Tempel im Himmel tragen die priesterlich-dienenden Engel die goldenen Schalen hervor. Wird die Menschheit den Sinn der Intuition erfahren, indem sie aus diesen Schalen die Liebe Gottes trinkt, oder muß sich, was sich aus den Tempel-Gefäßen ergießt, der Menschheit zum Unheil in das Gegenteil der Liebe verkehren? Die Apokalypse ist das intuitive Warn-Wort Gottes. Sie soll der Menschenseele den Weg zur wahren Wesens-Erfüllung zeigen.

I. DAS TOR DER VOLLENDUNG: DER MENSCHENSOHN

Das erste Kapitel

In allem und jedem ist die Offenbarung Johannis eine Beschreibung übersinnlicher Tatbestände. Sie gibt wieder, was schauend, hörend oder tastend in der Welt des Übersinnlichen wahrgenommen wird. Alle Deutungsversuche, die auf der Frage beruhen, welche irdischen Tatsachen mit den Bildworten der Apokalypse gemeint seien, müssen fehlgehen. Umgekehrt: die Buchstaben des Irdischen werden benützt, um auf Überirdisch-Geistiges hinzudeuten. Und so kann die Frage nur lauten: Welche geistigen Wirklichkeiten und Vorgänge sollen wir durch das Transparent der Bilder, die aus der Welt der irdischen Gegenstände und Vorgänge entnommen zu sein scheinen, ahnen oder ertastend wahrnehmen?

Daraus ergibt sich, daß ein verstehendes Leben in der Apokalypse nur immer in dem Maße möglich war und ist, als in der Menschheit Organe für das Konkrete der übersinnlichen Welt lebendig sind.

Bis zum Ausgang des Mittelalters hat es immer Menschen gegeben, denen die apokalyptischen Bilder und Szenen vertraut waren, weil bis dahin immer noch Reste eines alten hellseherischen Bewußtseins lebten, dem sich imaginative Bilder geistiger Wirklichkeiten in die tagwachen Sinneswahrnehmungen und Gedanken hereinverwoben. Das Bilderfluten eines geheimen Atems und Pulsschlages der Welt erreichte die Seelen, die noch nicht auf die engen Konturen der bloß-irdischen Sinnesorgane und Kopfgedanken zusammengeschrumpft waren. So konnten Männer wie Joachim von Floris auf der Höhe des Mittelalters im Anschluß an die Bilder der Apokalypse den Weckruf vom Anbruch der Zeit des Heiligen Geistes an die Menschheit richten.

Aber der apokalyptische Sinn erstarb. Und es ist ein wichtigstes geistesgeschichtliches Symptom, daß an der Schwelle der Neuzeit und einer neuen christlichen Epoche Martin Luther selber gestehen mußte, daß ihm die Offenbarung des Johannes nichts sage, sondern im Gegenteil einen schweren Anstoß für seine Seele bedeute. 1522 schrieb er in seiner Vorrede zur Apokalypse: „Mir mangelt an diesem Buche nicht nur eines, es mangelt mir vieles daran, so daß ich es gar nicht für apostolisch oder prophetisch halten kann... Mein Geist kann sich in dieses Buch nicht schicken.“ Er meint, das

am Schluß des Neuen Testaments überlieferte Büchlein könne schlechterdings nicht von einem Apostel geschrieben sein. Er verstehe nicht, wie es habe in die Bibel hineinkommen können, und es wäre ihm lieber, es stände nicht darin. Zur Begründung führt er an: „Zuerst und vor allem gehen die Apostel nicht mit Gesichten um. Sie weissagen mit klaren und dürren Worten. Paulus und Petrus und die Übrigen im Evangelium reden doch auch mit klaren Worten, denn es gebührt dem apostolischen Amt, klar und ohne Bilder und Gesichte von Christus und seinem Tun zu reden.“ Zuletzt steigert er sich zu dem ganz radikalen Argument: er müsse dieses Buch ablehnen, „weil in ihm nichts von Christus steht“. Man fragt sich: Wie konnte ein Mann wie Luther, der so in der Bibel lebte und der einer ganzen Ära der christlichen Geschichte die Bibel gegeben hat, so sehr das fortwährende Hereinragen übersinnlicher Erfahrungen und Wahrnehmungen in die Evangelien und die apostolischen Briefe des Neuen Testaments verkennen? Und wenn schon die Apokalypse nicht von dem Menschen Jesus von Nazareth spricht, wie kann Luther die Augen davor verschließen, daß der Auferstandene und Wiederkommende, der Menschensohn auf den Wolken des Himmels, mit jedem Worte gemeint und das Herz-Thema des ganzen Buches ist?

Kaum ein Vierteljahrhundert bevor Martin Luther sein scharfes Urteil über die Apokalypse niederschrieb, 1498, war mit den Mitteln der jungen Buchdruckerkunst eine großartige Folge von 16 Holzschnitten erschienen, in welcher *Albrecht Dürer die Schauungen des Sehers von Patmos* wiedergab. Wären diese Blätter entstanden, wenn nicht ihr Schöpfer noch tief vertraut gewesen wäre mit der Bilderwelt des Apokalyptikers, von der sich Martin Luther mit einem so heftigen Widerwillen abwandte? Der künstlerische Sinn bewahrt länger als das theologische Denken ein Spürvermögen für die Welt des Schauens.

Abseits von der gelehrten Bildung gab es im Zeitalter Luthers noch weite Kreise, deren heilige Schrift die Offenbarung Johannis war: durch das Bauerntum nicht nur in Mittel- und Süddeutschland, sondern durch ganz Polen, Ungarn bis zum Balkan hin, ging damals eine mächtige apokalyptische Welle. Die Bauernkriege waren keineswegs bloß eine soziale Revolution. In den Seelen der einfachen Menschen flackerte noch einmal in stürmischen Visionen das alte hellseherische, nun aber zum Teil ins Schwarzseherische umschlagende Bewußtsein auf. Erschütternde Flammenzeichen eines hereinbrechenden Weltunterganges wetterleuchteten durch die Gemüter und gaben den Menschen den Mut, sich gegen die sozialen Bedrückungen aufzulehnen. Phantastische Kurzschlüsse, als ließen sich die großen Ziel-Bilder der Apokalypse, zum Beispiel vom himmlischen Jerusalem, unmittelbar auf dem sozialen Felde verwirklichen, beseelten die Züge der Bauern und Wiedertäufer. Darin lag wohl ein Teil der Tragik jener Zeitenwende, daß Männer wie Luther der durch Leidenschaften verzerrten Apokalyptik der Volksseele keine gesunde,

geistig-klare Auffassung der Apokalypse entgegenzustellen vermochten. Durch seine Verständnislosigkeit gegenüber dem letzten Buch der Bibel war Luther nicht imstande, in der Bauernbewegung den berechtigten Wahrheitskern zu sehen, und so blieb nur der restlose Bruch zwischen ihm und dem Volk: Die soziale Frage mußte nun immer heillos aus dem Schutzbereich des religiösen Lebens herausfallen und dem seelenlosen Bereich der bloßen Weltlichkeit und Organisation überlassen bleiben. Nicht zuletzt geht es auf die Tragik zwischen Luther und den Bauern zurück, daß die Apokalypse eine Sektenangelegenheit wurde und den materialistischen Vergröberungen und den phantastischen religiösen Egoismen und Fanatismen der sektiererischen Gruppen zum Opfer fiel.

Nur in stillen Seitenströmungen, denen der Görlitzer Schuster Jakob Böhme oder die Väter der schwäbisch-christlichen Theosophie, die Prälaten Joh. Albr. Bengel und Joh. Christoph Oetinger angehörten, wurde der Johannes-Offenbarung die Schätzung und das geist-offene Weisheitsstreben entgegengebracht, die ihr zukommen.

In der Gegenwart muß die Apokalypse im Brennpunkt der fälligen Bewußtseinswandlung stehen. An ihr kann sich das neu-erwachende erkenntnisbereite Bewußtsein von der übersinnlichen Welt entzünden und bewähren. In der übersinnlichen Sphäre, die unser Erdendasein durchdringt, spielt sich das eigentliche Geschehen unseres Zeitalters ab: das neue Kommen Christi. Alles, was sich physisch zuträgt, auch die großen Katastrophen mit ihren chaotisierenden und dämonisierenden Auswirkungen, sind nichts als irdische und unterirdische Schatten- und Gegenbilder davon. Da gilt es, sich endgültig von dem fundamentalen Irrtum Luthers freizumachen, der, weil er den Jesus der Evangelien nicht darin wiederfand, den gegenwärtigen und zukünftigen Christus nicht in der Apokalypse erkannte. Wer die dramatische Spannung zwischen Christ und Antichrist in der Apokalypse lesen lernt, kann diese Spannung auch im gegenwärtigen Zeitalter wiedererkennen und daraus für sein aktives Streben das gewinnen, was Richtung gibt und Ziele setzt.

*

Das Buch der Apokalypse ist eingerahmt von einem Prolog (1, 1 bis 1, 8) und einem Epilog (22, 6 bis 22, 21), die in manchen Stücken gleichlautend sind, aber so, daß die Motive der Einleitung nach dem Durchgang durch die Werdekreise des Buches am Schluß verwandelt und erfüllt erscheinen. Sowohl im Prolog wie im Epilog wird vor allem das Motiv ausgesprochen, welches das eigentliche Thema der Apokalypse ist: das neue Kommen Christi. Am Anfang heißt es: „Siehe, er kommt“ (1, 7). Am Schluß ertönt in bedeutungsvoller Dreimaligkeit der Satz, nun nicht mehr in der dritten Person, sondern im Ich-Stil von Christus selbst ausgesprochen: „Siehe, ich komme bald“ (22, 7; 22, 12; 22, 20).

Im Prolog ist der Satz, der auf das Kommen Christi hinweist, eine kurzgefaßte Quintessenz der ganzen Apokalypse, insbesondere in Hinsicht auf die ganzen Zyklen von Gewittern und Prüfungen, die im Fortschreiten des Buches geschildert werden: „Siehe, er kommt auf den Wolken; es werden ihn sehen alle Augen, die ihn durchstochen haben, und es werden in ein Angstgeschrei ausbrechen alle Geschlechter auf Erden.“ Die ganze Gewitterstrenge dieses Satzes wird aber nicht erfaßt, wenn man sich in der früher üblichen, materialistisch-tingierten Art den wiederkommenden Christus als den in einem bestimmten Zeitpunkt hervortretenden Richter, als den Vollstrecker eines äußerlichen Weltgerichtes, vorstellt. Die Wiederkunft Christi ist das Herankommen einer ganzen Sphäre. Die übersinnliche Welt als Ganzes naht sich mit donnernder Brandung. Die Wolken wollen zerreißen, die bis dahin den Wiederkommenden verhüllten. Auch der Teil der Menschheit, der bis ins Extrem den bloß-irdischen, im Grunde lieblosen Blick entwickelt hat, ohne zu wissen, daß er damit dem Göttlichen unablässig wehegetan hat, wird unentrinnbar der Wahrnehmung des Weltgewitters ausgesetzt sein. Aber es ist nicht so, daß auch die Christus-feindliche Menschheit den Christus als solchen schauen und darüber erschrecken wird, weil sie ihn nun als Richter fürchten muß. Es wird vielmehr so sein, daß die Menschheit, von tausend Schrecken und Erschütterungen durchzuckt, die Wirkungen der heranbrausenden Geistessphären wahrnehmen müssen, ohne das Wesen zu schauen, von dem diese Wirkungen ausgehen und dessen neue Nähe all diese erschreckenden Wirkungen überhaupt erst sinnvoll und erträglich macht. Es wird ein großes Gefühl von atembeklemmender Angst durch die Menschheit gehen, ohne daß durchschaut würde, woher es rührt. Die vielfältigsten Formen wird das Angstgeschrei annehmen, von welchem die Apokalypse sagt, daß es in der Menschheit ausbricht beim Herannahen der Christussphäre. Unter anderem mag es auch immer wieder dadurch in Erscheinung treten, daß die Menschen sich um so mehr in die Gebärden irdischer Kraft und in das Streben nach Macht flüchten, je mehr sich das Herannahen des Übersinnlichen geltend macht, dem offen ins Antlitz zu schauen die Menschheit zu schwach ist. Wenn der Christus sich neu offenbart, so kann das nicht einfach bloß ein Segen sein. Soweit die Menschen die Kraft noch nicht entwickelt haben, die Wolke und den Vorhang zu durchdringen; solange sie nur undeutlich spüren, daß da etwas herankommt, was sie nicht zu fassen vermögen, sind sie hilflos all den Gewitterstürmen und Heimtuchungen ausgesetzt, welche die Apokalypse in den sieben Siegeln, den sieben Posaunen und den sieben Zornesschalen schildert und die doch eigentlich den großen Himmelsdurchbruch auf Erden bedeuten.

Um die Formulierung zu verstehen, die das Motiv des Kommens Christi dreimal im letzten Kapitel des Buches findet — „ich komme bald“ —, müssen wir ein Gefühl für die besondere Sprache der Offenbarung Johannis ent-

wickeln. Wir können das versuchen im Anschluß an einen Satz, der gleichlautend im Prolog und im Epilog ertönt: „Denn die Zeit ist nahe“ (1, 3 und 22, 10). Wir haben hier ein deutliches Beispiel dafür, wie völlig unzureichend die heutigen Sprachen sind für die Wiedergabe des ganz besonders kraft-erfüllten Wortlautes, den das Griechisch der Apokalypse darbietet. Die dichte, gedrungene Sprache im Urtext der Apokalypse haben manche Theologen auf eine besondere Verwandtschaft mit dem Hebräischen zurückgeführt und so zugunsten ihrer Meinung geltend gemacht, die Johannes-Offenbarung sei eigentlich ein hebräisch geschriebenes jüdisches Buch, das nur ins Griechische übersetzt und christlich verbrämt worden wäre. In Wirklichkeit aber ist die Apokalypse bis in ihre Sprachart hinein mit der Substanz der Intuition gesättigt. Das Griechisch der Evangelien ist noch viel eher eine Menschen-sprache; hier dagegen haben wir es mit einem Griechisch zu tun, wie es Erzengel sprechen würden, wenn sie sich einer menschlichen Sprache bedienten. Übersetzt man den Satz *ὁ καιρὸς ἔγγυς* (*hó kairós engýs*): „die Zeit ist nahe“, so verfällt man doch sogleich dem Mißverständnis, das man allzulange der urchristlichen Anschauung entgegengebracht hat, nämlich der Meinung, die erste Christenheit habe auf ein bald bevorstehendes katastrophales Ereignis gewartet, das dann doch nicht eingetreten sei. In ganz ähnlichem Sinne pflegt man ja auch den Satz: „Siehe, ich komme bald“ mißzuverstehen. Das griechische Wort, das in der Lutherbibel mit „nahe“ übersetzt ist, ist sprachlich unmittelbar verwandt mit dem deutschen Wort „eng“. Es wäre bereits richtiger zu sagen: die Zeit ist eng, die Zeit drängt. Der Satz ist in der Tat eine Beschreibung davon, wie das innere Tempo und die innere Kräftefüllung der Zeit eine andere wird, wenn die Menschheit in apokalyptische Zeiten eintritt. Wenn der Christus kommt, ist die Zeit kraftgeladen und schwanger mit ungeheuren Schicksalen. Hinzu kommt, daß der griechische Text hier nicht das gewöhnliche Wort für „Zeit“ anwendet, sondern von dem *Kairós* spricht. Damit ist die ganz reifgewordene, erfüllte Zeit gemeint, die Gottheit der Zeit, die je und dann in den Strom des zeitlichen Werdens eintritt, allem Leerlauf ein Ende bereitend. Das Wort „nahe“ ist ja auch im irdischen Geschehens ein Ende bereitend. Das Wort „nahe“ ist ja auch im Deutschen eigentlich eine räumliche Bezeichnung, die wir nur häufig auch auf zeitliche Verhältnisse anwenden. Im Griechischen der Apokalypse muß man solchen Worten sozusagen ihren Raumcharakter zurückgeben. Wenn wir den ebenfalls apokalyptisch zu verstehenden Satz aussprechen: „Der Herr ist nahe“, so ist die Beziehung auf eine innere, seelische Raumhaftigkeit nicht schwer zu vollziehen. Statt mit dem Satz den Gedanken zu verbinden: „Es dauert nicht mehr lange, bis der Herr kommt“, können wir aus ihm auch die Vorstellung und Empfindung schöpfen: „Der Herr, der im Kommen ist, ist uns schon ganz nahe.“ Ähnlich können wir empfinden, wenn wir sprechen: „Die Zeit, der *Kairós*, ist nahe“. — So ist auch der Satz, der dreimal am Schluß des Buches vorkommt: „Siehe, ich komme bald“ nicht so zu verstehen,

daß das Urchristentum nur durch eine kurze Zeitspanne von diesem Ereignis getrennt gewesen wäre. Es handelt sich nicht um eine Zeitangabe im gewöhnlichen Sinne, sondern um eine dynamische Zeit-Charakterisierung. Gemeint ist: Ich komme in der gedrängten Zeit; ich komme in der Zeit, die eine ungeheure innere Beschleunigung in sich enthält und deshalb über die stets zu langsame Menschheit gewaltig hereinbricht. Ein Weck- und Warnruf klingt in solchen Worten mit. Daß Christus „bald“ kommt, kann eben auch heißen, daß er für eine unvorbereitete, schlafende Menschheit „zu bald“ kommt. Daß die Zeit „nahe“ ist, kann heißen, daß sie „kurz“, ja eigentlich immer „zu kurz“ ist in Anbetracht der Langsamkeit und Trägheit der Menschenseelen.

Der Epilog der Apokalypse umgibt aber nicht mehr wie der Prolog das Motiv des Kommens mit den großen Schrecknissen des Weltgewitters. Hier atmen wir bereits in der Luft, die durch Blitze und Donner gereinigt und klar ist. Und so kann zwischen dem zweiten und dritten Ertönen des Satzes vom Kommen Christi das Motiv des Kommens noch in einem wunderbaren Zwiegespräch laut werden, das zwischen Himmel und Erde anhebt: „Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es höret, der spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der trinke vom Wasser des Lebens umsonst“ (22, 17). Dem Kommen des Christus muß ein Kommen der Menschheit entsprechen. Kommt die Christussphäre an die Menschenebene heran, so müssen die Menschenseelen danach streben, näher an die Ebene des Geistes heranzukommen. Das will der Ruf besagen, der von der geistigen Welt her ertönt, wenn es heißt: Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Der Teil der Menschheit, der imstande ist, diesen Ruf zu vernehmen und zu befolgen, darf seinerseits durch die Kraft des Gebetes die Christussphäre herbeirufen und sprechen: Komm! Und dann ist es wieder der Himmel, der die Menschen einlädt zu kommen. Das Kommen Christi ist dann nicht mehr ein Schrecken, sondern es gibt der aufgeschlossenen Menschheit Anteil an den strömenden Wassern des Lebens.

Wenn dann am allerletzten Schlusse des apokalyptischen Buches zum dritten Male der Christusruf vom Kommen ertönt, so kann sich auch hier das Wunder des Zwiegesprächs ereignen, das in dem gegenseitigen Näherkommen zwischen Christus und der Menschheit beruht. Auf den Christusruf: „Ja, ich komme bald!“ kann die Christus-offene Menschheit antworten: „Amen, ja komm, Herr Jesu!“ (22, 20)

§

*

In den allerersten Worten, über die man, weil man sie für formal hält, leicht hinwegliest, spricht die Offenbarung Johannis bereits ihr innerlichstes Thema aus: „Dies ist die Apokalypse Jesu Christi.“ Hier ist unter „Apokalypse“ nicht einfach nur das Buch, sondern der Vorgang der offenbarenden Enthüllung zu verstehen. Die Christus-Wesenheit, wie sie durch Tod, Auf-

erstehung und Himmelfahrt hindurchgegangen ist, wird in der Gloria ihrer zukunfts-trächtigen Gegenwart enthüllt. Das Buch, das mit diesen Worten beginnt, ist die ausgebreitete Wesensoffenbarung Christi, der aber nicht stillsteht, sondern als das weltenschöpferische Prinzip nur in fortwährender kämpferischer Tätigkeit und Umgestaltung geschaut werden kann.

„Dies ist die Offenbarung (Enthüllung) Jesu Christi, die ihm der Vatergott gegeben hat, daß er sie seinen Dienern zeige.“ Christus hat seine Gloria, seine strahlende Lichtgestalt vom Vater. Durch die Auferstehung ist das Wort Jesu am Anfang des „hohenpriesterlichen Gebetes“ in Erfüllung gegangen: „Vater, die Stunde ist gekommen, daß du deinen Sohn verklärest...“ (Joh. 17, 1). Die Lichtgestalt des Auferstandenen tritt aber unter eine Menschheit, deren geistiges Auge erblindet ist. Der Wille des Vaters ist, daß Christus deren „seinen Dienern“ die Gloria zeigen, ihnen in der Gloria sichtbar werden soll, „seinen Dienern“ die Gloria zeigen, ihnen in der Gloria sichtbar werden soll, die er ihm gegeben hat. Also muß eine große Bewußtseinswandlung, eine menschheitliche Blindenheilung auf Erden Platz greifen. Damit das im Geiste bereits enthüllte Lichtwesen Christi dereinst auch für das Bewußtsein der Menschen enthüllt, geoffenbart werden kann, wird den „Dienern Christi“ das Buch der Apokalypse gegeben. Sie ist das in Worte und Bilder umgesetzte ausgebreitete Wesen Christi, und zwar so, daß diese Worte und Bilder Samenkörner und Keime eines künftigen unmittelbaren Schauens, Hörens und Tastens werden. Die Geistgestalt Christi wird zum Buch, und dieses Buch soll zu einer von Menschen wahrgenommenen Offenbarung der Geistgestalt Christi hinführen. Das ist der Sinn des Satzes, den die Lutherbibel so wiedergibt: „Er hat sie gedeutet und durch seinen Engel an seinen Diener Johannes gesandt.“ Insbesondere an solchen scheinbar weniger wichtigen Stellen ist zu erkennen, wie schwer bereits zu Luthers Zeiten der Text der Apokalypse zu verstehen war. Hätte Luther verstanden, was er da übersetzte, so hätte er nicht sagen können, es sei in diesem Buche nicht von Christus die Rede. Wo die Lutherbibel „deuten“ sagt, ist in Wirklichkeit das Umgekehrte gemeint: „Er hat sie in Zeichen gesetzt.“ Die Deutung ist das Wesen Christi selbst. Dieses aber wird hier sozusagen in die Zeichen- und Chiffreschrift eines Buches umgesetzt, damit die Menschheit ein Buch besitze, durch dessen rechtes Lesen sie erzogen und eingeweiht werden kann zur Wahrnehmung von Christi Wesensoffenbarung.

Verstehen wir die ersten Worte in dieser Weise, so leuchtet aus dem formal klingenden Einleitungsabsatz eine großartige hierarchische Figur hervor: „Dies ist die enthüllte Wesensoffenbarung Jesu Christi. So hat sie ihm der Vatergott gegeben, daß er darin seinen Dienern in gedrängter Kürze sichtbar werden lasse, was geschehen muß. Er hat es in Zeichen gesetzt und durch seinen Engel zu seinem Diener Johannes gesandt. Selig sind, der da liest und die die Worte der Prophetie hören und das Geschriebene in ihrem Herzen bewahren; denn die Zeit drängt“ (1, 1—3). Der Vatergott, der alles-umfas-

Sonnen-Mysterien, die durch Christus auf Erden einen neuen Inhalt empfangen hatten.

Mit dem Gegenwarts-Inhalt des Sonntags schwang aber, und das ist wichtig, eine große Zukunfts-Empfindung mit. Von dem in der Vergangenheit liegenden ersten Christusergebnis, das sich in dem Wunder des Ostersonntags erfüllte, schauten die ersten Christen dem neuen Kommen Christi entgegen, das wie ein mächtiger Sonnenaufgang und Tagesanbruch im Seelen- und Geistgebiet sein würde. Jeder Sonntag erweckte zugleich einen erhöhten Hoffnungs-Ausblick auf den großen „Tag des Herrn“ als auf ein urgewaltiges Tagen. Dieser Verheißungs-Sinn des Sonnen-Tages erfüllte sich für Johannes auf Patmos. Der neue Christus-Tag brach an: eine neue Welt tagte ihm wesenhaft empor, er wurde einer der ersten Zeugen des Sonnen-Durchbruchs, der den Inhalt des fortschreitenden Christentums bilden sollte.

Ein Ton-Erlebnis ist es, das zuerst an die Seele des „im Geist“, im Zustand der geistigen Wahrnehmung, befindlichen Johannes herandrängt: „Ich hörte hinter mir eine gewaltige Stimme wie den Ton einer Posaune.“ Er wendet sich um; er möchte das Wesen sehen, das zu ihm spricht. Und eine gewaltige Schau ersteht vor seiner Seele. Erschüttert sinkt er vor der Gestalt, die sich ihm zeigt, wie tot zu Boden. Da fühlt er, wie der Geschaute ihm die Hand auflegt. Die Berührung bewirkt, daß ein lebendiger Strom ihn durchdringt, durch den auch sein Leben wieder in ihn zurückkehrt.

Dreistufig ist das Überspringen des apokalyptischen Funkens auf Patmos: das Hören der Stimme, die Schau des Bildes, die lebenerweckende Berührung. Wir stehen vor einem Rätsel. Ein anderes Gesetz macht sich geltend als das der regulären Aufeinanderfolge von Imagination, Inspiration und Intuition, das auch den Aufbau des gesamten Apokalypse-Buches bestimmt.

Ein Vorrang der Inspiration, des Posaunen-Elementes, zeigt sich. Nachher wird die Runde des geistigen Hörens mit den sieben Posaunen erst anheben, wenn sie durch die Siebenheit der Siegel, die Sphäre des Bildes und des Schauens, vorbereitet ist. Johannes, der im Prolog seines Evangeliums als der Logos-Eingeweihte von den Geheimnissen des Weltenwortes sprechen kann, beginnt auch hier auf der Ebene des Wortes und des Klanges. Alles folgende, auch die große Schau, die auf das Hören der Stimme folgt, ist dadurch wie von Untertönen vom Klang der Posaune getragen. In der Posaunen-Tonart wird die ganze Apokalypse erklingen, auch da, wo die Runde der sieben Posaunen erst vorbereitet wird.

Daß der Posaunen-Ton den Geburtsaugenblick, den status nascendi, der Apokalypse kennzeichnet, ist in dem Zusammenhang des Posaunen-Motivs mit den Sonnen-Mysterien begründet. Die Posaunenklänge sind das Hörbarwerden des Lichtes der Geistessonne im Aufgang. Wir werden über die Sonnenzugehörigkeit der Posaunen noch zu sprechen haben, wenn unsere Betrachtung bis zu der großen Runde der sieben Posaunen vorgedrungen ist.

Johannes hört den Sonnenaufgang des Kommens Christi, das Tagen des Herrn. Und erst als der sein ganzes Wesen durchdringende Posaunenton sich dämpft, schlägt seine Seele das Auge der großen Schau auf.

*

Eine Menschengestalt von erhaben-feierlicher Größe erweist sich als der Sprecher mit der Stimme, die wie eine Posaune klingt. Ist es Christus? Die Worte: „Ich war tot und bin wieder lebendig geworden“ legen es uns nahe. Die Apokalypse bezeichnet die große Schau als das „Bild des Menschensohnes“. Der „Sohn des Menschen“ ist der Geistesmensch, der als ein Höheres im Erdenmenschen geboren wird. Wir stehen vor einem ähnlichen Zusammenreffen und Ineinander wie in den Evangelien da, wo die Bezeichnung „Menschensohn“ auf Christus angewendet wird. Menschensohn ist nicht eigentlich eine Bezeichnung für Christus, aber Christus kann, weil er „der Mensch“ ist, so bezeichnet werden.

Das wahre Menschenbild, das himmlische Urbild des Menschen, die Gestalt des Geistesmenschen ragte, ihn überschwebend, in der paradiesischen Urzeit in den Erden-Menschen herein. Durch den Sündenfall entfiel der Mensch seinem Urbild. In und durch Christus auferstand der Geistesmensch. Der Christus Jesus war der erste Träger des wiederhergestellten wahren Menschenbildes. Fortan leuchtet der Menschheit das Ziel der Vollendung wieder hell auf. Johannes auf Patmos schaut Christus und zugleich das in und durch Christus der Menschheit wiedergegebene wahre Menschenideal, den höheren Menschen. Und indem er dieses Bild in seiner feierlichen Größe an den Anfang der Apokalypse stellt, eröffnet er den Ausblick auf das Ziel, zu welchem alle Stufen des Weges hinführen müssen. Das Tor, das in den Tempel der Apokalypse hineinführt, ist zugleich das Fenster, durch welches die Vollendung sichtbar wird.

Die Schau des Geistesmenschen ist bereits ein Inbegriff, eine Quintessenz der ganzen Apokalypse. Was hier durch Johannes, zunächst als Bild, der Menschheit zuteil wird, gilt es durch alle Runden des apokalyptischen Aufstieges zu erwerben, um es zu besitzen.

Die Apokalypse geht vom Menschen aus, so wie er von Gott gedacht war und nun, nach Christi Tod und Auferstehung, aufs neue göttlich aufleuchtet. Der neue Grund ist gelegt: der Glaube Gottes an den Menschen. Soll nun nicht der Mensch selbst auch wieder lernen, an den Menschen zu glauben?

Die Johannes-Offenbarung erneuert und erhöht auf christlichem Grunde den griechischen Weisheitsspruch: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Wenn der Anfangsvision vom Menschensohn am Schluß die Schau der himmlischen Stadt gegenübersteht, so heißt das doch: der Mensch wird Welt. Nur dann baut der Mensch durch die Epochen der Geschichte hindurch eine Welt auf, die den Gedanken Gottes entspricht, wenn er ihr Maß und Gesetz am

Menschen abliest, nicht am natürlichen Menschen mit seiner selbstsüchtigen Stoffgebundenheit, sondern am wahren Wesen des Menschen, am Geistesmenschen.

Durch die Erfahrungen der ungeheueren Kulturkrise unserer Tage könnte heute bereits eingesehen werden, wie aktuell die Apokalypse ist. Der Satz, den Henry Ford in seinem Buch mit dem optimistischen Titel „Vom großen Heute und vom größeren Morgen“ prägte: „Wird nicht einmal der Tag kommen, wo die Maschine allmächtig und der Mensch bedeutungslos ist?“, ist längst in tragische Erfüllung gegangen. Nicht dies oder das, nicht die Weltwirtschaft oder der Weltfriede, nicht „die Kultur“ ist bedroht, sondern der Mensch selbst, und zwar durch die von ihm geschaffene Welt. Er hat sich in der modernen Zivilisation ein Haus gebaut, in dem sein wahres Wesen erstickt muß, denn es stand ihm beim Bau dieses Hauses als Bauplan nur eine Weltanschauung zur Verfügung, in welcher für das eigentliche, geistige Menschenwesen kein Raum ist.

Von der Johannes-Offenbarung kann ein Grund-Impuls für die heute fällige Weltanschauungs-Erneuerung ausgehen. Erst nachdem in ihr in Größe das Menschenbild erschienen ist, tauchen Tiere, Pflanzen und schließlich auch Steine in der Urbilder-Sphäre auf: als Stationen der Weltwerdung des Menschen. Die Denkungsart, der sich heute die Menschheit verschrieben hat, beruht immer noch auf der Vorstellung, das Leben der Welt entwickle sich vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen. Man weiß aber ganz gut, daß zwar aus Pflanzlichem Mineralisches, nie aber aus Mineralischem Pflanzliches wird. Trotzdem wird weithin daran festgehalten und populär propagiert, daß der Mensch aus dem Tierreich hervorgegangen sei. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, daß von den einsichtigen Forschern anerkannt wird, das Weltbild der Apokalypse, das vom Menschen ausgeht, sei wahrer und auch wissenschaftlicher als das, was heute als „naturwissenschaftliches Weltbild“ Autorität für sich beansprucht. Wenn Rudolf Steiner das durch Geistesforschung eröffnete Weltbild „Anthroposophie“, „Weisheit vom Menschen“, genannt hat, womit er hat sagen wollen, daß der Mensch nicht aus der Welt, wohl aber die Welt aus den Gesetzen und Offenbarungen des Menschenwesens zu verstehen sei, so folgte er darin dem gleichen Grundprinzip, nach welchem die Apokalypse vom Bilde des Menschen ausgeht.*

Nur wenn zuvor der Mensch den Menschen, den er verloren hat, wiederfindet, kann er hoffen, auf die Ordnungsprinzipien zu kommen, durch die er das bereits total werdende Chaos zu bändigen imstande ist. Und das ist im tiefsten Grunde eine christliche Frage. Solange das Christentum im Banne des Alten Testaments stecken bleibt, gilt es ihm als freche Vermessenheit, vom

* Siehe Seite 80f.

Göttlichen im Menschen oder vom Glauben an den Menschen zu sprechen. Der Mensch ist ihm nichts als „das Gras, das früh welk wird und am Abend abgehauen wird und verdorret“. Dieses Christentum der Vergangenheit verhält sich zu dem zukünftigen, das voll zu sich selber kommt, wie ein Erzieher, der mit unnachsichtiger Strenge jeden Fehler des Kindes rügt und straft, den guten Willen und die guten Leistungen als eine Selbstverständlichkeit übergehend, zu dem anderen, der dem Kinde gütig trotz der Fehler, die es macht, Mut zuspricht und auf die leisen Äußerungen künftigen Könnens achtet, um durch Lob und Anerkennung die Keime des Guten zu stärken. Die Apokalypse ist durchaus ein Erzieher der zweiten Art. Ringt sich in apokalyptischer Zeit das Christentum zu sich selber durch und lernt, auf das Wort des letzten Buches der Bibel zu hören, so kann es einer Menschheit, die sich an die Technik und die Materie verloren hat, die Wege weisen, das verlorene Menschenbild wiederzufinden.

Neunfach ist das leuchtende Bild des Menschensohnes charakterisiert. Alle neun Engel-Hierarchien haben an ihm gebildet und ihm als Patengaben ihr Bestes gegeben, damit der Geistesmensch als zehntes Glied in ihren Chor aufgenommen werden kann. Je drei der Kennzeichen, die wir als Hierarchien-Abglanz in der Gloria des Geistesmenschen erblicken, gehören zu einer Gruppe zusammen.

Feierliche Helligkeit, Ruhe und Reife geht von der ersten Dreierheit aus: der Menschensohn ist mit einem langen, auf die Füße herunterwallenden weißen Gewand bekleidet. Um die Brust trägt er einen goldenen Gürtel. Sein Haupt und sein Haar sind leuchtend weiß wie weiße Wolle und wie Schnee.

Die zweite Gruppe von Kennzeichen ist demgegenüber von einer dynamischen Kraftgeladenheit. Sie hat etwas Elementares; die Elemente Feuer, Wasser, Erde sprechen mit und erfüllen alles mit der Spannung des Werdens: Der Menschensohn hat Augen wie Feuerflammen. Er hat Füße wie glühendes Erz, das soeben aus dem Feuerofen kommt. Und er hat eine Stimme wie das Rauschen mächtiger Wasser.

Durch die letzten drei hierarchischen Wesenszüge wächst der Menschensohn weit und hoch über das Irdisch-Elementare hinaus. Die Sonne und die Sterne sind nicht mehr über, sondern in ihm. Kosmische Schöpfer-Vollmacht, deren Strenge Weltentscheidungen bewirkt, umwettert ihn: In seiner rechten Hand hält er sieben Sterne. Aus seinem Munde geht ein scharfes, zweischneidiges Schwert hervor. Und sein Antlitz leuchtet wie die Sonne, wenn sie erstrahlt in ihrer ganzen Kraft.

Die ruhevolle Feierlichkeit der ersten Dreierheit offenbart die lichtvolle Geisteswürde des Menschensohnes. Das lange weiße Gewand zeigt die Reinheit des Wollens und Wesens. Der goldene Glanz des Gürtels um die Brust ist das Warm-Leuchtende im Fühlen und zugleich das Gehaltene,

Formgebende, dem sich alles chaotisch und disharmonisch Durcheinanderwogende fügen muß. In dem schneeweißen Haupt und Haar erweist sich das ganz reife, von Weisheit durchleuchtete Denken.

Die mittlere Dreiheit ist die Ausstrahlung der Seelen-Urgewalt. Das Menschenwesen darf nicht temperamentlos sein, wenn es zum Geistesmenschen emporwächst; nur muß das Irdisch-Seelische im Feuer des Geistes so geläutert sein, daß es selber ein brennendes Feuer wird. Die Feuerflammen, die den Augen ihre mächtige Lebendigkeit verleihen, sind der Enthusiasmus des Erkennens und der Erkenntnissehnsucht. Sie glühen das Sehen, das nur von außen wahrnimmt, zum Schauen um, das in das Innere dringt. — Mit den Füßen, die wie geglühtes Erz sind, steht der Mensch erst richtig auf der Erde. Er verbindet sich mit dem härtesten irdischen Stoff, indem er die Metalle aus dem Erden-Gestein herausmilzt. Aber er schreitet nicht gleichgültig einher. Er läßt die Erde nicht, wie sie ist. Er beschränkt als schöpferisch-gestaltender Mensch seine Tatensphäre auch nicht auf die Ebene der bloßen Nützlichkeiten, weil er sich dadurch in einem nur scheinbaren Umwandeln des Irdischen festhielt. Erst die Umschmelzung durch das Feuer des Geistes ist wahre Verwandlung. — Die Stimme, die wie das Rauschen großer Wasser ist, erringt der Menschensohn, wenn er lernt, in das Menschenwort die Schöpferkraft des Weltwortes, des Gottes-Wortes, einströmen zu lassen. Vieles von der Zukunft der Menschheit hängt davon ab, ob das „verlorene Wort“ wiedergefunden wird und ob Menschen die Wortgewalt erringen, die nicht durch luziferisch-suggestives Seelenfieber, sondern dadurch entsteht, daß im Sprechen des Menschen Wesen einer höheren Welt mitsprechen.

Zuletzt enthüllt sich die Vollmacht kosmischer Lebenskräfte, die dem Geistesmenschen zu Gebote steht. Die sieben Sterne in der rechten Hand des Menschensohnes zeigen, daß der Mensch nicht ein willenloses Werkzeug, sondern der Herr der Gestirne ist. Die landläufige Astrologie richtet ihren Blick auf das seelische Glied des Menschen, auf das die Sterne, vor allem durch den Stand, den sie im Augenblick seiner Geburt einnehmen, allerdings Einfluß haben. (Der Seelenleib wird deshalb auch als astralischer Leib, von astra = die Sterne, bezeichnet.) Das Geistige im wahren Ich des Menschen aber ist, wie es Herr über die seelischen Regungen sein kann, auch imstande, aus den Möglichkeiten, die die Sterne in seine Seele legten, das zu machen, was es sich selbst als Ideal und Ziel setzt. — Das scharfe zweischneidige Schwert, daß aus dem Munde des Menschensohnes hervorgeht, läßt die kosmische Vollmacht ahnen, zu welcher der Mensch insbesondere durch die Durchgeistigung der Wortgewalt gelangen kann: er steht dem Zwiespalt zwischen Gut und Böse als Herr gegenüber. Das bedeutet einerseits die Zweischneidigkeit, die Magie des Wortes wie der seelischen Äußerungen überhaupt, entweder in den Dienst des Guten oder des Bösen stellen zu können; andererseits, wenn durch die dauernde wache Entscheidung das eigene Wesen

im Dienste des Christus steht, bedeutet es, daß sich dann am Wesen des Menschen die Geister scheiden müssen. — Das Antlitz, das wie die Sonne leuchtet, zeigt, daß der Mensch selber Sonne sein kann. Trägt er den in sich, der der Herr der geistigen Sonne ist, so wird er zur Quelle eines Lichtes, das die Welt hell macht und alles Finstere besiegt. Der Welten-Mittelpunkt ist in ihm und bedeutet inneren Halt und leben- und ordnungspendende Kraft für die Menschheit.

Unerhörte Ausblicke und Zuversichten eröffnen sich der strebenden Menschenseele durch die Schau des Apokalyptikers vom Geistesmenschen, die zuletzt doch auch eine Christus-Schau ist. Durch die Kraft des „Christus in uns“ können wir erst wahrhaft Menschen werden im Sinne der neunfach erhöhten Menschenwürde, die wir an dem in Christus auferstandenen Menschenbilde ablesen.

Oftmals ist von seiten der traditionellen Strömungen zwischen Christentum und Idealismus ein Gegensatz festgestellt worden. Im „deutschen Idealismus“ der Goethezeit glaubte man einen bestimmenden heidnischen Einschlag zu erkennen. Die Apokalypse begründet einen christlichen Idealismus, der, weil er den alttestamentlichen Bann abstreift, die Erfüllung mancher Ahnung und Sehnsucht des in der Geschichte aufgetretenen freien Idealismus mit sich bringt. Insbesondere das erste Kapitel der Offenbarung Johannis, das in der Christus-Schau des Johannes zugleich das wahre Menschen-Ideal enthüllt, kann ein Bild-Brevier dieses christlichen Idealismus sein.

*

Als Johannes sich umwendet, um den zu sehen, der wie eine Posaune zu ihm sprach, schaut er den Menschensohn inmitten von sieben goldenen Leuchtern. Das Bild des Altares taucht als solches erst auf späteren Stufen der sich entfaltenden Apokalypse auf. Dennoch führt uns der Anblick des Siebenlichtes ahnend zu der Vorstellung eines Altars. Worauf die 7 Leuchter stehen, ist ein Altar oder wird dadurch zu einem solchen, und das neunfältig hierarchisch-geschmückte Bild des Menschensohnes ist wie das Christusbild, das von oberhalb der 7 Lichter dieses Altares auf uns herniederschaut.

In dem erneuerten kultisch-sakramentalen Leben, wie es in der Christengemeinschaft gepflegt wird, ist vielen Menschen unserer Zeit das Bild des Altares, auf dem sieben Lichter brennen und über welchem das Antlitz Christi erstrahlt, wieder vertraut und heimatlich geworden. Das andächtige Weilen vor den neuen Altären mag es erleichtern, im Lesen des ersten Apokalypse-Kapitels gewissermaßen Johannes zu werden und mit seinem Seelenauge den Menschensohn inmitten der sieben goldenen Leuchter zu schauen. Umgekehrt mag uns eine treu-gepflegte Vertiefung in die Anfangs-Schau des Apokalyptikers ermutigen, sei es vor einem physisch-vorhandenen oder vor einem geistigen Altare, in das Bild Christi wie in einen Spiegel unseres höheren Selbstes,

in ein Bild dessen, was wir werden sollen, hineinzuschauen. Wer das Bild des Christus vor seiner Seele hat, schaut durch das Tor der Vollendung den Geistesmenschen, das höhere Urbild und Zielbild seiner selbst. —

Das erste Kapitel schließt mit dem Satz: „Das Geheimnis der 7 Sterne, die du gesehen hast in meiner rechten Hand, und die 7 goldenen Leuchter: die 7 Sterne sind die Engel der 7 Gemeinden; und die 7 Leuchter, die du gesehen hast, sind die 7 Gemeinden.“ Ein Ausblick eröffnet sich, der sich sogleich in der Siebener-Runde der an die 7 Gemeinden gerichteten Sendschreiben weiter ausfüllen wird: ein erster konzentrischer Kreis legt sich um die Gestalt im Mittelpunkt, von der es zuletzt hieß, daß ihr Antlitz wie die Sonne leuchtet. Auf das geistige Bild des Menschen folgt das der sich neu ordnenden Menschheit. Wo etwas vom Hauche des Geistesmenschen waltet, herrscht das Königselement der Freiheit und des Ich. Aber auch alle Ich-Vereinzelung wird aufgehoben. Es ist das höhere, das Christus-Ich, zu dem hin das Streben und Rufen der Seele vordringt, und dies ist das einzig-wahre gemeinschaftsbildende Prinzip: das priesterliche Element der Liebe.

Um Christus, das wiedererstandene Menschen-Bild, heben sich aus der Gesamtheit der Menschen die Gemeinschaften heraus, die eine Stufe im Werden einer neuen Welt sein können und gewissermaßen zwischen der Anfangs-Schau vom Menschensohn und dem Schlußbilde vom Himmlischen Jerusalem liegen. Ein neuer Sternenhimmel entspringt der Erde. Und jede Gemeinde ist von ihrem Genius, ihrem Engel überschwebt: Erdenmenschen geben den Wesen des Himmels die Möglichkeit, auf Erden zu wohnen und im Christus-Sinne im irdischen Geschehen mitzuwirken.

II. DIE SENDSCHREIBEN: STUFEN DER MENSCHHEIT

Das zweite und dritte Kapitel

Richard Wagner hat in sein Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ ein apokalyptisches Grundmotiv eingeflochten, das sowohl für das Verständnis der Offenbarung Johannis als auch für ein Bewußtwerden der Gesetze des Gegenwartsschicksals einen wichtigen Schlüssel darbietet. Als der junge Parsifal unter der Führung des greisen Gurnemanz zum erstenmal das Gralsgebiet betritt, fühlt er, daß sein Schreiten ein anderes wird, daß darin ein ungeahnt seltsames Verhältnis von Zeit und Raum entsteht. Staunend spricht er: „Ich schreite kaum, doch fühl ich mich schon weit.“ Und Gurnemanz deutet ihm das Entrückungserlebnis, das sich seiner im Schreiten bemächtigt hat: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit!“ — Wagner ruhte bei der Inszenierung nicht, bis er das von Gurnemanz ausgesprochene Motiv mit vollem magischen Gewicht in die Anschaulichkeit des Bühnenbildes umgesetzt hatte: in großer Wandeldekoration zieht der feierlich-stille Wald, der vor der Gralsburg zu durchmessen ist, vorüber, so daß das Schreiten der beiden wirkt wie ein Verharren am gleichen Ort. Der Raum nimmt den Charakter der Zeit an und bewegt sich, so daß das zeitliche Geschehen wie in der Ruhe eines Ewigkeitsraumes stille wird. Der tiefe Klang der Gralsglocken begleitet das Schreiten, das wie in zwei Welten zugleich geschieht.

Die Apokalypse ist in ihrer Gesamtarchitektur ein Gralsgebiet, bei dessen Durchschreiten für den, der durch alle Prüfungen hindurchdringt, die Zeit zum Raume wird. Das zeigt sich in den verschiedenen Zahlen-Gesetzen, von denen sie am Anfang und am Schluß beherrscht ist: sie schreitet von der Sieben zur Zwölf.

Der Mensch der Gegenwart hat das Verhältnis zum Wesenhaften der Zahl dadurch verloren, daß er „das Zählen“ erlernte und dieses schließlich in der Statistik zum tyrannischen Herrscher seines Verstandes werden ließ. Die Zahlen bedeuten ihm nur noch quantitative Angaben. Ist die Zahl hoch, so bezeichnet sie eine große, ist sie niedrig, eine entsprechend kleinere Menge. Bücher wie die Offenbarung Johannis aber rechnen noch durchaus mit dem qualitativen Charakter der Zahl. Das Quantitative bedeutet ihnen gar nichts. Jede Zahl ist ein Wesen; sie hat ihren ureigenen Klang und ihre besondere

Stimme; sie gibt eine ganz bestimmte Figur und Proportion im Weltgefüge wieder.

Die Sieben ist die Zahl der Zeit, sie enthält urbildlich den Rhythmus des Werdens. Ihre uns am nächsten liegende Offenbarung ist die Woche, in der sich eine Siebenheit von Tagen zu einer Gesamtheit, zu einer Runde zusammenfaßt. Das Schreiten der Zeit von einer solchen Siebener-Runde zur anderen ist natürlich noch viel lebendiger von den Seelen mitgemacht worden, als die gleichmacherische Alltäglichkeit sich unseres Lebens noch nicht bemächtigt hatte, als sich nicht nur Arbeits- und Feiertage unterschieden, sondern jeder Tag der Woche noch sein eigenes kosmisches Geheimnis, seine planetarische Prägung besaß: der Sonntag den inneren Zusammenhang mit der Sonne, der Montag den mit dem Mond, der Dienstag Mars-Charakter, der Sonnabend Saturn-Charakter usw. *. Der moderne Mensch hat auch in dem Sinne „keine Zeit mehr“, als er das farbige Seelen-Spektrum der Tage, das sich im Siebener-Rhythmus enthüllt, verloren hat. Erst wenn die übersinnliche Welt, die sich in der räumlich-zeitlichen Welt nur offenbart, in das Erleben der Menschen wieder einbezogen wird, kann das Geheimnis der fortschreitenden Zeit und damit das des inneren Fortschreitens und Reifens wiedergefunden werden.

Die Zwölf ist die Zahl des Raumes. Die wunderbarste Illustration dieses Weltgesetzes haben wir im Aufblick zum Fixsternhimmel, den die zwölf Bilder des Tierkreises umgürten. Da erleben wir, was Raum ist. Zwar ist von den zwölf Sternbildern, welche die Sphäre unseres Weltraumes in sich schließen, immer nur ein Teil über dem Horizont, aber wir fühlen doch, daß die Erde im Himmel schwebt, und daß auch die jeweils nicht sichtbaren Zeichen wie die sichtbaren je eine der zwölf Richtungen bestimmen, in die sich die Raumstrahlung differenziert. Die Vierheit der sogenannten Himmelsrichtungen Osten, Westen, Norden und Süden, zeichnet nur ein Kreuz in den Kreis hinein und hebt vier Hauptpunkte aus der Zwölfheit hervor. Das heutige abstrakte Raum-Empfinden, das sich mehr für Entfernungen als für Richtungs-Qualitäten interessiert, wird erst von einem konkreten, seelenvollen abgelöst werden, wenn man von dem materialistischen Mythos abkommt, als ob die Fixsterne Weltkörper seien, stofflich wie die Erde, die in Entfernungen von soundsovielen Lichtjahren durch das Weltall sausen, und als ob die Bilder, zu denen sie sich zusammenfügen, nur zufällige perspektivische Erscheinungen seien, denen keine Objektivität und kein eigener Wert beizumessen ist.

In den ersten Partien schreitet die Apokalypse ganz im Rhythmus der Sieben. Gleich im ersten Kapitel erklingt der Regenbogen-Akkord des zeit-

* Der Zusammenhang der Wochentage mit den Planeten spricht sich bei Sonntag (Sonne) und Montag (Mond) im Deutschen deutlich aus; das Französische bezeichnet die nächsten 4 Tage: mardi (Mars, Dienstag), mercredi (Merkur, Mittwoch), jeudi (Jupiter, Donnerstag), vendredi (Venus, Freitag); im Englischen wird der Samstag als Saturday (saturday) charakterisiert.

lichen Werdens: in den Motiven der sieben Sterne und der sieben goldenen Leuchter. Dann entfalten sich die großen Siebenerkreise, die in Spiralen aufwärtssteigen: die Zifferblätter großer kosmischer Wochen, die Runden der Sendschreiben, Siegel, Posaunen und Zornesschalen.

Wenn sich die Steige-Kreise über den irdischen Plan hinausschwingen, zwischen Sendschreiben und Siegeln, fängt der Ruhe- und Raum-Klang der Zwölfzahl an, in den Sturm des Vorwärtsschreitens hereinzutönen. Keime künftiger Ewigkeits-Dauer zeigen sich in Variationen der Zwölf: in der Vierheit der cherubinischen Tiere, in der Vierundzwanzig-Zahl der Ältesten im Kreise um den göttlichen Thron. Die Zeit beginnt schon, zum Raum zu werden.

Am Schlusse schwingt alles in der Zwölfzahl des kosmischen Raum-Firmamentes: wenn sich die 144 000 auf dem heiligen Berge um das Lamm scharen, wenn das Bild der himmlischen Stadt mit den zwölf Toren und Fundamenten, mit den zwölf Edelsteinen und Perlen erscheint, so ist die Zeit voll und ganz zum Raum geworden.

Das Stadium des Werdens, in das wir Menschen durch unseren Erdentod eintreten, kann die Raumwerdung der Zeit erläutern. In blitzartigen, fragmentarischen Andeutungen haben Menschen, die im Gebirge abstürzten oder einmal dem Tode des Ertrinkens nahe waren, Einblicke in die Sphäre dieses Stadiums getan. Alles, was zeitlich hintereinander die Inhalte unserer Lebenswanderung auf Erden ausgemacht hat, ist nun in der grandiosen Gleichzeitigkeit eines Total-Erinnerungs-Tableaus um uns herum ausgebreitet. Der Sphärenraum einer Lebens-Rückschau umgibt uns. Der Tod läßt in majestätisch ernster Größe die Zeit zum Raume werden. Allerdings so, daß auch dieser Raum schon nach wenigen Tagen wieder verlassen und nur wie die Vorhalle höherer Sphären durchschritten wird.

Parsifal erlebt, als er im Schreiten das Gralsgebiet erreicht hat, eine Ent-rückung, die von ferne an das Sterben anklingt. Die Zeit läuft nicht fort, wie sie es sonst tut. Ewigkeit ist in die Zeit gemischt. Jeder Augenblick bleibt stehen wie ein Punkt an dem Firmament, das feierlich um den Menschen kreist. So befinden wir uns, wenn wir neben dem Alten von Ephesus, dem Apokalyptiker, einerschreiten, in einem Raume, der raumwerdende Zeit, also geistiger Sphären-Raum ist, und in den wir nur durch eine dem Sterben ähnliche Erhebung der Seele eintreten können.

Mit dem hier angedeuteten apokalyptischen Grundgesetz hängt es zusammen, daß in Zeiten, die durch die ihnen innewohnenden Hochspannungen apokalyptischen Charakter annehmen, wie das in der Gegenwart der Fall ist, das Verhältnis der Menschen zur Zeit ein anderes wird. Die Zeit zerrinnt dem Menschen. Er meint durch die klugen Erfindungen seines Geistes, z. B. durch den Bau der schnellsten Verkehrsmittel, Unendliches an Zeit zu ersparen, und muß sich, wenn er ehrlich ist, eingestehen, daß er weniger zustande bringt als

die Menschen, die noch mit der Postkutsche reisten. Denn das wahre Zeitgeschehen läuft über unseren Häuptern ab: die Apokalypse, in der die Zeit zum Raume wird. Entweder schwingt sich der Mensch dorthin empor, wo er an der geistigen Raumwerdung und damit an der wahren Erfüllung der Zeit teilhat, oder er erlebt nur die Karikatur: statt zum Raum wird ihm die Zeit zum Nichts, zur Seelenleere, die keine wirkliche Entwicklung seines Wesens mehr mit sich bringt.

*

Die Architektur der Apokalypse beleuchtet das Geheimnis der Zeit, die an Knoten- und Schwellenpunkten des historischen Werdens zum Raum wird, noch von anderen Seiten. Eine zunächst recht äußerlich erscheinende Betrachtung der Längen-Maße innerhalb der vier Siebener-Runden kann zu einem wichtigen Ausgangspunkt führen.

Die Schilderung, die uns von den je sieben Tagen der vier Weltenwochen, von den kleineren Gliedern der größeren Runden, gegeben wird, nimmt keineswegs immer den gleichen Raum ein. Das gießt in das Fortschrittsgefühl, mit dem wir uns der dramatischen Vorwärtsbewegung des Buches überlassen, die Stimmung einer Frage hinein.

Im ersten Werdekreise herrscht das Gleichmaß. Die sieben Sendschreiben sind wunderbar gegeneinander abgewogen; jedes nimmt ungefähr den gleichen Raum ein.

In der nächsten Siebener-Runde setzt sich dies Gleichmaß noch durch die ersten Stufen hindurch fort. Die ersten vier Siegel halten einander in ihrer dynamisch-gedrängten Art das Gleichgewicht. Dann aber macht sich ein rätselhafter Steigerungsdrang geltend. Das fünfte Siegel sprengt bereits das Maß, es wächst über den Raum hinaus, den jedes der vorangehenden eingenommen hat. Erst recht das sechste Siegel. Während die ersten fünf Siegel zusammen nur ein halbes Kapitel ausmachen, nimmt das sechste für sich allein anderthalb Kapitel ein. Das siebente schließlich explodiert überhaupt in den Bereich der kommenden Siebenheit hinüber: sein Inhalt sind bereits die sieben Posaunen, d. h. der ganze folgende größere Zyklus.

Auch von den Posaunenklängen gehen die ersten vier in gleichmäßiger gedrängter Kürze vorüber. Von der fünften Stufe an dehnt und streckt sich der Inhalt. Ein riesenmäßiges Wachstum setzt ein. Die ersten vier Posaunen bilden miteinander den Inhalt eines Kapitels, die fünfte nimmt die größere Hälfte eines Kapitels, die sechste mehr als zwei ganze Kapitel ein; die siebente Posaune schließlich umtönt uns annähernd viereinhalb Kapitel lang.

So kommen wir im Fortschreiten in ein immer mehr sich ausbreitendes Dimensionsgefüge hinein. Was drückt sich in dieser Steigerung aus? — Da es sich in den Siebener-Runden um die Folge großer Zeitepochen und Menschheits-Stufen handelt, könnte man denken: wenn ein Siegel oder eine Posaune mehr Raum einnimmt als die vorangegangenen, so werde dadurch ein größe-

rer Zeitraum bezeichnet. In Wirklichkeit tritt hier nicht ein quantitatives, sondern ein dynamisches Prinzip zutage. Nicht die Zeitdauer, sondern der Geschehnis- und Schicksals-Inhalt eines Zeitabschnittes wird größer und wächst in den folgenden Runden immer noch mehr an. Wir stehen vor dem Geheimnis der beschleunigten, gedrängten, apokalyptisch werdenden Zeit. Kommt man in einer der großen Weltenwochen näher an den siebten Tag heran, so ist es, als ob die Zeit die innere Fülle kaum mehr zu fassen vermag und nahe daran ist, gesprengt zu werden. Aus höheren Welten schlägt, sich steigernd, etwas in das irdische Werden ein, das die Zeit zum Raume machen will. In solchen Zeiten können die Menschen mit dem Schicksal nur Schritt halten, wenn sie sich auf das Entrückende, das darin liegt, einlassen und in ihr Zeitempfinden, als wären sie schon gestorben, Ahnungen aus der Welt jenseits der Todesschwelle aufnehmen. Es sind die gleichen apokalyptischen Zeiten, von denen es im Evangelium heißt: „Wenn dann der Herr die Tage nicht verkürzte, könnte kein irdisch verkörperter Mensch weiterleben“ (Markus 13, 20).

In den sieben Zorneschalen scheint auf den ersten Blick das Gleichmaß wiederzukehren, mit dem die Apokalypse in der Runde der sieben Sendschreiben begann. Wir werden sehen, daß sich in dieser letzten Siebener-Runde bereits ein völlig neuer Äon in den irdischen Zeitenlauf hereinspiegelt, da mit der „letzten Posaune“ in der Tat auf einen „jüngsten Tag“, d. h. auf das Ende der eigentlichen Erden-Runde als eines planetarischen Zustandes hingedeutet ist. Aber man muß, als durch sie ausgelöst, zu der Siebenheit der Zorneschalen das ganze gewaltige Schlußdrama hinzurechnen, das in der Apokalypse noch darauf folgt. Der übermächtige, alles irdische Maß sprengende Inhalt, der sich in den Kreisen der Siegel und Posaunen wachsend innerhalb der einzelnen Teil-Stufen geltend machte, taucht in der letzten großen Runde hinter oder über den sieben Zorneschalen auf: die kosmisch-gewaltige Scheidung der Geister, die zu der Doppelheit der aus dem Himmel sich hernieder-senkenden „Braut Jerusalem“ und der in den Abgrund stürzenden „Hure Babylon“ führt.

Es entsteht eine Symmetrie zwischen dem Anfang und dem Schluß des Buches: Vor den im Gleichmaß voranschreitenden sieben Sendschreiben die große Eins, die Schau des Menschensohnes, das geistige Menschen-Urbild, das Ursprung und Ziel, A und O, alles Werdens ist. Aus ihm geht wie durch eine Auseinanderfaltung die Siebenheit der Gemeinden hervor, an welche die Sendschreiben gerichtet sind: Aus dem Geistesmenschen wird die Menschheit, die siebenfältig von den Urbildern des zeitlichen Werdens überschwebt ist. Nach den im Gleichmaß aufeinanderfolgenden sieben Zorneschalen die große Zwei, das Auseinanderklaffen von Erde und Menschheit in zwei Welten, die im Bilde der beiden Städte erscheinen. Die siebenfältige Ausgießung der göttlichen Wesenhaftigkeit ruft das Gericht dieser kosmisch-menschheitlichen Spaltung hervor. Der Mensch wird Welt. Die apokalyptische Tragik

liegt darin, daß es eine gespaltene Welt ist, die in den nächsten Äon hinüberschreitet.

Wir werden sehen, daß es eigentlich eine *D r e i* ist, die zuletzt der großen Anfangs-Eins gegenübersteht, durch die explosive Spreng-Gewalt der ausgegossenen göttlichen Substanz vor uns hingezaubert. Zwischen die beiden Bilder der großen Endzustände unseres Erden-Äons schiebt sich das verwandelte Bild des Menschensohnes hinein: der weiße Reiter, der in der Entscheidungs- und Scheidungsschlacht den vorwärtsschreitenden Teil der Menschheit anführt. Die Schau des Menschensohnes, die den Anfang der Apokalypse darstellt, führt schließlich zu einer erhabenen Dreiheit: an der Gestalt des weißen Reiters, des weiterentwickelten Menschen-Bildes, zerburst die Menschheit in zwei Teile. Das ist die Dynamik, die durch die geist-dimensionale wachsenden, spannungsvollen Siebenheiten zu dem heiligen Dauer-Bereich der Zwölfzahl führt.

*

Das wunderbar abgewogene Gleichmaß, das der ersten Siebener-Runde, den sieben Sendschreiben, innewohnt, hat auf der einen Seite den Grund, daß hier der Adler des johanneischen Geistes, bevor er sich zu den höheren Kreisen, den Sphären von Imagination, Inspiration und Intuition, aufschwingt, zunächst wie zur Vorbereitung nahe über der Erde kreist. Die Zeit, die er hier wie die Tage einer großen Woche abmißt, ist noch nicht übergeschichtlich-apokalyptisch, sie gehört dem ruhigen Strom historischen Werdens an. Auf der anderen Seite sind die sieben Gemeinden, denen die Sendschreiben gelten, obwohl sich in ihnen bereits Licht und Schatten mischen, noch von den Urbildern des Menschlichen harmonisch überglänzt. In das geschichtliche Werden pflanzt sich noch ein Nachklang des Ursprungs fort. Wir verspüren darin, um mit Novalis zu sprechen, immer noch

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Etwas von der erhaben-dynamischen Harmonie des Menschen-Urbildes, das als Schau des Menschensohnes vorangeht, teilt sich den sieben Menschen-Gemeinden mit. Was zuerst zur Einheit zusammengefaßt erschien, entfaltet sich zu einer Vielheit. Das volle Licht des Urbildes bricht sich in siebenfachen Strahlen.

Goethes Rosenkreuzer-Gedicht „Die Geheimnisse“, das Fragment geblieben und doch in sich vollständig ist, kann man als eine kleinere, poetische Apokalypse bezeichnen. Zuerst, wo sie den Anfangsteilen der Johannes-Offen-

barung entspricht, ist sie ausführlich; dann, wenn die Entsprechung zu den drei höheren Kreisen käme, deutet sie nur leise an. Der Bruder Markus kommt nach langer Wanderung an das Haus einer Bruderschaft, wie eine Gralsburg dem Welt-Getriebe entrückt. Die zwölf Alten, über den nahen Erden-Abschied des Dreizehnten bekümmert, um den sie sich als um ihren Meister geschart haben, erkennen in dem Wanderer den, der ihnen als neuer Mittelpunkt gesandt ist, und nehmen ihn in ihre Tafelrunde auf. Während des Mahles erzählen ihm die Zwölf in feierlichem Rundgespräch ihre Anteile an dem großen Lebenslauf des Dreizehnten. Da sie, wie Goethe einmal erläutert hat, Repräsentanten aller religiösen und geistigen Strömungen der Menschheit sind, bilden ihre Erzählungen zusammen ein Ganzes der Geschichte. Humanus heißt der, der geistig in ihrer Mitte steht; er ist mit den verschiedenen Seiten und Nuancen seines Wesens das gemeinsame leuchtende Menschenbild, das in der Erzählung eines jeden der zwölf Alten in einzelne Farbenstrahlen auseinandergelegt wird. So sind die Humanus-Gespräche dieser Tafelrunde eine exakte Entsprechung zu den Sendschreiben der Apokalypse. Nach dieser vorbereitenden Runde darf der Bruder Markus aufsteigen zu Bild, Wort und Wesen, wie nach den Sendschreiben in der Apokalypse die Bilder der Siegel, die Töne der Posaunen, die Wesenhaftigkeit der Zornesschalen sich entfalten. Die Wappenbilder über den Stühlen der Zwölf und des Dreizehnten im geheimen Tempelraume erwecken in seiner Seele das Schauen; die seltsamen Töne in der Ostermorgenfrühe, wie von Glocken und Flöten gemischt, treffen sein geistiges Ohr; die fackeltragenden Jünglinge in weißen Kleidern deuten ihm die Sphäre der intuitiven Wesensberührung an.

Der eine von den zwölf Greisen, der den Bruder Markus führt, spricht, als ihn die Humanus-Erzählungen des Kreises und auch bereits der Anblick der rätselhaften Bilder vorbereitet haben:

Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Tor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir wert, ins Innerste zu kommen.

Diese Worte könnte auch derjenige auf sich beziehen, der die ersten Kapitel der Apokalypse in voller Seelen-Realität durchschritten hat.

Das erste Kapitel steht wie ein Tortempel am Eingang des heiligen Bereiches. Mit dem Grundbilde des Menschensohnes enthält er bereits die Quintessenz, Ursprung und Ziel, A und O des Ganzen. Durch ihn gelangen wir aber erst in den Vorhof, in welchem gewissermaßen sieben Kapellen in einem aufwärtsführenden Kreise angeordnet sind. Wir bleiben noch bei den irdisch-menschlichen Verhältnissen; diese aber können uns transparent werden für Geheimnisse des Welt-Inneren. Die sieben Gemeinden, zu denen der Menschensohn spricht, zeigen in Geistform die Verschiedenheiten, durch die die Menschheit auf dem Stufen-Wege der Geschichte hindurchschreiten muß.

Um uns herum breitet sich siebengegliedert noch einmal ein Inbegriff dessen, was war, ist und kommt, ein Christusspiegel der sich entwickelnden Menschheit, aus.

*

Die sieben Sendschreiben sind an sieben urchristliche Gemeinden gerichtet, die es zur Zeit der großen Patmos-Stunde in Kleinasien wirklich gab: Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodizea. Sie bildeten den Lebenskreis des greisen Presbyters Johannes. Es mag um die Mitte des ersten Jahrhunderts gewesen sein, als der Jünger, den Jesus lieb hatte, von Ephesus aus eine stille, heilig-pflegsame und segnende Wirksamkeit begann, die er bis in sein höchstes Greisenalter weiterführen konnte, bis das Jahrhundert zu Ende ging. Es liegt kein Grund vor, an den Überlieferungen zu zweifeln, die ihn während eines Teils dieser Zeit in Ephesus im gemeinsamen Wirken mit Maria, der Mutter Jesu, zeigen. Die Gemeinden, an die die apokalyptischen Sendschreiben gerichtet sind, mögen die wesentlichen Pflanzstätten des Gebietes gewesen sein, in dem Johannes das Hirtenamt seiner reifen, bis ins Letzte vertieften Innerlichkeit ausübte. Die drei Johannes-Briefe des Neuen Testaments sind in ihrem Weisheit-überglänzten Liebshauch die wunderbarsten Dokumente dieses Wirkens.

Wenn wir versuchen, uns auch nur rein irdisch-geographisch den Weg vorzustellen, den der Alte von Ephesus zurückzulegen hatte, wenn er die sieben Gemeinden besuchen wollte, fängt sogleich die Urbildlichkeit aufzuleuchten an, die dieser Siebenheit innewohnt.

Ephesus war die Stadt am Meere. Eine wunderbar weit sich rundende Bucht trug den Atem der Weite heran. Seit Jahrhunderten ist der heute ganz still und unscheinbar gewordene Platz durch angeschwemmtes Land weit von der Küste entfernt. Aber immer noch läßt die Landschaft die große Naturarena des alten Ephesus, im Kreise um den Burgberg gelagert, deutlich erkennen. Zur Zeit des Urchristentums lag über Ephesus, wie über keiner anderen Stadt der Johannesgemeinden, immer noch die Sonne Homers. In der gleichen Landschaft, in der das Johannesevangelium niedergeschrieben worden ist, sind tausend Jahre vorher die Homerischen Schriften entstanden. In aller Vordergründigkeit der in urchristlicher Zeit großen und belebten Stadt schwang aus dem Hintergrunde mit, was als ihre Seele empfunden wurde: die Ausstrahlung der Mysterienstätte im Bereiche des, wenn auch oft zerstörten, so doch uralten Artemis-Diana-Tempels. Das Wunder der griechischen Sonnenüberglanztheit vereinigte sich hier mit dem nachklingenden Glanz uralter Weisheit.

Um nach Smyrna zu kommen, müssen wir auf dem Meere um die Vorgebirge herum nordwärts fahren. Smyrna liegt gleicherweise an der Meeresküste, aber es hat nicht teil an der Sonnennähe von Ephesus. Ein ernster, dunkler Schatten fällt in die Stadt, der sich äußerlich symbolisiert in harten,

schwarzen Gebirgen, die sich gleich hinter der Stadt auftürmen und mit ihrer Steilheit nicht erlauben, daß helle, grünende Flächen das Leben der Menschen einbetten wie in Ephesus. In allen Epochen der Geschichte ist die Stadt immer wieder bis auf den Grund zerstört worden. So gibt es von dem Smyrna der urchristlichen Zeit keinerlei Reste. Die ernste Betriebsamkeit einer großen Handelsstadt deutet die kämpferische Mühe an, die allezeit von den dort lebenden Menschen aufgebracht werden mußte.

Um zu dem Ort der dritten Gemeinde, Pergamon, zu gelangen, müssen wir uns weiter nach Norden wenden, aber nun zugleich einen Bogen landeinwärts nach Osten schlagen. Auf weitschauender, majestätischer Höhe lag dicht gedrängt um den Burg- und Tempelberg herum die Stadt, die durch ihre Tempelbauten den Charakter konzentrierter Größe erhielt. Die kleine christliche Gemeinde mußte ihr stilles Leben inmitten einer magisch-kultischen Umgebung führen.

Nach Thyatira geht der Weg landeinwärts weiter und wir gelangen so recht auf die Hochebene Kleinasiens. Die Landschaft ist nicht mehr so theatralisch abwechslungsreich, wie in der Nähe der Küste. Das Milieu ist menschlicher und gegenwärtiger. Es fällt nicht der Schatten gigantischer Vergangenheiten in sie herein.

Um zu den anderen Gemeinden, nach Sardes, Philadelphia und Laodizea, zu kommen, ziehen wir, nachdem wir bisher nordostwärts einen Halbkreis beschrieben haben, südwestwärts einen weiteren Halbkreis, so daß sich die johanneische Reise durch die sieben Gemeinden andeutungsweise zu einem Kreise ausgestaltet. Insbesondere die letzten Stationen versetzen uns in eine charakteristisch-rätselvolle Landschaft. Laodizea lag ganz nahe bei Kolossä, wohin der Kolosser-Brief des Apostels Paulus gerichtet war. Im Kolosser-Brief fordert Paulus die beiden Gemeinden auf, die an sie gerichteten Briefe auszutauschen. Nicht weit entfernt von den beiden Städten war das alte Hierapolis, das eine überaus wichtige religionsgeschichtliche Rolle gespielt hat. Es gab dort eine der berühmtesten Orakelstätten der alten Welt: eine tief in das Innere der Felsenberge eindringende Grotte, das Plutonion. Eine Stimmung des Unheimlichen, der Schauer eines Schreckens, ging von dieser unterirdischen Felsenhöhle aus. Man wußte, daß sie sich aus dem Erdinnern immer neu mit giftigen Gasen anfüllte und daß, wer in sie eintreten würde, des Todes sein müßte. Trotzdem oder gerade deswegen barg der höllische Platz ein Heiligtum. Er war die Wohnstätte Plutos, des Gottes der Unterwelt; und durch Kybele-Priester wurde dort ein rätselhafter Kultus verrichtet. Diese müssen sich dabei früher technischer Erfindungen bedient haben, durch die sie sich gegen die tödlichen Wirkungen der unterirdischen Gase und Dämpfe schützten. So gelang es ihnen, sich durch die dem Erdinnern entströmenden Kräfte in einen pythisch-somnambulen Zustand versetzen zu lassen, in welchem sie in einen pythisch-somnambulen Zustand versetzen zu lassen, in welchem sie imstande waren, Götterantworten auf Menschenfragen als Orakel auszu-

sprechen. Die äußere Landschaft um dieses unheimliche unterirdische Delphi herum entsprach über weite Strecken hin dem Todesschauer der Erdentiefen. Bei den Städten Hierapolis, Laodizea und Kolossä gibt es Gegenden, wo die Erdoberfläche wie eine nach außen gestülpte Tropfsteinhöhle ist. In alten Zeiten müssen hier heiße Quellen mit starken mineralischen Beimischungen aus dem Erdinnern hervorgekommen sein und die Landschaft überrieselt haben, so daß durch Übersinterung ein porzellan- oder glasartiger Überzug entstand. Und wie es in Tropfsteinhöhlen die herunterhängenden Zapfen gibt, so ragen dort aus den gläsernen Bodenformationen phantastische nadelartige Felsenspitzen empor, die sich aus den einst dort hervorsprudelnden mineralischen Gewässern abgelagert und herauskristallisiert haben. Ein Landschaftsbild entsteht, als wäre man auf einen fremden, erstorbenen Planeten versetzt. Alles grünende, fruchtbare Leben, das immer noch einen Nachklang des Paradiesesgartens in sich enthält, ist von unterirdischen Todesstrahlungen beiseite gedrängt. Ein rechter Gegensatz zur Welt von Ephesus entsteht. Dort am Meer ist alles noch wie von Götterträumen und Nachklängen ursprünglicher paradiesischer Harmonien und Gottverbundenheiten überglänzt. Hier im Innern von Kleinasien treten Hadesgewalten offen an den Tag, die alles Leben ersterben lassen.

Der in großem Kreise vom Meere in die Bergeshöhen hinaufführende Weg von der ersten zur siebenten apokalyptischen Gemeinde wiederholt den Weg der Menschheit. Er nimmt seinen Ausgang bei Städten, die noch in uraltem Kulturerbe und Weisheitsgut weben und leben, und führt in ein solches Milieu hinein, das, zwar weit von den modernen Zentren des damaligen Lebens entfernt, Zukünftiges vorwegnimmt. In der Gegenwart hat sich ja etwas vom Prinzip des Plutonions auf die ganze moderne Zivilisation ausgebreitet. In größtem Maßstabe haben die Menschen lernen müssen, mit unterirdischen Kräften, sei es mit Gasen oder mit Elektrizität oder neuerdings mit der Atomenergie, zu arbeiten. Eine Art Glasüberzug ist in jeder Landschaft anzutreffen, in welcher die Industrie das Leben der Natur zurückgedrängt hat. Zumal in Laodizea mag etwas von den Lebensbedingungen und Stimmungen bereits vorausgewirkt haben, wie sie uns Menschen der Gegenwart nötigen, statt in einer paradiesisch-lebensvollen Natur in einer Welt zu leben, die in der mannigfaltigsten Art von den Kräften des Unterirdischen und des Todes durchdrungen ist.

Die sieben Gemeinden sind wie die stillen Repräsentanten großer Menschheitsepochen im Geschichtsverlauf. Nachklänge der noch himmelsnahen Götterverbundenen Frühzeit, wie sie vor allem die uralte indische Kultur charakterisierte, machen den Zauber von Ephesus aus. Smyrna hat etwas von den urpersischen Zeiten, in denen die Menschheit für den Widerstreit zwischen Licht und Finsternis erwachte und daraus den Antrieb zur tätigen Arbeit am Irdischen empfing. In Pergamon, das sich auf dem Boden des einstigen

Trojanerlandes erhob, klang die mykenisch-trojanische Weisheit, die Schwester der ägyptisch-chaldäischen Tempelkultur, nach. Die eigentliche Gegenwart traf der Presbyter von Ephesus in Thyatira, der mittleren der sieben Städte, an. In der Mitte der Geschichte war der Christus zur Menschwerdung auf die Erde gestiegen, und der Strom des christlichen Lebens konnte das historische Werden der Menschheit ergreifen. So bildet die mittlere der sieben Städte die Zeit der Apostel, also die damalige Gegenwart, ab. Von den Bewahrern zu den Vorbereitern kam man schließlich, wenn man tiefer in das gebirgige Innere des Landes reiste, um nach Sardes, Philadelphia und Laodizea zu kommen. Obwohl durch scheinbare Gleichzeitigkeit und Zeitgenossenschaft miteinander verbunden, verbirgt sich in dem räumlichen Nebeneinander der sieben Städte und Gemeinden eine große zeitliche Stufenfolge, die derjenige symbolhaft durchmachte, der mit dem greisen Johannes nacheinander die sieben Gemeinden besuchte.*

Zu allen Zeiten, vor allem aber, wenn sich das historische Werden zu apokalyptischen Knotenpunkten und Schwellenübergängen steigert, gruppieren sich auf der Erde gleichzeitig menschliche Lebensbedingungen und Seelenprägungen, durch welche alle Epochen der Vergangenheit und Zukunft symbolisiert und angedeutet sind und sich wie eine innere Farbenskala im Kreise herum ausbreiten. In unseren Tagen kann man wie mit einer Wünschelrute aus der Landkarte des räumlichen Nebeneinander Spiegelungen eines großen zeitlichen Nacheinander herauslesen, wenn man auf die seelischen Voraussetzungen und Vorbedingungen achtet, auf die man in den verschiedenen Gegenden und Städten mit der Bemühung um eine gegenwartsgemäße religiöse Erneuerung trifft. In großen Gegenden Südeuropas, in die man etwa in Italien südlich von Rom, vielleicht aber auch schon südlich von Florenz, eintritt, wird sich kaum irgendwo ein Bedürfnis nach religiöser Erneuerung zeigen. Da leben die Menschen noch so stark und selbstverständlich in Vergangenheitskräften, die zum Teil weit hinter die Zeiten der Ich-Entwicklung zurückreichen, daß man eigentlich nicht eine volle Wahrheit ausspricht, wenn man dort die Tage mit Daten des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Selbst der Protestantismus kann in solchen Gegenden klimatisch deplaziert erscheinen. Der Bereich, der mit vollem Recht als Schauplatz der Gegenwart angesprochen werden kann, ist viel kleiner, als man es sich gewöhnlich zum Bewußtsein bringt. Mindestens aber umfaßt er nicht unsere ganze Erde.

Da nun, wo wirklich Gegenwart waltet, hat man es aber auch überall noch mit der Farbenskala zu tun, die Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in sich enthält. So stehen auch in Mitteleuropa den Bemühungen um eine

* Über die Entsprechung zwischen den 7 Gemeinden und den „7 nachatlantischen Kulturperioden“ siehe Rudolf Steiners Vortragszyklus über die Apokalypse (Nürnberg 1908) 3. Vortrag.

zeitgemäße religiöse Erneuerung die verschiedenartigsten Hindernisse entgegen. In manchen Großstädten haben die Menschen, um sich in ein neues religiöses Leben hineinzufinden, mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, die man die des „verlorenen Sohnes“ nennen könnte. Da sind die Seelen oft allem religiösen Leben bereits so sehr entfremdet und von den äußeren Lebensinhalten, von den Sorgen und Freuden der Weltlichkeit derart gefangengenommen, daß es ihnen nicht sogleich gelingen will, wieder den Fuß über die Schwelle eines Andachtstempels zu setzen. Immerhin muß man sagen, daß diese Schwierigkeiten wohl noch am allerleichtesten überwunden werden können und sich oft sogar als ein Vorteil erweisen. Wer in dieser Lage ist, wird sich, zumal unter den Einwirkungen der heutigen Schicksals-Atmosphäre, der tatsächlichen Verarmung, die in den Seelen Platz gegriffen hat, unschwer bewußt, und dann kann die Unvoreingenommenheit und Unbelastetheit hinsichtlich religiöser Traditionen und Gewohnheiten dazu führen, daß solche Menschen leichter und deutlicher als andere den neuen Weg der Innerlichkeit erkennen, der sich vor ihnen auftut.

In anderen Gegenden herrscht mehr die Schwierigkeit vor, die man die des Bruders des „verlorenen Sohnes“ nennen könnte. Es haben ja manchmal Theologen gesagt, daß es in dem biblischen Gleichnis eigentlich zwei verlorene Söhne gebe, nicht nur denjenigen, der sich in der Fremde verliert und dann den Weg zur Umkehr findet, sondern auch den, der zu Hause geblieben und nicht abgeirrt ist, der aber die Liebe des Vaters nicht in dem Maße erfährt wie sein Bruder. Hier handelt es sich um die Schwierigkeiten solcher Menschen, die noch nicht in die volle Verarmung geraten, sondern noch von einer nicht ganz verbrauchten traditionellen Religiosität gesättigt und getragen sind. Trotzdem regt sich unter dem Gewitterhimmel unserer Zeit auch in solchen Gegenden vielfältig das Gefühl, nach einem neuen, fortschreitenden geistigen Element Ausschau halten zu müssen. Dann mag es sein, daß die pietätvollen Bindungen, die eine ältere Stufe des Bewußtseins und Geisteslebens in der Seele fortdauern lassen, das Suchen und Sehnen der Seele immer wieder dämpfen und damit auch den Mut, zu Neuem vorwärtszuschreiten.

Im allgemeinen trägt die Menschheit in der Mitte Europas am deutlichsten das Gegenwartsgepräge. Kommt man nach Westen, so mag man in den äußeren zivilisatorischen Entwicklungen auf die modernste Fortschrittlichkeit stoßen. In den Fragen der Innerlichkeit und des religiösen Lebens ist aber der Bann der Tradition ein wesentlich größerer, und erst allmählich bewegen sich die Felsmassen der Verfestigung, die dort Vergangenes in die Gegenwart hereinragen lassen. Ganz anders ist es im slawisch sprechenden Osten. Die Oberfläche mag dort heute mehr denn je durch westliche Intellektualismen und materialistische Zivilisationsziele bestimmt sein: im Innern der Seelen aber, da wo die Kräfte der Frömmigkeit und Andacht rege sind, keimt überall eine ganz und gar zukünftige Spiritualität. Eine so selbstverständliche erfüllte

Christlichkeit kann aus dem Grunde der Seelen aufsteigen, um welche die Menschen des Westens und der Mitte durch lange Zeiten hindurch mühevoll ringen müßten. Die Schatten des Materialismus werden auch nicht imstande sein, das lichte Zukunftselement, von dem die Seelen dort überschwebt sind und das sie für ein kultisches, sakramentales Element geradezu prädestiniert, ganz zum Erlöschen zu bringen.

*

Die Apokalypse lenkt in der Runde der sieben Sendschreiben selber unseren Blick von der bloß irdischen Gegebenheit konkreter damaliger Gemeinden auf eine höhere Ebene der Urbildlichkeiten empor: Was Johannes an die Gemeinden schreiben soll, ist nicht an die Gemeinden selber, sondern an die „Engel der Gemeinden“ gerichtet. Man hat in der Theologie-Geschichte, vor allem in Zeiten, in denen man die konkrete Anschauung von den Wesenheiten der geistigen Welt verloren hatte, oft gemeint, in den urchristlichen Gemeinden seien die priesterlichen Vorsteher als Engel bezeichnet worden und so seien die Sendschreiben als an die Priester gerichtet vorzustellen. Die Offenbarung Johannis will aber gerade von den übersinnlichen Tatbeständen ganz konkret und genau sprechen. Eine Gemeinde ist mehr als nur die Summe der Menschen, die sich in ihr zusammenfinden. Eine organisierte Interessengemeinschaft, ein Verein, zumeist auch ein Vortragspublikum, geht auf in der Kopfzahl der Beteiligten. Für den Weltzusammenhang wertvoll ist eine Gruppe von Menschen aber erst dann, wenn sie das Geheimnis der Gemeinschaft in sich trägt und dadurch eine „Gemeinde“ wird. Wo sich eine wahre Gemeinschaftsbildung vollzieht, ist der Himmel beteiligt. Eine Engelwesenheit macht sich zum Genius dieser Gemeinschaft und verkörpert sich in ihr, wie ein Menschen-Ich sich in den Organen des physischen Leibes verkörpert. Die Summe der Menschen wird zur Summe der Organe für den Engel, der sich in der Gemeinde verleiblicht. Nur die geistige Wesenheit, die gewissermaßen über den Häuptern der Menschen waltet, kann das echt und unvergänglich Zusammenhaltende einer Gemeinschaft sein. In das Bewußtsein der beteiligten Menschen dringt dann vielleicht allmählich die sichere Empfindung ein: wir sind nicht allein, wir dürfen der Leib eines höheren Wesens sein, das durch uns wirkt. Eine Steigerung dieses Mysteriums ist es, daß eine christliche Gemeinschaft zugleich zum Leibe Christi wird, an welchem, wie Paulus es im 12. Kapitel des 1. Korintherbriefes anschaulich beschreibt, die einzelnen Menschen die Glieder sind und in harmonischer Zusammenstimmigkeit wirken können.

Jede wahre Gemeinde empfängt in der menschheitlichen Farbenskala ihre Bestimmung, ihre seelische Nuance und Tonart dadurch, daß eines der apokalyptischen Kennzeichen des Menschensohnes in ihr vorherrscht und verwirklicht wird. Das ist gemeint, wenn nicht einfach der Menschensohn so, wie

er Johannes in der Anfangsschau von Patmos erschienen ist, zu ihm sagt, was er in den Sendschreiben zu den Gemeinden sprechen soll. Jedesmal spricht der Menschensohn durch eine Seite seines Wesens. Diese ist es, die dem Engel der Gemeinde und dadurch der durch ihn beseelten Menschengemeinschaft die besondere menschheitliche Nuance und Urbildlichkeit verleiht. Erst die Gesamtheit der Gemeinden kann das volle Christuswesen spiegeln. An dieses Geheimnis rührt das Goethewort: „Die Menschheit erst ist der wahre Mensch.“

Wenn es heißt, daß zur Gemeinde von Ephesus derjenige spricht, „der die sieben Sterne in seiner rechten Hand hält und mitten unter den sieben goldenen Leuchtern wandelt“, so erkennen wir, wie der Zauber dieser Gemeinde darin lag, daß sie noch über eine harmonische Vollständigkeit der geistigen Lichter verfügte. Sie besaß innerlich den siebenarmigen Leuchter. Der siebenfarbige Regenbogen der menschheitlich-geschichtlichen Entfaltungsmöglichkeiten war dort noch in der Urbildlichkeit des Ursprungs gegenwärtig. Noch hatte sich keine Einseitigkeit herausgebildet. Der Paradiesesnachklang bestand darin, daß die Gemeinde allseitig himmelsbeschieden war. Und wenn in unserer Zeit auf den neuen Altären wieder die sieben Lichter brennen, so leuchtet darin das Geheimnis eines allgegenwärtig-werdenden Ephesus auf. Vor dem Altare fassen sich, wenn die rechten Entwicklungen stattfinden, alle Einseitigkeiten zu einer neuen Ganz-Menschlichkeit zusammen. Mit dem Hauch von Ephesus erneuern sich mitten in den Stürmen der Gegenwart längst versunkene, Götter-nahe Zeiten.

Zur Gemeinde von Smyrna spricht „der Erste und der Letzte, der tot war und der lebendig geworden ist“. Damit wird die zweite von den sieben Gemeinden aus göttlichem Willen zu einer Gruppe geprägt, die sich immerfort durch Schicksalsprüfungen und Tode hindurch zu neuen Anfängen und Auferstehungen hindurchzuringen hat.

Zu der dritten Gemeinde, in welcher die magische Tempelwelt Ägyptens und Babyloniens nachklingt, spricht „der das scharfe und zweischneidige Schwert hat“. Mit diesem Bilde ist auf die magische Wortgewalt gewiesen, die den Tempelkulturen zwischen Euphrat und Tigris und am Nil das geistige Gepräge gab und die durch Christus der Menschheit in neuer, freier Weise zuwächst.

Hier darf einmal eine Einzelheit besprochen werden: Im 3. Sendschreiben heißt es: „Ich habe einen Vorwurf gegen dich zu erheben, daß in deinem Kreise solche sind, die sich an die Lehre Bileams halten.“ Eine Gestalt des Alten Testaments taucht auf, einer der großen Gegenspieler des Moses, der dem Volke entgegentritt, als es nach vierzigjähriger Wüstenwanderung an die Grenze des ersehnten Landes kommt. Die Könige des palästinensischen Gebietes wollen das eindringende Volk durch eine magische Abwehr zurückweisen und haben Bileam herbeigerufen, der kraft der ihm eigenen magischen Wortgewalt die Israeliten verfluchen soll. Sie sind überzeugt, daß Bileams Fluch

imstande sein wird, die Kraft des Volkes zu brechen. Erstaunlicherweise wird jedoch aus seinem Fluch gegen seinen Willen ein prophetisches Segenswort. Das Schwert des magischen Priesterwortes offenbart seine Zweischneidigkeit. Es kann fluchen und segnen. Es zeigt sich, daß Bileam über die von ihm ausgeübte Wortmagie nicht mehr in Wirklichkeit Herr ist.

Was kann nun das 3. Sendschreiben meinen, wenn es sagt, es seien in Pergamon Menschen, die der Lehre des Bileam anhängen? Es scheint zunächst fast unmöglich, sich vorzustellen, daß zu einer Gemeinde, die unter der Führung des greisen Presbyters Johannes steht, magische Widersacher gehören nach der Art des Bileam. Es ist aber etwas ganz Konkretes gemeint. In den Gemeinden des Urchristentums wurde vielerorten das Zungenreden gepflegt, das den Rest einer alten magischen Handhabung des Wortes darstellte. Es gab überall Einzelne, die in einer Art somnabulem Zustand in einer Sprache sprechen konnten, die nicht mit einer irdischen Sprache identisch war. Es bedurfte derer, die über andere Fähigkeiten verfügten, um das Zungenreden zu verdolmetschen und zu deuten. Paulus läßt in seinen Briefen erkennen, daß er kein Freund des Zungenredens ist. Er sagt, daß ihm ein einziges Wort, das aus klarer Erkenntnis fließt, wertvoller sei als tausend Worte, die dem Zungenreden entstammen. Er möchte nicht, daß solche Nachklänge alter geistiger Möglichkeiten, die nicht der klaren Würde des wachen Denkens entsprechen, das Gesicht der christlichen Gemeinde bestimmen. Johannes wendet sich noch schärfer gegen das Zungenreden als Paulus. Das erhellt aus dem 3. Sendschreiben, in welchem er die Zungenredner als „Anhänger Bileams“ bezeichnet. Mit Wachsamkeit und Weisheit macht er auf die Gefahren aufmerksam, die aus den Vergangenheits-Komponenten des geistigen Lebens in den Gemeinden hervorgehen können, und dringt auf eine spirituelle Sauberkeit, die nur durch Erringung eines durchchristeten, vollwachen Bewußtseins möglich ist. Die Seite des Christuswesens, die zur Gemeinde von Pergamon spricht, ist die des Wortes als des zweischneidigen Schwertes. Christus selber muß in den Gemeinden Träger des Wortes sein. Was gesprochen wird, soll nicht Bileam-artig lallend aus den Seelen emporsteigen, sondern Christus-artig mit hell-warmem Licht die Welt erleuchten und beseelen.

Zur Gemeinde in Thyatira, der mittleren unter den sieben Gemeinden, spricht „der Sohn Gottes, der Augen wie Feuerflammen und Füße wie aus Erz hat“. In der Mitte der Zeiten betritt ein höchstes Gotteswesen den Boden der Erde. Die menschliche Gestalt, die es annimmt, steht fest mit beiden Füßen auf der Erde, trägt aber zugleich die Flammenmacht des Geistes in die Erdenwelt herein. Im 4. Sendschreiben gibt es eine Entsprechung zu der Zurückweisung Bileams im 3. Brief: „Ich habe dir vorzuwerfen, daß du das Weib Isebel, die sich eine Prophetin nennt, in deinem Kreise lehren läßt, obwohl ihr Wort eine Verführung zur Hurerei und zum Essen des Götzenopfers ist.“ Wieder taucht eine Gestalt aus dem Alten Testament auf, diesmal die große

Gegenspielerin des Elias, die Königin Isebel, die als phönizische Königstochter und hohe Baalspriesterin die Baalspriester ins Land gebracht hat. Wieder ist es schwer vorzustellen, daß in einer Gemeinde, in der Johannes gewirkt hat, sich das Isebeltum breitgemacht haben soll. Aber auch hier ist etwas Konkretes gemeint. Das geistige Leben der damaligen Zeit war noch weitgehend durch das Sibyllentum bestimmt. Es gab Frauen, die kraft des weicheren, leicht zur Ekstase zu bringenden weiblichen Seelentums zu Medien werden und orakelartig sprechen konnten. Wichtige sibyllinische Plätze waren über die ganze Welt verstreut. So konnte ein Nero sich bei der kumäischen Sibylle Rat holen. Es gab aber auch christliche Sibyllen, und die sibyllinischen Bücher, Sammlungen von Sibyllensprüchen auf christlicher Grundlage, stellten einen großen Teil der apokryphen Literatur des Urchristentums dar. Die bedeutende Rolle, die das Sibyllentum in urchristlichen Zeiten gespielt hat, klingt noch in den großen Malereien Raphaels und Michelangelos nach, gehören doch das Sibyllenbild Raphaels in der Kirche Santa Maria della Pace in Rom und die monumentalen Deckenmalereien Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle, die abwechselnd die Propheten und Sibyllen zeigen, zu den Wunderwerken der Renaissancekunst. Wie gegen das Zungenreden wandte sich Paulus auch gegen das Sibyllentum, insofern es in die christlichen Gemeinden hereinragte. Er mußte alles ablehnen, was zu Verschwommenheiten und Trübungen des gedankenklaren Wachbewußtseins führen konnte. Das ist der Sinn seines Wortes „Mulier taceat in ecclesia“ (Das Weib schweige in der Gemeinde). Wieder sehen wir, wie Johannes das Sibyllentum auf noch schärfere Art ablehnt als Paulus. Er tut es, indem er die Sibyllen als „Jüngerinnen der Isebel“ bezeichnet. Er will, daß vor allem in der Gemeinde, welche die Geistigkeit der Gegenwart verkörpern soll, Christus als derjenige gesucht wird, aus dessen Augen Feuerflammen hervorsprühen. Er soll der Herr einer neuen geistigen Art zu sehen und zu verstehen sein. Das Bewußtsein soll nicht herabgedämpft, sondern im Gegenteil gesteigert werden. Überall drängt der Geist der Apokalypse auf eine Umwandlung dessen, was als Seelenreste aus alten Entwicklungsphasen der Menschheit übriggeblieben ist, in eine würdevolle, ichhaft-geistige Haltung des Menschen, die der Gegenwart und Zukunft entspricht.

Zur Gemeinde von Sardes spricht der Christus als derjenige, „der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne“. Derselbe scheint zu sprechen, der auch zur Gemeinde von Ephesus gesprochen hat. Auf der fünften Stufe ist die Menschheit über die Mitte hinaus und muß danach streben, auf neue Art diejenigen Kräfte zurückzuerlangen, die sie einmal besessen und im Gang ihrer Erdenwanderung verloren hat.

Die Gemeinde in Philadelphia wird angesprochen: „Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat, mit dem er aufschließt, und niemand schließt zu; mit dem er zuschließt, und niemand schließt auf.“ Wenn die Menschheit in solche Runden des Werdens eintritt, die im Zeichen der

Sechszahl stehen, also bereits auf eine Endzeit zuführen — in einer gewissen Weise ist das Gesetz der sechsten Gemeinde immer schon in Kraft, weil sich die sieben Gemeinden in ihren besonderen Charakteren zu allen Zeiten entweder bewahrend oder vorbereitend auswirken —, dann gibt es ein Christentum vor offenen Türen. Die Tore der übersinnlichen Welt springen auf, und auch die Tore des menschlichen Herzens müssen sich öffnen. Aus den offenen Türen des Himmels möchten die Engel und Götterboten zu den Menschen kommen, aber aus den gleichzeitig geöffneten Toren der Hölle mischen sich dämonische Mächte unter die Menschen. Dann wird sich in der Menschheit eine Scheidung der Seelen anbahnen. Auf der einen Seite wird es diejenigen Menschen geben, die vielleicht ganz still ihren Weg gehen, aber die innere Kraft besitzen, ihre Herzen aufzuschließen und die guten Geister und Christus selbst einzulassen. Die anderen Menschen werden aus einer Angst, die sich so gerne als Stärke gibt, ihre Herzen verschließen und eben dadurch um so mehr unter den Einfluß der dunklen Gewalten geraten.

Die siebente Gemeinde in Laodizea wird angesprochen von dem, „der Amen heißt, der Glauben und Erkenntnis wahrmacht als Urbeginn der Gottesschöpfung“. Da kündigt sich ein kosmischer Neubeginn an, der hervorgeboren wird aus dem Amen, dem feierlichen Schlußwort der vorangehenden Welt-Evolution. In eben diesem letzten Sendschreiben wird aber auch von dem Anklopfen dessen gesprochen, der vor der Türe steht und dem wir die Türe auf tun müssen, um mit ihm in der Kommunion vereinigt zu sein. Darin liegt, wenn wir das Wort von den offenen Türen im vorangehenden Sendschreiben bedenken, ein Rätsel. Damit, daß die Pforten des Übersinnlichen sowohl über uns wie unter uns aufgehen, ist noch nicht gesagt, daß es dem Menschen gelingt, das Herzenstor endgültig für Den aufzuschließen, der kommt, um eine neue Welt zu begründen. Wenn aber auch nur ein kleiner Teil der Menschheit inmitten der apokalyptischen Prüfungen, die anheben, wenn sich die übersinnliche Welt von oben und von unten her ergießt, die Ruhekraft der Andacht findet, die die letzte Aufgeschlossenheit des Herzens bewirkt, dann kann aus einer ablaufenden großen Runde der Übergang in den nächsten Äon gefunden werden.

*

Auf ein wichtiges Geheimnis der Sendschreiben deutet der Name der sechsten Gemeinde „Philadelphia“ hin: „die Bruderliebe“. Von da aus ist der Satz: „Ich habe vor dir eine offene Türe gegeben“ meistens nur so verstanden worden, als ob er sich innerhalb des menschlichen Zusammenlebens auf die Herzens-offenheit bezöge, die von Mensch zu Mensch Vertrauen und Bruderliebe strömen läßt. In Wirklichkeit aber ist mit den Motiven des „Schlüssels Davids“ und der „offenen Türe“ das neue Verhältnis zwischen der Sinneswelt und der übersinnlichen Welt gemeint. Ein offener Himmel bringt es auch mit sich, daß

sich die Pforten der Hölle auftun. Die Schlüsselgewalt des Menschensohnes läßt apokalyptische Zeiten mit kämpferischen Hochspannungen anbrechen. In solchen Zeiten ist die Menschheit vom Geheimnis der Bruderliebe zunächst weiter entfernt als je. Kriege durchtoben die Welt, und es gelingt den Menschen nicht, die Lawine des Unheils zum Stehen zu bringen. Wir können das an den Schicksalen unserer Zeit deutlich genug ablesen. Wer dann ehrlich ist, erkennt, wenn er es nicht schon vorher gewußt hat, daß Bruderliebe ein hohes, fernes Ziel ist. Wer im Namen des Christentums meint, Liebe predigen zu sollen, muß bedenken, daß Liebe als letztes Erdenziel und höchster Erdensinn erst gelernt werden muß. Die Menschheitsgeschichte ist der Weg zur Liebe, die Schule der Liebe, und wir haben auf diesem Wege höchstens die allerersten Schritte getan.

Durch die Sendschreiben zieht sich auch eine Entwicklung hindurch, die sich auf dieses Mysterium bezieht. An die Gemeinde zu Ephesus wird das Wort gerichtet: „Ich habe gegen dich, daß du die erste Liebe verlassen hast.“ Was ist die „erste Liebe“? Wir können ja zu der letzten Liebe, dem Erdenziel, nicht hingelangen, solange wir zu denen gehören, die sogar die erste Liebe wieder verlassen haben. Bisher hat man solche apokalyptischen Grundformeln, wie die von der „ersten Liebe“, fast immer zu menschlich und bloß seelisch verstanden. In Zukunft werden darin exakte Vokabeln einer prägekräftigen Geistsprache entdeckt werden. Das Geheimnis der ersten Liebe müssen wir am Wesen des Kindes ablesen. Das geistig-seelische Wesen eines Menschen würde nicht zur Geburt auf die Erde herniedersteigen, wenn es dazu nicht geführt würde durch Liebe zur Erde. Es vergißt nur hernach, weshalb es zur Verkörperung herniedergestiegen ist. Aber in der freudigen Hingegenheit des Kindes an alles Irdische klingt die vorgeburtliche Liebe zur Erde nach. Die Liebe zur Erde ist im Sinne der apokalyptischen Sprache „die erste Liebe“. Sie ruht in den verborgenen Tiefen unseres Wesens. Im Laufe unseres Erdenlebens kommen wir auch als strebende Menschen nur allzuleicht in Versuchung, diese erste Liebe zu vergessen, uns nach dem Himmel zurückzusehnen und darüber der Erde untreu zu werden. Die erste Liebe, oder wie es in Goethes „Pädagogischer Provinz“ heißt, „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist,“ zu pflegen, bedeutet den ersten Schritt auf dem Wege nach Philadelphia und zu der Liebe als Erdenziel. Auch unser religiöses Leben darf uns nicht als egoistische Jenseitssehnsucht die erste Liebe vergessen lassen. Das ist die Abirrung, die der Gemeinde von Ephesus vorgeworfen wird. Von der „letzten Liebe“ spricht der Abschluß der sieben Sendschreiben: Wer auf das Anklopfen des Christus die Türe geöffnet hat und in der Kommunion mit dem, der da kommt, vereinigt worden ist, darf mit ihm thronen; und wie Christus „zur Rechten des Vaters sitzt“ als der Vollführer seiner Taten, so darf der Mensch zur Rechten Christi sitzen und teilhaben an seiner Schöpfer- und Verwandlungsvollmacht. Die letzte Liebe ist die Führungsliebe Gottes zu den Menschen. An ihr darf der Mensch am Ziel des Werdens teilhaben. Das Drama

der Passionsstufen, die Christus im Sterben und Auferstehen durchschreitet, bezeichnet den gleichen Weg. Die Fußwaschung ist die wunderbarste Verwirklichung der ersten Liebe. Im Bilde der Himmelfahrt sehen wir Christus in das Mysterium der letzten Liebe, wie es am Abschluß der Sendschreiben ausgesprochen wird, eintreten. Vor dem Ziele liegt Philadelphia. Aus dem recht gepflegten Übergang und Zusammenklang zwischen der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, und der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, erlernen wir schrittweise die Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist: das Geheimnis der Bruderliebe. Der Gang der Menschheitsgeschichte führt nach Philadelphia, wenn er zugleich der Gang mit Christus von der Fußwaschung durch Sterben und Auferstehen zur Himmelfahrt ist.

*

Jeder der sieben Gemeinden wird eine Verheißung gegeben, die der Seite des Christuswesens entspricht, von der die Gemeinde angesprochen wird. Jedesmal heißt es: „Dem, der überwindet, soll gegeben werden.“ Damit sind diejenigen gemeint, die die Prüfungen dieser Stufe bestehen und zur nächsten Stufe weiterschreiten können. Die Verheißung an die Überwinder in Ephesus lautet: „Ich will ihnen von dem Baum des Lebens zu essen geben, der im Paradiese Gottes steht“: Speisung durch höhere Kraft, die den Menschen bis in seine Leiblichkeit hinein ernährt.

Denen, die in Smyrna die Prüfungen bestehen, wird „die Krone des Lebens und Beschützung vor dem zweiten Tod“ verheißen. Auch diejenigen, denen diese Verheißung gilt, werden nicht von dem Gesetz des physischen Todes befreit, aber vor dem zweiten Tode werden sie errettet, der darin besteht, daß nicht nur der Leib, sondern auch die Seele mitstirbt. Das Schicksal derer, die nach dem Tode der Unsterblichkeit verlustig gehen und in Dumpfheit versinken, weil sie während des Lebens zu viel Tod in sich aufgenommen haben, wird ihnen erspart. Das recht bestandene und gemeisterte Leid gibt der Seele die leuchtende Krone solcher Bewußtseinskraft, die in der Dunkelheit des Todesreiches nicht erlöschen.

Die Pergamon-Verheißung ist „das verborgene Manna und der weiße Stein, auf dem der ‚Neue Name‘ steht, den niemand kennt außer dem, der ihn empfängt“. Hat Ephesus die Geistgabe des physischen Leibes, Smyrna die der Lebenskräfte empfangen, so ist denen in Pergamon die Geistgabe der durchlichteten Seele zugeordnet. Von dem verborgenen Manna ernährt sich die geläuterte Seele, und dadurch leuchtet in ihr das Geheimnis des weißen Steines, des lichten Edelsteines, auf, auf welchem der Name „Ich“ steht, den niemand versteht und aussprechen kann, außer dem Träger dieses Iches.

Die der vierten Gemeinde verheißene Gabe ist „der eiserne Stab, der die Gefäße des Töpfers zerschlägt, und der helle Morgenstern“. Auf der vierten Stufe erlangt derjenige, der durch alle Prüfungen hindurchkommt, die Kraft der wahren Ichheit. Der Ich-Impuls äußert sich zunächst negativ, indem durch

ihn die früheren, tragenden Gemeinschaftskräfte zertrümmert werden. Alle alten Gemeinschaftsbindungen gehen verloren. Das wahre, höhere Selbst aber trägt das Prinzip der Individualität so in sich, als wäre es der helle Morgenstern, der dem Aufgang der Sonne vorangeht. In ihm ist die Kraft zur neuen freien Gemeinschaft aus dem Geiste heraus lebendig.

Den Überwindern der Sardes-Stufe wird verheißen, daß sie „mit weißen Kleidern angetan und daß ihre Namen nicht aus dem Buche des Lebens ausgelöscht werden sollen“. Das erste der höheren Wesensglieder wird dem Menschen zuteil. Die aufgehende Sonne des höheren Menschentums leuchtet aus ihm hervor. Mit weißen Kleidern bekleidet sein, bedeutet, von innen heraus wieder leuchtend werden, nachdem die Erdgebundenheit und das nur irdische Denken das Menschenwesen verdunkelt haben.

In der sechsten Gemeinde werden die Sieger zu „Pfeilern des Tempels“. Über das Menschenniveau hinausragend steigt der Tempel, das Bauwerk der neuen Schöpfung, über den Horizont, in welchem der Mensch selber Baustein und Pfeiler sein darf.

Die Verheißung, die der siebenten Gemeinde gilt, ist die „Teilhabschaft an der Himmelfahrt Christi“, an seiner göttlichen Schöpfervollmacht. Der Mensch wird Mitschöpfer der neuen Welt.

Alle sieben Überwinderverheißungen bauen miteinander den siebengliedrigen Geistesmenschen wieder auf, nachdem der in der großen Anfangsschau wahrgenommene Menschensohn, das Urbild des Menschenwesens, sich in die sieben Grund-Gruppierungen der Menschheit hinein ergossen hatte.

*

Zu einem goldenen Regelbüchlein der innerlichsten Selbsterziehung werden uns aber die sieben Sendschreiben insbesondere durch die einander entsprechenden Sätze, die auf allen Stufen das Motiv der Wiederkunft Christi anklingen lassen. Das sind zugleich diejenigen Stellen, die bereits innerhalb der noch vorbereitenden Runde der sieben Sendschreiben den apokalyptischen Prüfungs-Ernst andeuten, der sich später dramatisch in den Gewittern der Siegel, Posaunen und Zornesschalen entladen wird. Jedesmal werden ganz bestimmte Anweisungen für das innere Verhalten gegeben; wir erfahren, wie wir unsere Seelen auf das Kommen des Christus vorbereiten sollen. Von diesem Kommen Christi selbst wird dann allerdings nur in dem negativen Satze gesprochen, der zu der positiven Anweisung eine ernst-drohende Mahnung hinzufügt: Wenn du dies nicht tust, so wird dich ein Unheil treffen. Die Zweischneidigkeit der neuen Erlebnisse wird uns eingeschärft. — Der negative Satz und damit auch das Motiv des Kommens fehlt im zweiten Sendschreiben. Die Gemeinde von Smyrna, an die es gerichtet ist, ist diejenige, die der Schule der schweren Schicksale und des Leidens anheimgegeben wird. „Fürchte dich nicht vor dem künftigen Leide.“ Hier bedarf es des besonderen Satzes

nicht, der die apokalyptische Strenge ausspricht. Im siebten Sendschreiben hat schließlich auch der Satz, der das Motiv des Kommens Christi enthält, die drohende Gebärde abgelegt und ist zu einer großen trostreichen Verheißung geworden.

Lassen wir zunächst die Sätze an uns vorüberziehen, wie sie in der Lutherbibel enthalten sind. Im ersten Sendschreiben heißt es: „Gedenke, wovon du gefallen bist und tue Buße . . . Wenn du das nicht tust, werde ich bald über dich kommen und deinen Leuchter umstoßen“ (2, 5). Im dritten Sendschreiben: „Tue Buße; wenn du das nicht tust, so werde ich bald über dich kommen und gegen sie streiten mit dem Schwerte meines Mundes“ (2, 16). Im vierten Sendschreiben: „Was ihr habt, das haltet fest, bis ich komme“ (2, 25). Im fünften Sendschreiben: „Werde wach und stärke das andere, das sterben will . . . Gedenke, was du empfangen und gehört hast und halte es fest und tue Buße. Wenn du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen wie ein Dieb, und du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich komme“ (3, 3). Im sechsten Sendschreiben: „Siehe, ich komme bald; halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme“ (3, 11). Im siebenten Sendschreiben: „Sei fleißig und tue Buße. Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir“ (3, 19—20).

Die strenge Formulierung, mit der hier überall das Motiv des Kommens Christi auftaucht, will besagen, daß es nicht möglich ist, das Mysterium der Wiederkunft einfach nur unbemerkt an sich vorübergehen zu lassen. Auch derjenige Teil der Menschheit, der dieses geistige Geschehen verschläft, kann nicht unverändert bleiben. Es fließt entweder Segen oder Fluch daraus hervor. Wer dazu gelangt, einen wirklichen Erlebnisanteil daran zu finden, empfängt großen inneren Reichtum. Wer sich jedoch in den Zeiten des Kommens Christi gegen das Geistige verschließt, verliert auch das noch, was er in seinem Inneren bis dahin besaß. Es erfüllt sich in großem Maßstab das Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“

Man hat die Wendung, die das fünfte Sendschreiben anwendet und die auch in den Evangelien häufig vorkommt, daß der Christus kommen wird wie ein Dieb, immer nur so aufgefaßt, als ob darin ein Hinweis auf das Unerwartete und Überraschende der Wiederkunft läge. Das apokalyptische Bild will aber ganz genau und wörtlich verstanden werden. Wenn in der Nacht Diebe in ein Haus eingebrochen sind, so sind am nächsten Morgen die Bewohner des Hauses ärmer als am vorangehenden Tage. So werden die Menschen, die sich gegen das Herankommen der Christussphäre verschließen, innerlich dadurch verarmen müssen. Nicht die dämonischen Mächte sind es, die den Menschen berauben: der Christus selbst geht für diesen Teil der

Menschheit als der kosmische Dieb über die Erde hin. Unter den gewitterhaften Wirkungen, die der Gluthauch seiner Nähe in der Arena der Menschheitsschicksale auslöst, müssen die Menschen das Erbe mitgebrachter Seelenkräfte ungeheuer viel schneller verbrauchen und verlieren, als das in nicht apokalyptischen Zeiten der Fall wäre. So paradox das auch klingen mag: es ist ein Zeichen der neuen Nähe Christi, wenn so viele Menschen heute fühlen, als seien sie in ihrem Innern über Nacht ganz arm geworden.

Das dritte Sendschreiben läßt das Bild vor uns erstehen, wie der kommende Christus mit dem Schwert seines Mundes gegen den Teil der Menschheit kämpft, der sich gegen ihn verschließt. Wie von unsichtbaren Händen ausgeteilt, prasseln Schläge und Schwertstreiche des Schicksals auf die Menschen nieder. Die Unberechenbarkeiten des irdischen Verlaufes, die Durchkreuzungen wohlervogener Pläne mehren sich. Die Menschen denken, daß sich alle Geister und Dämonen des Widerstandes gegen sie verschworen haben. In Wirklichkeit ist es die näher heranrückende geistige Welt und die Christuswesenheit selbst, die störend hereinwirkt in die bloß-menschlichen Pläne und Berechnungen.

Wenn das erste Sendschreiben sagt, daß der kommende Christus sogar den Leuchter umstoßen wird auf irdischen Altären, so heißt das, daß die strengen Begleiterscheinungen der Wiederkunft Christi sich nicht nur auf den unmittelbar ablehnenden Teil der Menschheit beziehen, sondern auch vor denjenigen Kreisen nicht haltmachen, die dem Namen nach dem Christus dienen. Es kann auf der Erde christliche Gemeinschaften geben, die des Glaubens sind, einen realen Anschluß an die Christussphäre zu besitzen. In den Zeiten jedoch, da die apokalyptische Erfüllung herannaht, ist mehr vonnöten, als das bloße treue Pflegen bestimmter religiöser oder auch christlicher Überlieferungen. Unerbittlich offenbart sich das Gesetz, daß auf diesem Gebiete Stillstand immer Leerlauf und Rückschritt bedeutet. Wo der Wind des unentwegten Vorwärtstrebens und des geistigen Eroberungswillens nicht mehr die Segel bläht, verliert auch der an irdischen Altären vollzogene Kultus seine Realität. Äußerlich mögen die Kerzen noch auf den Altären brennen; in Wirklichkeit kann der Leuchter bereits umgestürzt sein, und zwar nicht durch christusfeindliche Gewalten, sondern durch den Christus selbst, dessen Näherkommen zu einer immerwährenden Steigerung des religiösen Lebens verpflichtet.

Auch im persönlichen Streben gilt dies Gesetz. Menschen, die vor kurzem noch strahlende, sonnenhafte Naturen waren, als umgäbe ein Kranz von Licht ihr Haupt, können auf einmal erloschen sein wie alle andern. Es kann einer sogar durch bestimmte Bemühungen und Erlebnisse soweit an das Geistige herangekommen sein, daß ihm die goldene Krone der Gottgedanken auf dem Haupte glänzt. Gelingt es ihm nicht, durch unablässiges inneres Vorwärtsschreiten das einmal Errungene lebendig zu halten und immer neu zu erwerben, so kann es, wie das sechste Sendschreiben sagt, gerade der kommende

Christus sein, der ihm den Kranz und die Krone vom Haupte nimmt. Keiner kann bleiben, wie er ist.

Bei den positiven Anweisungen für die Arbeit der Seele an sich selbst, wie sie in den Sendschreiben enthalten sind, ist der Wortlaut der üblichen Übersetzungen ganz besonders unzureichend. Im ersten, dritten, fünften und siebten Sendschreiben ertönt die gleiche Mahnung, die Johannes der Täufer vor dem ersten Kommen Christi ausrief: „Ändert euren Sinn!“ Vor dem zweiten Kommen Christi ist die Notwendigkeit der Sinnesänderung sogar eine noch viel größere, da der Christus sich jetzt nur im Geistgebiet offenbart und nicht wahrgenommen wird, wenn nicht der irdische Sinn verwandelt und erweitert wird bis zum Erwachen der Seele für die übersinnliche Welt. Es ist also angesichts des viermal in den Sendschreiben auftauchenden Rufes *μετανόησον* (metanóesson) noch irreführender als bei der Täufermahnung, zu übersetzen: „Tue Buße!“ Es ist, als ob bereits etwas vom Klang der Posaunen laut würde in dieser viermaligen Mahnung: „Ändere deinen Sinn!“

Die Anweisung des vierten und sechsten Sendschreibens: „Haltet, was ihr habt, halte, was du hast“, erscheint auf den ersten Blick so, als ob sie besonders leicht zu befolgen wäre. In Wirklichkeit aber ruft sie uns zu ganz besonderen Anstrengungen auf, die durch ein wichtiges Gesetz unseres Lebens notwendig werden. Haben wir nicht alle als Kinder ein paradiesisches Lebensgefühl und einen goldenüberglänzten Blick für die Welt besessen, die wir dann im Fortgang unseres Lebens keineswegs festzuhalten vermochten? Und ist es nicht z. B. im Zusammenleben der Menschen eine schier unerfüllbare Aufgabe, die Seligkeiten eines Sichfindens und die himmelsnahe Ebene, auf die wir durch eine erste Begegnung emporgehoben werden können, in der die fortdauernden Lebensgemeinschaft festzuhalten? Es werden uns durch die Natur und das Schicksal geschenkweise mancherlei Kräfte und Ahnungen zugespielt, die wir nur durch die hingebungsvollste Anstrengung lebendig erhalten und wenigstens in verwandelter Gestalt zu bewahren vermögen. Wie schwer ist es z. B., in Befolgung des Christuswortes: „Werdet wie die Kindlein“ als erwachsener Mensch auf höherer Stufe zu einer neuen inneren Unbefangenheit und Kindlichkeit durchzudringen! Die so leicht klingende Mahnung der Sendschreiben zeigt uns, daß insbesondere das neue Kommen Christi Rechenschaft von uns fordern wird darüber, ob wir das, was wir als Gabe der Natur und des Schicksals empfangen, zu unserem unverlierbaren Besitz gemacht haben. Diese Gaben festzuhalten und zu bewahren, ist nur möglich, indem wir sie in unablässiger Bemühung umschmelzen und verwandeln und dadurch zu Organen der über den Sinnenbereich hinaus erweiterten Wahrnehmung machen.

Wenn das fünfte Sendschreiben uns auffordert, das in uns zu stärken, was sterben will, so ist damit auf ein ähnliches Geheimnis der Seele gedeutet. Sowohl im Gang des einzelnen Lebenslaufes, als auch im Fortschreiten der

Menschheitsentwicklung im Großen ist ein Absterben der unmittelbaren Lebens- und Gemütskräfte unvermeidlich. Der Katechismus der Sendschreiben will uns anleiten, aus der Pflege der sonst verdorrten Seelenkräfte eine bewußte Übung und Schulung unseres inneren Wesens zu machen. Wenn z. B. die moderne Kultur in eine Stimmung hineinführt, die alles Gefühlsmäßige als altmodisch und sentimental erscheinen läßt, so werden wir hier gemahnt, nun gerade das Gefühl in uns durch ein bewußtes Pflegen und Üben zu stärken. Die dadurch erzielte Gemüthhaftigkeit wird eine völlig andere sein gegenüber derjenigen, die uns nur von Natur zu eigen ist. Sie wird das Aufschlagen eines Seelenauges sein, mit dem wir in die geistige Welt hineinschauen können; sie kann zu einem Organ des Seelenerwachens werden, das anzustreben uns das 5. Sendschreiben an der gleichen Stelle nahelegt.

Im 1. und 5. Sendschreiben heißt es: „Gedenke, wovon du gefallen bist, gedenke, was du empfangen und gehört hast.“ Gemeint ist das übungsmäßige Beleben der Erinnerungskräfte. Die Fähigkeit des Erinnerns steht vornean unter den Seelenkräften, die heute zu ersterben drohen. Nicht nur reißt das Tempo der Zeit den Menschen viel zu schnell mit sich, als daß er noch das Zurücktauchen in vergangene Lebensinhalte pflegen könnte; auch die Veränderung in der Nervenkonstitution der Menschen führt zum Gedächtnisschwund als einer weitverbreiteten Zeitkrankheit. Die Fähigkeit der Erinnerung ist aber eine ganz besonders heilige Mitgift der Seele. Sie ist der Rest, der uns geblieben ist von den einstigen Kräften des übersinnlichen Schauens. Ruhevolle Erinnerungsübungen, in denen wir z. B. am Abend die Ereignisse des Tages rückschauend noch einmal vor der Seele vorüberziehen lassen, heben das Menschenwesen leise zu den Höhen wieder empor, aus denen es in das Allzu-Irdische herniedergesunken ist. Und indem die Seele wieder lernt, ahnend sich ihrer himmlischen, ewigen Ursprünge zu erinnern, läßt sie zugleich die Blume des neuen Schauens in sich selbst erblühen, mit welcher die Sphäre des Kommens Christi wahrgenommen werden kann.

Das letzte Sendschreiben beschränkt sich darauf, uns zu dem Fleiß und Eifer anzuhalten, den das Ringen um die Sinneswandlung erfordert. Es läßt uns gütig die innere Kommunion erahnen, die wir bereits zu erleben beginnen, wenn wir den Lärm des Zeitalters als das Anklopfen dessen erkennen, der von drüben her an die Pforten unserer Welt pocht.

Recht gelesen, können so die 7 Sendschreiben ein Buch für sich sein, ein Vademecum der inneren Arbeit an uns selbst, ein Katechismus der Seelen-Übung, ein Brevier des selbstlosen Gebetes, durch das wir uns bereiten und öffnen für den, dessen Einwohnung die große Kommunion unserer Seele ist.

III. DIE WELTSCHÖPFUNG UND DAS OPFER DES LAMMES

Das vierte und fünfte Kapitel

Die Offenbarung Johannis führt uns durch mehrere vorbereitende Vorhöfe und Vorhallen, ehe sie uns in den Tempelraum der großen Prüfungen und Entscheidungen eintreten läßt. Nach der monumentalen torartigen Anfangsschau vom Menschensohn leiten uns die sieben Sendschreiben an, uns im Kreise der Menschheit mit dem Auge des Apokalyptikers umzuschauen.

Nach der vorbereitenden Siebenheit der Sendschreiben beginnen jedoch die prüfungsreichen Runden der drei eigentlichen aufsteigenden Siebenheiten immer noch nicht sogleich. Im Aufbau des apokalyptischen Buches spiegelt sich die Geduld, die Gott mit dem Menschen hat. Der Mensch kann nicht ohne Vorbereitung den Gewittern und Stürmen gewachsen sein, denen er einmal ausgesetzt sein wird. Er muß dafür aus dem tiefen Brunnen des ersten Urbeginnes gestärkt werden. Bevor unsere Seelen zu den Ebenen des Schauens, des geistigen Hörens und der wesenhaften Geistberührung aufzusteigen haben, dürfen sie zuvor noch in die unendliche Feierlichkeit und Ruhe eines Welten-sabbats eintauchen. Nie wieder bis zum allerletzten Schluß führt uns die Apokalypse durch eine so wunderbare große Stille hindurch, wie in den beiden Kapiteln zwischen den sieben Sendschreiben und den sieben Siegeln.

In kurzgedrängter Folge werden wir mit dem Apokalyptiker im Durchgang durch die drei Stufen von Bild, Wort und Wesen, die sich später in den drei entscheidenden Siebenerrunden machtvoll entfalten, zu Zeugen eines erhabenen kosmischen Schöpfungs Augenblicks erhoben. Zuerst tritt ein Bild vor dem Apokalyptiker auf: „Danach sah ich, siehe, eine offene Tür im Himmel.“ Aber die Schau des offenen Tores erscheint zunächst nur als solche. Was sich als Panorama des Durchblicks ergeben wird, was als dramatische Erlebnisfolge dem Hindurchgeschrittenen bevorsteht, bleibt verborgen: hoch über dem Menschen zeigt sich das Tor. Nur wer zu der himmlischen Ebene emporzusteigen vermag, kann hindurchsehen und dann vielleicht auch hindurchschreiten. Zu dem Bilde fügt sich ein Ton hinzu; die Stimme, die einer Posaune gleicht, spricht: „Steige empor, ich will dir zeigen, was nun geschehen soll.“ Die Wortgewalt dieser Stimme ist es, die die Seele zu der höheren Ebene emporreißt. Ein Vorgeschmack der Posaunenklänge, die nachher als die Stimme der eigent-

lichen Prüfungszone den Apokalyptiker umdröhnen werden, hat seine Seele aufgeschlossen zu der gewaltigen Ziel-Schau des Menschensohnes und hebt ihn jetzt zu dem höheren Niveau des offenen Tores empor. Jetzt wird das Tor zum Fenster. Wir schauen mit dem Apokalyptiker in das Welteninnere hinein. Die Sphäre der wesenhaften Prinzipien alles Daseins offenbart sich uns in erhabenen Figuren. Die Wahrnehmung, die jetzt beginnt, ist über das vorangehende Bild- und Tonelement hinaus durchdrungen von der Substanz realer Geistberührung: „sogleich war ich im Geiste“.

Das hochfeierliche, intuitionsdurchtränkte Bild, das sich nun vor der Seele des Sehers auftut, besteht aus mehreren symmetrischen Figuren, die sich in konzentrischen Runden um einen Mittelpunkt herum anordnen. Den Mittelpunkt bildet ein Thron und die Gestalt des „Thronenden“, wie ihn die Apokalypse nennt. In dem Augenblick aber, wo wir uns den, der auf dem Throne sitzt, in menschenähnlicher Gestalt vorzustellen versuchen, verwehrt es uns der Seher: „Der Thronende war anzusehen gleich den Edelsteinen Jaspis und Sarder.“ Wir werden angeleitet, uns dieses Wesen ausschließlich als ein sternhaftes Lichtzentrum vorzustellen, von dem zwei farbig verschiedene, blitzende Strahlen ausgehen. Der Jaspis ist ein grünlich schimmernder Edelstein; aber im Altertum galt derjenige Jaspis als der kostbarste, der fast weiß, diamantartig strahlt und dessen reines weißes Licht nur wie von ferne grünlich durchschimmert ist. Der Sarder ist gleich dem Karneol ein Edelstein von blutroter Farbe. Von dem Thron, der den Mittelpunkt der Himmelssphäre bildet, gehen in harmonischem Zusammenklang weiße und rote Lichtstrahlen aus, die die Wesenoffenbarung der Gottheit selber sind. Im Reiche der Urbilder begegnen wir hier der Polarität von Weiß und Rot, die uns überall aus den Märgen und den Sagen und den Symbolen des geschichtlichen Lebens bekannt ist: Ob es das schöne Märchen von Schneeweißchen und Rosenrot ist oder die Sage von Flos und Blancheflore, der roten Rose und der weißen Lilie, oder der Gegensatz der weißen und roten Rose in der englischen Geschichte: immer spricht die Zweiheit von Weiß und Rot zu uns von dem Zusammenklang des Geistigen und des Seelischen. Das Geistige leuchtet in der hellen weißen Farbe, das Seelische glüht in der Farbe des roten Blutes. Der „Thronende“ ist die strahlende Quelle des Urlichtes, das sich wie in Licht und Wärme nach dem Geistigen und dem Seelischen hin differenziert, den Urzusammenklang von Seele und Geist offenbarend.

Die erste der konzentrischen Figuren um den Thron ist der Farbenkreis des Regenbogens. Von ihm heißt es, daß er „leuchtet wie ein Smaragd“. Wir sehen also, wie das leuchtende Grün, die Leben-gebärende Licht-Mitte des siebenfachen Farbenakkordes, dem Ganzen den Charakter gibt.

Weiterhin erscheint um den Lichtmittelpunkt herum ein Kreis, jetzt nicht stehend wie der Regenbogen, sondern in der Ebene des Horizontes liegend: „Um den Thron standen 24 Throne, und auf den Thronen saßen 24 Älteste

mit weißen Gewändern angetan, die hatten auf ihren Häuptern goldene Kronen.“ Zum erstenmal tauchen Gestalten aus dem Dunkel der Welthintergründe auf. 24 Weltrepräsentanten werden sichtbar, deren weiße Gewänder ihre völlige Geistdurchdrungenheit zeigen und die durch ihre goldenen Kronen als Verwalter und Träger der Gottgedanken, als die eigentlichen Weltdenker, zu erkennen sind. Die 24 Ältesten sind schon eher als „der Thronende“ in menschenähnlicher Gestalt vorzustellen. Aber sie gehören doch hohen übermenschlichen Wesensreichen an.

Das von Kreisen umrundete Zentrum ist nicht in unbewegtem Stillstand, es ist ein sprühender Kraftmittelpunkt. Strahlungen und Strömungen gehen von ihm aus, die nur zu vergleichen sind mit dem, was auf der Erde in Blitz und Donner wahrgenommen wird. Die Seele muß sich hier in Feuernähe fühlen. Die Blitze gehen in Flammen auf: in sieben wie Fackeln lichtvoll-lodernden Schöpferwesenheiten, die sich eng um den Thron scharen. Es sind die sieben Elohim, die göttlichen Schöpfergeister, von denen es am Anfang der Genesis heißt, daß sie im Urbeginne den Himmel und die Erde erschufen.* „Von dem Throne gingen aus Blitze und Donner und Stimmen, und sieben Feuerfackeln brannten vor dem Thron, welches sind die sieben Geister Gottes.“ In den 24 Ältesten und den sieben wesenhaften Feuerzeichen offenbaren sich die Potenzen und Prinzipien des Raumes und der Zeit, jene majestätisch ruhevoll, diese mit ungeheurer lodernder Kraft geladen, aber noch zurückhaltend mit ihrem Schöpferwirken.

Um alles dies herum erscheint in rätselhaftem Bilde eine sich rundende Sphäre. Zu den Kreisen und symmetrischen Polygonen fügt sich ein umfassendes Kugelgebilde: „Vor dem Thron war ein gläsernes Meer gleich einem

* Wo die üblichen Übersetzungen der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte sagen: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, spricht der hebräische Urtext in Wirklichkeit von einer Mehrzahl schöpferischer Wesenheiten: „Im Urbeginne schufen die Elohim Himmel und Erde.“ Hier werden zwar die Elohim nur im allgemeinen genannt, daß sich jedoch aus ihrer hierarchischen Sphäre (im Neuen Testament heißen sie Exusiai = Gewalten, die neuere Geisteswissenschaft bezeichnet sie als „Geister der Form“) 7 Wesenheiten als zu dem Logos und zu Christus gehörig, d. h. als der fortschreitenden Schöpfung dienend, herausheben, ist zu allen Zeiten bekannt gewesen in einer Tradition, aus der auch noch Goethe schöpft. Dieser deutet in seiner Farbenlehre (gegen Schluß der Abhandlung „Über die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben“) an, daß sich in den 7 Farben des Regenbogens die Sphäre der Elohim offenbare: „Wenn man erst das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, besonders aber die Steigerung ins Rote genugsam betrachtet haben, wodurch das Entgegengesetzte sich gegeneinander neigt und sich in einem Dritten vereinigt, dann wird gewiß eine besondere geheimnisvolle Anschauung eintreten, daß man diesen beiden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das Grün und oberwärts das Rot hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.“

Kristall.“ Die Sphäre eines Meeres, das im Begriff ist zu kristallisieren, umgibt den Thron und seine Kreise.

Schließlich wird die Fülle der himmlischen Figuren vervollständigt durch das Bild des Viergetiers: „Vier Tiere voller Augen vorn und hinten, das erste Tier gleich einem Löwen, das zweite gleich einem Stier, das dritte mit einem Antlitz wie ein Mensch, das vierte gleich einem fliegenden Adler, und jedes der vier Tiere hatte sechs Flügel und war außen und innen voller Augen, und sie ruhten nicht Tag und Nacht und riefen: heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war, der da ist und der da kommt.“ Mit den vier Tieren taucht etwas machtvoll Konturiertes auf. Gestalten erscheinen, die nun wirklich bereits irdischen Geschöpfen ähnlich sehen. Wenn uns geschildert wird, daß diese vier Gestalten über und über und innen und außen voller Augen sind, so liegt darin der Anfang eines dramatischen Elementes. Die vier Tiere sind gewissermaßen die Zuschauer der göttlichen Weltprinzipien, die sich um den Strahlenmittelpunkt des Himmels gruppieren. Sie sind ganz und gar in das Anschauen des Thrones und seiner Kreise versunken, und ihre Ruhe in der Anschauung löst aus ihrem Inneren den ewigen Lobgesang, das ewige „Sanctus“ hervor.

Die Vielzahl der symmetrischen Gruppierungen scheint sich in zwei Lager zu scheiden: Gebende und Nehmende des kosmischen Schöpfertums scheinen sich gegenüberzustehen. Ist es wirklich so, daß sich im Bilde des Viergetieres die Welt der Geschöpfe den Schöpfermächten gegenüberstellt?

Nachdem das Buch der Offenbarung in der großen Anfangsschau des ersten Kapitels mit dem Bilde des Menschen begonnen hat, treten hier zum erstenmal Tiergestalten auf, unter denen eine allerdings menschengestaltig ist. Aber ebensowenig wie die Vision vom Menschensohn den Menschen als irdisches Geschöpf meint, ebensowenig sind unter den Gestalten des Viergetieres irdische Tiere zu verstehen. Jesaias beschreibt die hohen Flügelwesen am göttlichen Throne, die das große Sanctus singen, nicht als Tiere, sondern als Seraphim. In der Tat müssen wir in hohen hierarchischen Reichen die Wesen suchen, die uns im Bilde des Viergetiers erscheinen. Wir berühren eine Sphäre, auf die uns auch die Kunstwerke der alten Ägypter hinweisen, welche die Götter mit Stier-, Adler- oder Löwenköpfen darstellten. Ein hoher Götterbereich tut sich uns auf, der die Urbilder der Tiere in sich enthält. Es gibt Tiergestalten oben und unten. Die auf der Erde sind nichts als vom Himmel gefallene Bilder und Spiegelungen. Dennoch tritt uns die seraphische Sphäre so entgegen, als trüge sie die Geschöpfe in sich, die dem Schöpfer anschauend gegenüberstehen.

Man könnte geneigt sein, die Kreise und Figuren vom Anfang des vierten Kapitels astronomisch zu deuten. Könnte sich nicht in den Thronen der 24 Ältesten der Kranz der zwölf Tierkreisbilder spiegeln, der sich um den Thron der Sonne rundet? Deuten nicht die sieben Fackelgeister auf die sieben Planeten hin? Ist nicht in dem gläsernen Meer das Empyreum, der Kristall-

himmel, wiederzuerkennen, als den die alte Welt die Sphäre oberhalb der Fixsterne bezeichnete? Sogar die Gestalten des Viergetieres sind am Himmel wiederzufinden: es sind die Sternbilder des Löwen, des Stiers, des Wassermanns und des Skorpions (der Skorpion tritt als Gegenbild für den Adler ein), die im Tierkreis das große Kreuz bezeichnen. Am Fixsternhimmel haben ja die Menschen früherer Kulturen die „oberen Tiere“ geschaut, von denen das Tierreich unten auf der Erde nur ein entfernter Schattenriß sein kann; sie hätten sonst nicht den Sternenkranz, durch den die Sonne mit den Planeten wandelt, als Tierkreis bezeichnet.

Der Blick auf den Sternenhimmel kann uns jedoch nicht eigentlich eine Deutung der apokalyptischen Bilder geben. Der gestirnte Himmel ist nichts anderes als eine zweite Apokalypse, die in ihrem Bilder-Alphabet mit der Apokalypse des Johannes sinngemäß übereinstimmt. Das eine Buch kann das andere nur erleuchten, aber nicht erklären. Wir haben es mit zwei verschiedenen Übersetzungen des gleichen Urtextes zu tun. Welches ist dieser Urtext?

*

An dieser Stelle müssen wir uns in einer bestimmten Hinsicht über das Wesen des apokalyptischen Schauens klar werden. Wir haben am Anfang und am Schluß der Bibel zwei Bücher, die über die Ebene der irdischen Wahrnehmungen grundsätzlich hinausragen. In der Schöpfungsgeschichte, der Genesis des Moses, hebt das Buch der Bibel mit einem übersinnlichen Schauen an; am Schluß, in der Apokalypse des Johannes, mündet es wieder in ein übersinnliches Schauen ein. Die Genesis entstammt der geistigen Rückschau; denn auch in die Urvergangenheiten, in die Urstadien des Werdens, zu schauen, ist, weil die Schöpfung im Vorphysischen begonnen hat, nicht mit äußeren Mitteln möglich. Zu der Rückschau der Genesis fügt sich in der Apokalypse die prophetische Vorschau, der sich die Geheimnisse der Zukunft auftun, hinzu. Die Rückschau, aus welcher die Genesis stammt, ist nichts anderes als eine umgekehrte Prophetie. Bevor aber das prophetische Schauen des Sehers Johannes voll zu sich selber kommt und in den sieben Siegeln, Posaunen und Zorneschalen die Gesetze und Geheimnisse der Zukunft enthüllt, taucht es zuerst noch einmal rückschauend in die Urbeginne des Werdens zurück. Erst aus der Rückschau gebiert sich die prophetische Vorschau. Wir können das vierte und fünfte Kapitel der Apokalypse als eine neutestamentliche Schöpfungsgeschichte und Genesis betrachten.

Insbesondere das Bild von dem gläsernen Meere kann uns hier zum Schlüssel werden. Wir haben einen ganz bestimmten Augenblick des Weltwerdens vor uns. Natürlich gab es auch vorher schon Äonen der Entwicklung. Diese aber vollzogen sich ganz und gar im Geistigen. Einmal kam es dann zu einem allerersten Aufsprießen des physisch-leiblichen Daseins. Aus der alles umhüllenden Sphäre des Geistigen, die wie ein himmlischer Ozean flutet, fängt

die noch jungfräulich-reine Stoffeswelt, die „prima materia“, hervorzukristallisieren an. In Form von leuchtenden Kristallen wird die Welt des Stoffes geboren. Im Bilde des gläsernen Meeres schaut der Seher den Geburtsaugenblick, den „status nascendi“ der physischen Welt. Er ist Zeuge davon, wie die Inkarnation des Kosmos beginnt. Weshalb entzückt uns der Anblick eines Bergkristalls oder eines Amethysts so seltsam, insbesondere, wenn wir in der Hochgebirgsnatur einmal selber Kristalle finden? Diese sternhaften Gebilde muten uns an, als wären sie gar nicht von dieser Welt. Jeder Kristall ist wie eine Reminiszenz an den Urzustand unseres Erdenkosmos. Das irdisch-leibliche Dasein ist ursprünglich in einer solchen durchsichtigen kristallinen Reinheit entstanden. Nur hat die Schöpfung im Gange ihrer Entwicklung die ursprüngliche Kristallklarheit nicht bewahren können. Viel Trübung und Gestaltlosigkeit hat sich der Welt des Erdenstoffes bemächtigt und hat sie krank und morsch gemacht. Mahnmale an die Welt, wie sie ursprünglich gedacht war, sind uns heute die Kristalle, und jeder Schneekristall, den wir, bevor er zerschmilzt, in seiner sternhaften Struktur bewundern, ist wie ein Gruß aus der Sphäre, in welcher einmal das Irdische als strahlig-kräftige, reine, paradiesische „prima materia“ entstanden ist.

Der Augenblick des kosmischen Werdens, der im Bilde des gläsernen Meeres zu erkennen ist, bedeutet zugleich eine Entwicklungsstufe des Menschenwesens. Den Menschen gab es auch bereits in den vorphysischen Äonen, aber er war noch völlig ohne eigene Hülle, wie ein Tropfen im Meer noch ganz in dem Götterschoß höherer Wesensreiche geborgen. Er war noch kein Eigenwesen. In dem Augenblick, als der Kristallhimmel als erster sphärischer Keimzustand des physischen Daseins aus dem Ozean des Geistes hervorsproß, konnte durch die Seele der Menschheit eine erste Ahnung eigener Leiblichkeit und also auch künftiger Selbstbewußtheit und Ichheit hindurchziehen. Das gläserne Meer entstand vor der Menschheit wie ein Spiegel; in dem sonst durchsichtigen Kosmos bildete sich etwas, was dem Kristallbelag hinter dem Glase entspricht, der aus dem Glas einen Spiegel macht. Ein allererstes Sichselber-gegenüber-Stehen, ein erstes Bewußtwerden des Eigenwesens kam im Bilde des Kristalls zustande. Daher rührt es, wenn uns beim Anblick von Kristallen nicht nur der Urgedanke der Stoffeswelt, sondern auch der göttliche Ursinn der Ichheit berührt. Im wahren Sinne sind wir Ich-Menschen, wenn in uns die Kristallklarheit des Geistgedankens wohnen und sternhaft von uns ausstrahlen kann. Der kristallklare Gedanke auf der Menschenstirn ist eine exakte Entsprechung zu den Kristallen, die uns die Natur zeigt.

Was sich dem Seherauge des Johannes im Bilde des gläsernen Meeres offenbart, ist dem poetischen Blicke des Novalis als die Stadt Arkturs erschienen, die er zu Beginne des Klingsor-Märchens im neunten Kapitel seines Romans „Heinrich von Ofterdingen“ schildert. Wir haben hier eine wunderbare poetische Parallele zur Offenbarung Johannis. In milchblauem Schimmer liegt

die Stadt da, die mit ihren Häusern und Palästen und Figuren aus lauter Eiskristallen besteht. „Alles dies spiegelte sich in dem starren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag.“ Ein fernes Klingen durchraunt die Stadt Arkturs wie das Schöpfungsgeräusch aus der kosmischen Schmiede, in der die Götter die Welt zusammenfügen: „Man konnte nichts deutlich unterscheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöse herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkstatt.“

Der Regenbogen, den der Seher um den himmlischen Thron herum wahrnimmt, ist gleich dem gläsernen Meer ein Zeichen für den Geistsprung der Schöpfung. Wenn heute am Himmel der Farbenbogen aufleuchtet, so strahlt in die Welt der Sichtbarkeit der Traum einer Ur-Rückschau herein, eine kosmische Erinnerung an den Ursprung der Schöpfung aus dem Licht.

In diese Bilder vom Urbeginn des Erdenwerdens ordnet sich die Schau des Viergetieres ein. Zunächst scheint es ein Abstieg zu sein, wenn in der Apokalypse auf die große Eingangs-Schau vom Menschen im vierten Kapitel das Bild von Tieren folgt. Was aber unterscheidet den Menschen von den Tieren? Der Mensch, so wie er im Gange des Weltenwerdens geworden ist, hat eine individuelle Seele; die Tiere dagegen haben, nach Gattungen geordnet, gemeinsame Gruppenseelen. Sie halten einen Zustand fest, durch den das Menschenwesen nur in den Erden-Urbeginnen hindurchgegangen ist. Der Mensch ist nicht sogleich als individuelles Wesen auf den Schauplatz der Erden-Entwicklung getreten. Wo waren aber in dem Urbeginn, als die Erde erst als gläsernes Meer aus dem Geistkosmos hervorkristallisierte, die Menschen? Sie waren schon da, aber noch ganz und gar geborgen im Schoße hoher Wesenheiten, die ihnen stellvertretend für das erst in der Zukunft entstehende Menschenbewußtsein ihr Götterbewußtsein liehen. In den Gestalten des Viergetieres erscheinen vor uns die seraphischen Wesen, die im Urbeginne gleich großen Gruppenseelen die Menschenseelen in sich geborgen hielten. Jeder der vier hierarchischen Wesensbereiche hat eine Seite der zukünftigen Menschenwesenheit vorzubereiten. Die eine von den vier Gruppen von Menschenseelen ist damit beschäftigt, in ahnendem Göttertraum den Keim des menschlichen Denkens auszubilden. Die schützende und bergende seraphische Wesenheit erscheint deshalb in der Gestalt des himmlischen Adlers. In dem zweiten der seraphischen Götterschöbe bilden sich die Anfänge des menschlichen Fühlens, der menschlichen Herzenskräfte. Das ist die Gruppe, die im Bilde des Löwen erscheint. Die Gestalt des Stieres nimmt der seraphisch getragene Teil der Menschheit an, der die Willenssphäre des Menschen vorzubereiten hat. Neben Adler, Löwe und Stier gibt es die vierte Gruppe, deren Aufgabe es ist, schon einmal den ganzen Menschen im Zusammenklang von Denken, Fühlen und Wollen vorzubilden. In ihr steigt deswegen bereits die Menschengestalt selber über den Horizont des Werdens empor. †

† Das Bild des himmlischen Viergetieres ist eines der apokalyptischen Schau-Motive, die von der Zeit des Urchristentums an im christlichen Vorstellungsleben eine besonders wichtige Rolle gespielt haben. Man sah die vier Tiere als hohe inspirierende Genien hinter den vier Evangelisten stehen: den Adler erlebte man als das Zeichen des Johannes, den Stier als das des Lukas; zum Markusevangelium gehörte der Löwe und zu Matthäus das menschengestaltete unter den vier Tieren. In Zeiten, in denen der inspirative Ursprung der Evangelien dem denkerisch-erkennenden Bewußtsein der Menschen entfiel und nur noch dogmatisch gelehrt wurde, mußte der geistige Zusammenhang zwischen den Evangelisten und dem Viergetier schließlich zu einem unverstandenen Ornament-Motiv in der kirchlichen Kunst herabsinken. Es gibt aber keinen klassischeren und monumentaleren Ausdruck dafür, daß die Evangelisten nur unter Mitwirkung hoher hierarchischer Wesenheiten ihre Bücher haben niederschreiben können, als jeden von ihnen einem der vier Tiere zuzuordnen. Die gleichen seraphischen Wächterwesen am Gottes-Thron, welche die Johannes-Apokalypse als die bergenden Götter-Schöße erkennen läßt, aus denen die irdische Menschheit geboren worden ist, sind auch die Hüter und Träger der besonderen Geist-Sphären, aus denen die vier Evangelien stammen. Die vier erhabenen Gruppen-Genien der Menschheit haben mitgewirkt, daß der Menschheit die Engels-Kunde von Menschwerdung, Tod und Auferstehung Christi zuteil wurde. —

Der Seher auf Patmos ist nicht der erste, der das Viergetier schaut und beschreibt. Das Auftauchen gerade dieses Bildes zeigt wie nichts anderes die innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit zwischen der Apokalypse des Neuen Testaments und den prophetischen Büchern des Alten Testaments. Bei Jesajas, Hesekiel und Daniel gibt es Parallelen zu der johanneischen Schau des Viergetieres. Und eine Theologie, die, weil sie nichts mehr von Inspiration wußte, nach literarischen Abhängigkeiten suchte, um nachzuweisen, aus welchen Quellen die neutestamentlichen Schriften zusammengeschrieben worden seien, hat insbesondere die Tatsache, daß das Viergetier bereits im Alten Testament vorkommt, benützt, um die Offenbarung des Johannes abzuwerten zu einer nur mühsam christlich verbrämten Schrift aus der Vielzahl der im Umkreis des Alten Testaments entstandenen phantastisch-apokalyptischen Bücher. Erst allmählich wird durch Überwindung des in die Theologie eingedrungenen materialistischen Weltbildes der Weg frei werden für die Erkenntnis, daß zu verschiedenen Zeiten und Orten Menschen zur Wahrnehmung der gleichen übersinnlichen Wirklichkeiten gelangen und in anklingenden oder übereinstimmenden Schilderungen davon Kunde geben können, ähnlich wie auf dem physisch-irdischen Plan verschiedene Menschen unabhängig voneinander ein fernes Land bereisen und nachher Gleiches berichten können.

Ein Vergleich zwischen den alttestamentlichen Schilderungen und der neutestamentlich-johanneischen Schau des Viergetieres ist überaus ergiebig. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, wie in den Büchern der Propheten die Schau sich erst durchringt, die in der Apokalypse des Johannes in reiner Klarheit dasteht.

Jesajas und Hesekiel schauen die Sphäre des Viergetieres innerhalb des Erlebnisses ihrer Berufung, als sich ihnen die Sphären des Geistes als Quell ihres prophetischen Schadens auftun. Jesajas beschreibt die hohen Wesen, die sich ihm am Thron im Allerheiligsten offenbaren, nicht als Tiere; er nennt sie bei ihrem hierarchischen Namen: Seraphim. Wie Johannes sieht er, daß ein jedes dieser Wesen sechs Flügel hat. Wie er hört er sie das ewige „Sanctus“ singen. Die Schau des Hesekiel ist weniger ruhevoll und klar. Seine Seele ist von Stürmen durchtost. Eine bewegte Mannigfaltigkeit wirbelt die Schau auf: jedes der vier Tiere ist durch seine vier Antlitze ein Viergetier. Die Flammen brennender Fackeln, die bei Johannes in majestätischer Siebenheit die Vierheit umgeben, durchlodern bei Hesekiel alles in

dramatischer Bewegtheit. Die sich machtvoll drehenden Feuerräder, die Augen der hierarchischen Götterwesen, durchblitzen alles mit dem Schein ihrer Fanale. Eine höhere Sphäre himmlischer Ruhe deutet sich nur oberhalb des Viergetieres an: das gläserne Meer leuchtet auf als kristallene Himmelskugel, und der Regenbogen spannt seinen Farbenkreis; hier atmet die Schau des Propheten dieselbe Erhabenheit wie die des Apokalyptikers.

Daniel sieht das Viergetier nicht sogleich, als sich ihm die Sphäre der Inspiration auftut, sondern erst später: in seiner apokalyptisch-prophetischen Schau vom Kommen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels. Ihm zeigt sich die Zukunft, in der die alte Welt zerbricht und in den Geburtswehen der neuen Schöpfung liegt. Aus dem Meere steigen ihm vier Tiere auf, aber die ruhevoll Vierheit von Löwe, Adler, Stier und Mensch ist durch den Widerstreit von Himmel und Hölle zerrissen. Nur das erste Tier hat Teil an dieser seraphischen Ordnung: es ist ein Löwe mit Adlerflügeln, der aber auch wie ein Mensch gestaltet ist und ein menschliches Herz hat. Von den drei anderen Tieren ist eines greulicher und satanischer als das andere bis hin zu dem vierten zehngehörnten, das alles mit eisernen Zähnen zermalmt. In der Daniel-Schau schieben sich das himmlische Viergetier und das dem Abgrund entstehende böse Zweigetier ineinander, das Johannes im 13. Kapitel der Apokalypse zeigt.

Wie klar und rein steht die Schau des Johannes der des Hesekiel und Daniel gegenüber! Muß uns nicht der Vergleich schon zeigen, daß zwischen den alttestamentlichen Propheten und dem neutestamentlichen Apokalyptiker etwas geschehen ist, wodurch Klarheit und Harmonie und reine Ruhe in die Sphären der Geistwelt sowohl als auch in die Seele des Sehers ausgegossen ist?

Das Einander-gegenüber-Stehen von Schöpfer und Geschöpfen, das wir allmählich deutlicher aus der Schau der Thron-Figuren herauslesen, ist der Keim dramatischer Bewegungen und Entfaltungen. Vorerst aber ist alles noch von erhabener Feierlichkeit und Ruhe durchatmet. Die Schöpfung ruht noch in der Sphäre der Dauer; das Rad der Zeit ist noch nicht in Umschwung geraten. Der hierarchische Bereich, der die Geschöpfe in sich trägt, ist voller Staunen und Anbetung in das Anschauen des schöpferischen Welten-Mittelpunktes versunken. Wollten wir einmal die vom Irdischen her sinnlos erscheinende Frage aufwerfen, womit sich die Geschöpfe vor der Schöpfung beschäftigt haben, so erhalten wir hier die Antwort: das Versunkensein in den Anblick des Schöpfers löste aus der Sphäre der Geschöpfe den Urlobgesang, das große Sanctus, aus, das wie ein Echo des Schöpferwortes selbst den Kosmos erfüllte.

*

Gehen wir zum fünften Kapitel über, so werden wir gewahr, wie in die große Ruhe und Feierlichkeit nun doch Bewegung hineinkommt. Es enthüllt sich, daß die göttliche Feierpause reifendes Schöpfertum war. Wir sehen in der rechten Hand des Thronenden das Buch, das inwendig und auswendig beschrieben ist. Es enthält die Grundrisse und Baupläne der inneren und äußeren Welt, die erschaffen werden soll. Der Bau soll beginnen. Aber wer löst die sieben Siegel des Buches auf? Erst wenn das Buch geöffnet ist, kann die Dauer übergehen in den Werdestrom der Zeit. Die Frage nach der Kraft, die durch die Eröffnung der Siegel das Fortschreiten des Schöpfungswerkes aus-

lösen kann, ruft eine mächtige dramatische Spannung im Kosmos hervor. Auf einmal tritt ein Wesen wie ein Herold auf den Plan: „Und ich sah einen starken Engel, der rief mit lauter Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzutun und seine Siegel zu lösen?“ Wie eine Verkörperung des Gottesentschlusses zum fortschreitenden Schöpferwerke tritt die mächtige Engelwesenheit hervor. Die feierliche Ewigkeitsdauer würde jetzt zu einer kosmischen Stockung werden, wenn nichts weiter geschähe. Der starke Engel strahlt einzig und allein den Willen aus, in Fluß zu bringen, was zu stocken droht. Wir gewahren so etwas wie eine michaelische Spannung im Wesen dieses Engels, den die Apokalypse immer wieder zeigt als die Macht, die auf die Überwindung des Stillstandes und auf das Vorwärtstragen neuer Entwicklungen bedacht ist. Die Worte, die der Engel wie einen Heroldsruf ertönen läßt, bleiben wie eine bange Frage im Kosmos stehen: „Niemand weder im Himmel noch auf der Erde noch unter der Erde konnte das Buch aufschlagen und darin lesen.“ Der Seher Johannes erlebt schmerzdurchdrungen die lastende Spannung und Stockung mit. Er spricht: „Und ich weinte sehr, daß niemand würdig erfunden wurde, das Buch aufzuschlagen.“ Wir werden selber in die große kosmische Atembeklemmung miteinbezogen.

Endlich tritt etwas ein, wodurch die Spannung gelöst wird. Einer aus dem Kreise der 24 Ältesten ruft: „Weine nicht, siehe, es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda, die Wurzel Davids: er wird das Buch aufschlagen und seine sieben Siegel lösen!“ Wir müssen den dramatischen Fortgang des Geschehens, die fließende Metamorphose, die ein Bild aus dem anderen erst hervorgehen läßt, lebendig miterleben. Es ist nicht so, als ob dieser eine von den 24 Ältesten immer schon gewußt hätte, was er jetzt ausruft. Auch er gehört zu denen, auf deren Seele die bange Frage lastete. Wenn er jetzt die befreiende Antwort verkünden kann, so nur deshalb, weil er als erster das Auftauchen der auslösenden und erlösenden Kraft wahrgenommen hat, gleich einem Späher, der am Horizont endlich das Segel eines sehulich erwarteten Schiffes erblickt. Die Wahrnehmung dieses Ältesten bringt die große Entspannung in Fluß.

Die Worte des Ältesten lassen, wenn wir ganz in der bildhaften Anschauung bleiben, die Richtung erkennen, aus welcher die rettende Bewegung erfolgt. Es ist die Himmelsrichtung, in welcher innerhalb des himmlischen Viergetiers der Löwe steht: „Weine nicht, siehe, der Löwe aus dem Stamme Juda hat den Sieg errungen!“⁴ Aber auch aus dem Bereiche des seraphischen Löwen kann die jetzt notwendige Tat nicht hervorgehen, ohne daß dort eine Verwandlung geschieht. In die Richtung des Löwen wies der befreiende Ruf, aber dort, wohin sich nun der Blick wendet, erscheint nicht mehr der Löwe, sondern das Lamm: „Und ich sah, siehe, mitten zwischen dem Throne und den vier Tieren und den 24 Ältesten, stand ein Lamm, wie zum Opfer dargebracht, mit sieben Hörnern und sieben Augen, das sind die sieben Geister Gottes,

gesandt in alle Lande.“ Das Lamm naht sich dem Throne und nimmt das versiegelte Buch aus der Hand des Thronenden. Es vermag die Siegel zu lösen. Wie ist es möglich, daß da, wo vorhin der Löwe stand, plötzlich das Lamm erscheint? Da haben hohe Götterwesen eine Tat getan; ein Gottesopfer ist geschehen. Nur durch die opfernde Selbstverwandlung, die ein höchstes Gotteswesen vollzieht, kommt die stockende Schöpfung in Fluß.

Ein menschlich-poetisches Bild des kosmisch-göttlichen Vorganges, auf den hier die Apokalypse hinweist, hat Goethe in seiner „Novelle“ vom Kind und dem Löwen gestaltet. Das Kind naht dem Löwen, vor dem die Menschen zittern, furchtlos. Es besänftigt ihn durch sein Lied und läßt ihn zahm aus seinem Versteck hervorschreiten, indem es ihn liebend von dem Dorn befreit, der in seinem Fuß steckt. Eine Strophe in dem Lied des Kindes heißt:

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.“

Wie in Goethes Novelle, so ist auch in dem großen kosmischen Schöpfungs-drama die Liebe die Kraft, die die Verwandlung des Löwen in das Lamm bewirkt. Aus der Richtung des seraphischen Bereiches, in welchem der Keim der menschlichen Herzens- und Fühlenskräfte vorbereitet wird, tritt ein hohes Gotteswesen hervor. Es ist der Träger der kosmischen Liebe. Um die kosmische Stockung zu überwinden und den Gottesentschluß zum Werden der Schöpfung in die Tat umzusetzen, nimmt dieses hohe Gotteswesen, das königlich herrschen könnte, die Gestalt an, die es zum helfenden Bruder der entstehenden Schöpfung macht. Es opfert sich selbst und erscheint im Bilde des Opferlammes. Wenn später das Bild des Lammes angewendet worden ist für den, der auf Golgatha den Opfertod erlitten hat, so ist das so zu verstehen, daß das gleiche Wesen, das später das Opfer der Menschwerdung und des Golgathatodes auf sich nahm, bereits durch ein großes Uropfer eine entscheidende Rolle gespielt hat: bei der Welterschöpfung selbst. So wie es später die Welt durch Tod und Auferstehung erneuert hat, so hat dieses Wesen im Urbeginne des Werdens durch sein opferndes Eingreifen die Geburt unserer Welt möglich gemacht. Ein großes Opfer Christi, des Lammes Gottes, steht bereits am Anfang der Weltentstehung. Was auf Golgatha geschah, war im menschlichen Bereich die entscheidende Erneuerung und Steigerung des Uropfers, durch das die Welt entstand.

Damit offenbart sich das tiefste Weltprinzip selber: vom Urbeginne her gibt

es eine Kraft, die allein imstande ist, alle Stockung zu überwinden, das Rad des Werdens in Bewegung zu setzen, das Ersterbende neu zu beleben. Nicht die übermenschlich-heroische Gewalt ist es, wie sie sich im Bild des seraphischen Viergetiers zeigt; im Bilde des Lammes ahnen wir die höchste magische Macht des Weltalls: die Kraft des Opfers und der Liebe.

Im Fortschreiten der apokalyptischen Bilder sehen wir: das Lamm verdrängt nicht das Viergetier, wohl aber ist es eine Art Inbegriff und weitere Entwicklungsstufe desselben. Im Bilde des Lammes im Himmel erscheint die Göttersphäre, in welche die mit der Schöpfung fortschreitende Menschheit aufgenommen wird. Im Urbild und Zeichen des Lammes tritt die Menschheit ihre Erdenwege an. Von daher bleibt sie von dem Ideal des Opfers und der Liebe überleuchtet.

Von dem Lamm heißt es, daß es sieben Augen hat. Nicht mehr ist es, wie das Viergetier, von Augen über und über bedeckt. Ein Fortschreiten ist, nachdem einmal die eigentlichen irdischen Entwicklungen in Gang gekommen sind, nicht möglich ohne den Verzicht auf die ursprüngliche Fülle des himmlischen Schauens. Das Lamm hat neben den sieben Augen auch sieben Hörner. Das Bild der Hörner deutet auf die ersten durch Verdichtung entstehenden irdischen Organe des Menschenwesens. In der gleichen Zahl der Augen und Hörner offenbart sich aber das wunderbare Gleichgewicht zwischen oben und unten, zwischen den Organen des Gottschauens und der beginnenden Verleiblichung, welches der Menschheit im Entstehungsaugenblick der Erden-schöpfung gnadevoll durch Opfertaten höchster Wesenheiten zuteil wird. Die Siebenheit der Augen, durch die das Lamm den Fortgang des von ihm ausgelösten Schöpfungswerkes anschaut, wiegt die Siebenheit des Gehörns um so mächtiger auf, als sich in ihr die Siebenheit der Schöpfergeister, der Elohim, die zuvor als Fackeln bezeichnet wurden, in schöpferischem Lodern spiegelt.

Als das Lamm erscheint, fallen die 24 Ältesten anbetend vor ihm nieder. Ein jeder von ihnen trägt eine goldene Harfe und ein Weihrauchgefäß in der Hand (5, 8). Aufatmungsklänge sind die Lobgesänge vor Gottes Thron. Als sie Zeugen des großen Gottesopfers werden, welches die Schöpfung in Gang bringt, geht von den Reichen der hierarchischen Wesenheiten als dankende, lobende Anbetung himmlische Musik und emporsteigender Weihrauch aus. Vom Geiste her gesehen erscheint die Welterschöpfung als ein zelebrierter Kultus, zu welchem die Engelreiche singen und musizieren. Der Harfenklang ist aber nicht bloß Begleitmusik; er ist dem Getöse ähnlich, das im Novalisschen Märchen wie aus einer fernen Werkstatt erklingt. Er gehört zu dem Schöpfungsurton, der die Welt hervorbringt, zu dem „Wort im Urbeginn“ hinzu. Und wenn es von den Ältesten heißt: „Sie sangen ein neues Lied“, so heißt das, daß der Gesang der Engelreiche dazu mitwirkt, daß eine neue Welt entsteht. Es ist das schöpferisch hervorbringende, das weltgebärende Lied.

Später, im 14. und 15. Kapitel der Apokalypse, tauchen in der prophetischen Vorschau Bilder auf, die den rückschauenden Bildern der hier besprochenen neutestamentlichen Genesis entsprechen. Zum zweitenmal erscheint das Bild des Lammes: es steht auf dem Berge Zion, umgeben von den 144 000. Das Lamm bildet jetzt selber den Mittelpunkt der Zukunftsmenschheit. Von neuem ist das All vom Harfenklang erfüllt: „Ich hörte eine Stimme vom Himmel wie das Rauschen eines großen Wassers und das Ertönen eines mächtigen Donners; und die Stimme, die ich hörte, war wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen spielen, und sie sangen ein neues Lied vor dem Throne und vor dem Viergetier und vor den 24 Ältesten.“ Jetzt, da sich dem alternenden Erdenkosmos die neue Schöpfung, der neue Himmel und die neue Erde, zu entreißen anfängt, erklingt wieder die Werdemusik des Daseins; jetzt aber sind es die Menschen, die sich um das Lamm scharen, die zu den Harfenklängen das schöpferische, vorwärtsführende Lied singen dürfen.

Im 15. Kapitel dringt der Zukunftsblick zu dem gleichen Sphärenbilde vor, das sich zuerst der seherischen Rückschau gezeigt hat: „Und ich sah das gläserne Meer.“ Jetzt aber heißt es, daß es „mit Feuer vermischt“ ist. Wenn sich die neue planetarische Verkörperung der Erde bilden wird, so muß die Seelenwärme, die die fortschreitende Menschheit während des Erden-Äons aufgebracht hat, das innere Feuer und den Blutkreislauf dieser neuen Schöpfung bilden. An dem gläsernen Meere der Zukunft stehen dann die Menschen, die dem Lamm, dem Idealbilde des Opfers und der Liebe, gefolgt sind, selber als Harfenträger: „Die den Sieg errungen hatten über das Tier aus dem Abgrund und sein Bild und sein Malzeichen und seines Namens Zahl, standen an dem gläsernen Meere und hielten Harfen Gottes in den Händen.“ Die Menschen selber werden dann im Besitz der Vollmacht sein über das tönende Schöpferwort, welches die neue Welt hervorbringt. Die Rolle der Götter aus der ersten Schöpfungsgeschichte geht bei der Geburt der neuen Schöpfung an die Menschen über. Das aber ist nur möglich, wenn die Menschen auch in das Vollbringen derjenigen Opfer hineinwachsen, die vorher von den Göttern, insbesondere von der Christuswesenheit selbst, dargebracht worden sind. Ein größerer Magier als die Macht ist die Liebe. Die Verse in der Goetheschen Novelle drücken das tiefste Weltprinzip aus: „Wundertätig ist die Liebel“ Das Opfer ist die Macht, die eine neue Welt ins Dasein ruft. Am Anfang, in der Mitte und am Ende des Erden-Daseins steht das Bild des Lammes. Ein großes Christusopfer ermöglichte die erste Erden-schöpfung; in der Mitte der Zeit wurde durch das Opfer des Lammes auf Golgatha das Wunder der Auferstehung bewirkt; am Ende unseres Erden-Äons wird durch die Menschen, die selber gelernt haben, mit ihrem eigenen Wesen das Opfer des Lammes darzubringen, zu der durch Christus errungenen Auferstehung des Menschen die Auferstehung der Erde hinzugefügt.

IV. DIE SIEGEL: URBILDER, ABBILDER, SPIEGELBILDER

Das sechste und siebente Kapitel

Große feierliche Grundoffenbarungen geben dem Johannes-Genius die Sendung des apokalyptischen Aufschwunges zu immer höheren Kreisen. Die Schau des himmlischen Menschenbildes ließ ihn seine Flügel im Kreise über den 7 Gemeinden regen: der Menschensohn sprach durch die 7 Sendschreiben des Apokalyptikers zur siebenstufig vorwärtsstrebenden Menschheit. Die Schau des himmlischen Thrones mit den ihn umgebenden Wesensfiguren weist ihn an, sich nunmehr aus der Erden-Nähe loszureißen und im Spiralenfluge den Kreis durch eine höhere Sphäre zu ziehen. Oberhalb der Ebene irdischer Gruppierungen tut sich die Welt des übersinnlichen Schauens und Bild-Erlebens, die Stufe der Imagination, auf: das Lamm vor dem Throne löst ein Siegel nach dem anderen, und wie aus einem wogenden Meere ziehen sich vor dem Seelenaugen des Apokalyptikers nacheinander sieben bedeutungsvolle Bilder zusammen. Vermögen wir den Aufschwung zu dem Niveau der konsequent-übersinnlichen Wahrnehmung mitzumachen?

Vorerst wird uns, nachdem wir die heiligen Vorhöfe und Vorhallen durchschritten haben, im Tempelbereich des eigentlichen Geistgebietes nur das Erklimmen eines ersten Stockwerkes zugemutet.

Die innere Aufgabe, vor der wir in der Apokalypse beim Beginn der 7 Siegel stehen, ist zugleich diejenige, vor die unser Zeitalter gestellt ist. Ein grundlegender Bewußtseinswandel ist fällig. Zunächst macht er sich in Auswirkung der Erschütterungen und Chaotisierungen aller äußeren Weltverhältnisse nur negativ bemerkbar. Verluste werden offenbar, denen noch keine Gewinne gegenüberstehen. Der Bankerott des Intellektualismus, alles abstrakt Buchmäßigen und Akademischen, ruft Umwandlungen von nicht abzusehender Tragweite in den Seelen hervor. Noch möchte man sich gerne darüber hinwegtäuschen. Da der rechnende, konstruierende Verstand in allem Technischen ein unerschöpfliches Betätigungsfeld besitzt, ist es leicht, sich in den bloßen Pragmatismus der äußeren Nützlichkeit zu flüchten und die Augen davor zu verschließen, daß die gleiche Gedankenart gegenüber der eigentlichen Wahrheitsfrage und allen tiefergehenden Lebensrätseln versagt. Auf weltanschaulichem und religiösem Felde, wo man nicht einfach an der Wahrheits-

frage vorbeieroperieren kann, flüchtet man sich in den vor-intellektuellen Dogmatismus. Man kann sogar beobachten, daß bestimmte konfessionelle Kreise über den Bankerott des Intellektualismus und des kritischen Verstandes erfreut sind, weil sie nun um so wirksamer die Rückkehr zum Dogma proklamieren und den Menschen sogar Dogmen zumuten können, die ganz besondere Kapitulationen des Verstandesdenkens erfordern und noch vor wenigen Jahrzehnten als unannehmbar galten.

Der positive Sinn der Bewußtseinswandlung, die fast wie eine Naturkatastrophe über die Kultur-Menschheit hereinbricht, ist das keimhafte Aufgehen eines neuen Spürsinns für das Übersinnliche. An Stelle des in Abstraktionen sich ergehenden bloßen Kopf-Denkens will ein voll- und ganzmenschliches Denken sich durchringen, das durch Beteiligung der Herzens- und Willens-Kräfte eine farbige Bildhaftigkeit in sich aufnimmt und so zur Knospe eines schauenden Bewußtseins wird. Die Menschheit ist an der Schwelle des imaginativen Erkennens als der untersten Stufe der übersinnlichen Wahrnehmung angelangt. Sie muß sich die Sphäre des Bildes erobern. Nur eine Karikatur dessen, was auf dem Felde der Seele fällig ist, aber nur durch innere Aktivität erreicht werden kann, ist die Überschwemmung mit äußerem Bild-Material, von der im Einleitungskapitel schon einmal als von einem wichtigen Zeit-Symptom die Rede war.

Es ist heute notwendig, daß wir uns über das Wesen und die Mission des Bildes deutliche Begriffe machen.

Seit die Menschheit vor Zeiten zur klarumrissenen Sinneswahrnehmung erwacht ist, was nur durch den Verlust des alten traumähnlichen Hellsehens erkaufte werden konnte, gab es das äußere Bild draußen in der Erdennatur. Die Natur bot als große Malerin und Plastikerin dem Auge des Menschen ihren Reichtum dar. Dem entsprach das innere Bild in Erinnerung und Phantasie. Eine Verbindung des äußeren und des inneren Bildes entstand von ihren primitiven Anfängen her in der Kunst. Bis in die Tage Goethes hinein war man aber auch, wenn man Kunstwerke abbilden, reproduzieren wollte, ebenso auf die Mittel der Kunst angewiesen, wie wenn man als Künstler selber äußerlich- oder innerlich-Geschautes auszudrücken unternahm. Wenn Goethe nicht selber in Italien weilte, standen ihm von den Werken der griechischen Baumeister und Bildhauer, von den Malereien eines Leonardo oder Raffael nur seltene Kupferstiche zur Verfügung. „Bild“ hängt mit „Bilden“ und „Bildung“ zusammen. Das aktive innere Nachbilden dessen, was Natur und Kunst vor uns ausbreiten, nahm ganz von selbst einen großen Raum ein für diejenigen Menschen, die überhaupt Wert darauf legten, bewußte Wesen zu sein. Und das war es zugleich, was an den Seelen „bildete“. Jeder war darauf angewiesen, das Bild-Organ der Seele in Anschauung, Erinnerung und Phantasie rege zu erhalten; er mußte auf irgendeine Art ein inneres Künstlertum betätigen, was sich bis in alle handwerklichen Verrichtungen hinein denn

auch zeigte. Mochte die wissensmäßige Bildung, die einer besaß, groß oder klein sein, ein gewisses Maß von seelischer Bildung ergab sich bereits aus dem Umgang mit dem Element des Bildes, der zum Leben gehörte.

Man macht sich die unerhörte Veränderung viel zu wenig klar, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der seelischen Situation der Menschheit durch das Aufkommen der Photographie als einer technischen Abbildungskunst hervorgerufen wurde. Das konnte nicht sogleich mit allen Konsequenzen deutlich hervortreten. Eine Zeitlang blieb noch ein gewisses Gleichgewicht zwischen innerer Nachbildung und technischer Abbildung bestehen. Als sich dann aber die rapiden Fortschritte sowohl des Photographierens wie der Druck-Technik verbündeten, fingen in den Büchern und Zeitschriften Wort und Bild beinahe an, ihre Rollen zu vertauschen. War bisher das Wort und der Gedanke der Herr und das Bild der helfende Diener, so rüstete sich jetzt die technisch hergestellte Abbildung zu einer fortschreitenden Revolution und Machtergreifung. Einen riesenhaften Auftrieb empfing das technische Bild durch das Aufkommen des Films und schließlich der Television, des Fernsehens, das heute weiteste Kreise der Menschheit fasziniert und in einem Fieberzustand versetzt. In kürzester Zeit war die Welt ein paarmal nicht nur durchphotographiert, sondern auch durchgefilmt, und zwar nicht nur in den Landschaften und Städten aller Kontinente, in allen Reichen der Fauna und Flora, sondern auch in der Fülle der Kunstwerke aus allen Epochen der Geschichte.

Es wäre töricht, gegen diese triumphalen Errungenschaften des technisch-erfindenden Menschengestes Front zu machen und zum Rückzug zu blasen in romantisch-idyllische Vergangenheiten. Es muß ja auch positiv gewertet werden, daß sich heute durch die vervollkommnete und in weitestem Ausmaß angewandte Abbildungskunst die Menschen aller sozialen Schichten auf dem Erdenrund und in vielen Zweigen der Geschichte fülliger und anschaulicher auskennen, als das noch vor einer Generation der Fall war. Aber hat das Bild in seiner technischen Massenproduktion den Menschen wirklich gebildet? Es hat in ihm im Gegenteil die Fähigkeit des inneren Nachbildens und der schöpferischen Phantasie weitgehend lahmgelegt. Wenn alles in Masse fertig von außen her geliefert wird, so bleibt für die innere Aktivität der Seele nichts mehr zu tun: Der Mensch wird innerlich passiv und schließlich schwach, blasiert und feige. Die Überflutung mit technisch hergestellten, nicht-gebildeten Bildern konnte nicht wirklich im aufbauenden Sinne an den Seelen bilden. Das ungebildete, unbildende Bild kam auf und rief eine Scheinbildung hervor, die der heute fälligen Weiterbildung der Seelenkräfte und des Bewußtseins zum Übersinnlichen hin den Weg verbauen muß. Statt daß das bildende Bild die ätherischen Bildekräfte des Menschen ernährt und in ihnen zum physischen Auge hinzu das Seelenaugen als Organ des ätherischen Schauens aus dem Schlafe weckt, muß das in Massen und deshalb oberflächlich und

ohne seelische Verarbeitung aufgenommene technische Bild die Seelen mit totem Ballast erfüllen und erdenschwer und flügelahm machen. In dem Zeitalter, da die Menschheit das imaginative Bewußtsein, das Organ des Schauens gebären soll, wird ihr in faszinierender Eleganz und verschwenderischem Reichtum der Wechselbalg des technischen Bildes untergeschoben. Es wird, wenn man sich nicht in weltflüchtiger Art aus der modernen Welt isolieren will, eine vielfach erhöhte Kraft in der Seele aufzubringen sein, um trotz der äußeren Bild-Inflation den wahren Bild-Sinn zu entwickeln, der dem Menschen Anteil gibt an der Sphäre, die der Apokalyptiker mit den 7 Siegeln vor uns auftut.

*

Die Siegel erscheinen zusammen mit dem Grund-Urbild des Buches. Sie sind verschlossen. Dadurch ist das Buch in den Himmeln ein erregendes Rätsel. Die Frage, ob es im Weltenall eine Macht gebe, die imstande wäre, die Siegel und damit das Buch zu öffnen, hat in die symmetrischen Himmelfiguren am göttlichen Thron die erste Spannung und Bewegung hineingebracht. Das Buch in der Hand des Thronenden ist das erste große Quellenbild des dramatisch im Zeitenstrom einsetzenden Werdens. Es taucht auf als wesenhafte Gottesfrage, die eine wesenhafte Antwort fordert. Es enthält aber selber zugleich die Summe aller Antworten, denn es ist der Inbegriff der Gottgedanken, aus denen die Schöpfung mit all ihren Kreatur-Reichen erschaffen werden soll. Es ist die Summe des noch unausgesprochenen Schöpfungswortes. Wenn sich die Kraft zeigen wird, welche die Siegel des Buches lösen kann, so wird sie zugleich der Mund sein, durch den das ungesprochene Gotteswort ausgesprochen werden kann. Es wird nicht sein wie bei einem irdischen Buch, in welchem man, wenn es aufgeschlagen ist, das darin Geschriebene mit schweigendem Denken lesen kann. Wird, was in dem Himmelsbuche geschrieben steht, lesbar, so wird ein Sprechen anheben, und dieses Sprechen wird das weltenschöpferische Ertönen des Logos, des Wortes Gottes, sein. Die sieben Siegel sind die Übergangsstellen, an welchen aus dem Denken der Gottheit ein Sprechen wird.

Der Apokalyptiker und diejenigen, die seinen Worten und Wegen folgen, werden Zuschauer der spannungsvollen Pause, während welcher die bange Frage im Himmel stehen bleibt. Sie nehmen dann aber auch an der Entspannung teil, wenn das Lamm hervortritt und die Wesensantwort auf die Wesensfrage des Buches ahnen läßt. Nur durch die Macht des Opfers und der Liebe konnte die Entwicklung der Welt in Fluß gebracht werden. Aus dem ruhenden Himmelskosmos wurde durch große Opfertaten im Bereich der göttlichen Mächte unsere Welt geboren. Der Entstehungszustand der Werdewelt ist aber noch kein irdisch-dinglicher. Bilder quellen aus den geöffneten Siegeln des Buches hervor. Die Urbilder der Gottgedanken treten zunächst als solche aus der Dauer in das Werden ein. Sie bewegen und substanzieren sich; es wird

ein weiter Weg sein, bis sie zu ihren Abbildern in der greifbaren Dingwelt auskristallisiert und verleiblicht sind.

Der Apokalyptiker schaut imaginativ in den Werdestrom des Urbilder-daseins. Er kann das nicht anders tun als von dem Stadium aus, bis zu welchem das Werden bereits fortgeschritten ist. Wie wir durch die Luftschicht, die unsere Erde umgibt, zu den Gestirnen des Himmels emporblicken, so blickt er durch das Medium der Menschheitsgeschichte in die aus Bildern gewobene Quellenschicht zurück, die durch die Siegeleröffnung in Fluß kommt.

Die Offenbarung Johannis webt in einem Weltanschauungselement, das wir als christlichen Platonismus bezeichnen können. Sie setzt eine Kenntnis der Sphäre voraus, die Plato das Reich der Ideen genannt hat, das Reich der Urbilder und Urphänomene. Von allem Irdischen, das wir mit irdischen Augen sehen, gibt es im Geistgebiet die Urbilder. Nur verstehen wir den Zustand unserer Welt nicht völlig, wenn wir meinen, die Welt der Abbilder sei durch eine ungestörte gradlinige Entwicklung aus der Sphäre der Urbilder hervorgegangen. Einmal hat eine kosmische Tragik eingesetzt, auf die wir hindeuten, wenn wir vom Sündenfall sprechen. Das organische Strömen ist einmal in einen Absturz übergegangen. Auf die himmlische Entsiegelung folgte einmal eine irdische Versiegelung. Die göttlichen Urbilder verschwanden durch eine dunkle Verzauberung in die harten Erdendinge hinein. Und nun müssen wir nach dem Erwachen unserer Seelenaugen streben, um das verzauberte Buch der Erdenschöpfung wieder entsiegeln und in den entstellten Abbildern die himmlischen Urbilder lesen zu lernen. Das neue geistige Sehvermögen, zu dem die Wege der Menschheit in unserer Zeit hinführen sollen, wird uns zu dieser Entsiegelung fähig machen. Aber auch diese Entsiegelung kann, wie die im Himmel, nur durch das Lamm geschehen, d. h. durch den objektiven Opfersinn, der in der Menschenseele durch die Einwohnung Christi lebendig wird. Keimhafte Anfänge zur Durchchristung des Blickes, zu einem inneren Bündnis zwischen Sehen und Denken, so daß das Denken aus der Abstraktion gehoben und dem Schauen angenähert wird, finden wir z. B. bei Goethe. Sein Wort „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ kann ein Leitwort sein bei der Entsiegelung des Buches der Erdennatur und uns so auch helfen, mit echterem Verständnis Zuschauer zu sein bei der Entsiegelung des Himmelsbuches in der Apokalypse.

Aus den ersten Siegeln, die das Lamm öffnet, gehen nacheinander vier Pferde hervor. Folgen wir einmal, indem wir zunächst von allen Einzelzügen absehen, den Grundmetamorphosen, durch die wir im Fortschreiten der apokalyptischen Bilder geführt werden. Den Anfang hat das Bild des Menschen gebildet: in der großen Patmos-Vision vom Menschensohn. Später haben sich Bilder von Tieren gezeigt: in dem himmlischen Viergetier, das den Thron

umgibt. Dann erschien als eine Art Inbegriff des Viergetiers noch einmal das Bild eines Tieres: das Lamm, das hervortritt, um das Buch aufzutun. Weder die Bilder der vier Tiere noch das des Lammes führen uns bereits auf die irdische Ebene herunter. Von irdischen Tieren kann bei weitem noch nicht die Rede sein. Im Bilde der Tiere erscheinen zuerst Wesenheiten der höchsten Geistessphären, die damals die Menschheit noch in ihrem Schoße trugen. Wir haben davon gesprochen, daß sich im Bilde des Viergetiers die großen wesenhaften Geistbereiche andeuten, in denen die Menschheit, lange, ehe sie zur Ausgestaltung individueller Einzelwesen kam, sich zu großen Gruppenseelen gruppierte. Wichtig aber ist, daß am Anfang der Apokalypse das Bild des Menschen steht. Der Mensch ist der Ursprung und das Maß aller Dinge. Sein Bild erscheint, ehe im Geistgebiet auch nur das noch himmlisch zu verstehende Bild von Tieren auftaucht.

Durch die Eröffnung der ersten vier Siegel erscheinen neue Tiere: die vier Pferde, die sich durch das Element des Lichtes und der Farbe voneinander unterscheiden: das weiße Pferd, das rote Pferd, das schwarze Pferd und das fahle Pferd. Die in Bewegung und schöpferisches Strömen versetzte Sphäre der Urbilder läßt zuerst neue Tiergestalten hervortreten. Die Anknüpfung der vier Pferde an das Viergetier ist eine innige, denn jedesmal, wenn das Lamm an das versiegelte Buch herantritt, um ein Siegel zu öffnen, ruft eines der vier Tiere, zuerst der Adler, dann der Löwe, dann der Stier und zuletzt der Mensch, mit Donnerstimme „Komm“. Die Seele des Sehers wird jedesmal durch den Ruf, der aus dem Viergetier ertönt, auf die Ebene emporgehoben, wo er zum Zeugen der Entsiegelung werden kann. Jedes der vier Tiere um den himmlischen Thron übernimmt gewissermaßen die Patenschaft bei einem der vier Pferde, die aus den Siegeln hervorspringen. Wir müssen im Auge behalten, daß wir immer noch unendlich weit von der Ebene entfernt sind, auf der es die irdischen Tiere gibt. Was haben uns die vier Pferde als Bestandteile der Urbildersphäre zu sagen? Welcher Gottgedanke, welches Urphänomen des Werdens drückt sich in ihnen aus? Tatsächlich erscheint ja aber jedesmal nicht nur ein Tier, sondern zugleich eine Menschengestalt, die auf dem Tiere reitet. Die ersten vier Siegel enthalten eigentlich das Urbild des Reiters. Das Allerallgemeinste, was wir bei der Entzifferung der ersten Siegel-Bilder erkennen können, ist also: Es entsteht eine Schöpfung, in welcher Menschenreich und Tierreich urbildlich in dem Verhältnis gezeigt werden, das dem Gottgedanken entspricht. Der Mensch erscheint als Herr des Tieres. Das Pferd ist ja auch, kulturgeschichtlich gesehen, das Urbeispiel der Zähmungsarbeit, die vom Menschen geleistet worden ist. Der auf dem Pferd reitende Mensch ist immer ein Symbol dafür gewesen, daß der Mensch dazu bestimmt ist, über dem Tierischen zu stehen, es nicht Herr über sich werden zu lassen, es vielmehr zu bändigen und die Zügel fest in der Hand zu behalten.

Es muß nun aber doch einen Sinn haben, daß es gerade das Pferd ist, an

welchem das dem Gottgedanken entsprechende Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Bilde erscheint.

In den vorchristlichen Mythologien und Kulturen hat das Pferd immer eine wichtige Rolle gespielt. In der germanischen Vorzeit galt es als heiliges Tier. Man sah in dem irdischen Pferd noch etwas anderes als nur das Tier, das man als Haustier, Zugtier und Streitross in den Dienst des Menschen stellte. Irgendwie wurde gefühlt, daß das Pferd von einem besonderen Gottgedanken und Urbild umschimmert sei. Als deutlichsten Ausdruck des höheren Sinnes, den man im Pferde sah, empfand man den Kopf des Tieres, weshalb man noch heute von den germanischen Zeiten her in manchen norddeutschen Gegenden an den Giebeln alter Häuser und Höfe Pferdeschädel hängen sieht; oder man trifft auf Holzplanken, die den Winkel des Giebels begleiten und da, wo sie sich überschneiden, in geschnitzte Pferdeköpfe ausmünden. Auch die Griechen haben die Urbildlichkeit und Symbolhaftigkeit des Pferdes gekannt. Die Rosse des Helios schaute der mythische Blick vor dem Sonnenwagen, der um das Himmelsrund kreist. Und der Helm der Athene, die, als leibhaftiger Gedanke dem Haupte des Göttervaters entsprungen, die Spenderin des Gedankens an die Menschen ist, wurde so gestaltet, daß er wie ein Pferdekopf mit seinen Nüstern schräg über der Stirn der Göttin lag. Perikles wiederum trug den Athene-Helm, so daß das Bild der langen Pferdestirne sowohl auf Götter- wie auf Menschenhäuptern erschien.

Das Urbild des Pferdes muß in einer Beziehung zum Urbilde des Menschen gestanden haben. Ein Zusammenhang muß gewaltet haben, der älter ist als der auf Erden verkörperte Mensch, der aber für das Menschenwesen auch nach seinem Eintritt in die irdische Verkörperung und Entwicklung noch von Bedeutung blieb.

Die Apokalypse nötigt uns, ganz anders als die übliche materialistische Weltanschauung über das Verhältnis zwischen Menschenreich und Tierreich zu denken. Wie stellt sich dieses Verhältnis vom Geistigen aus gesehen dar? Heute gilt fast durchweg die primitive Vorstellung, daß sich der Mensch aus dem Tierreich entwickelt habe. Auf die verschiedenste Weise versucht man die tierische Ahnenreihe des Menschen zu konstruieren. Man sieht in den einzelnen Tiergattungen die Stationen, durch die die Menschheit auf ihrem Erdenwege hindurchgegangen sei. Dabei meint man, daß während der ganzen Entwicklung der Mensch vollständig in der Tiergattung, die der jeweiligen Stufe das Gepräge gab, daringesteckt habe. Im Sinne der Offenbarung Johannis ist die Anschauung, daß der Mensch vom Tier abstamme, mit allem Nachdruck als verhängnisvolle Fehlorientierung zu bezeichnen. Der Mensch stammt nicht von den Tieren, sondern von den Göttern ab. Rudolf Steiner hat in seinen Darstellungen über das wahre Verhältnis zwischen Mensch und Tier oftmals an die Anschauung von Lorenz Oken angeknüpft, der als Zeitgenosse Goethes darzustellen bemüht war, daß jedes einzelne Tier nur einen Teil des Men-

schen ausmache und daß der Mensch das Kompendium des Tierreichs und dieses die auseinandergelegte Vielheit des Menschenwesens sei. Mag der Mensch in leiblicher Hinsicht auch durch eine Stufenreihe hindurchgegangen sein, die sich andeutungsweise durch eine Reihe von Tiergattungen charakterisieren ließe: er war doch immer mehr als das Tier. Durch eine Folge von Entwicklungsstufen hindurch, auf denen er sich bestimmte Kräfte und Fähigkeiten einverleibte, bestimmte Funktionen und Organe seines Organismus ausbildete, sind gewissermaßen als Zeugen des im Augenblicke neu errungenen Organes, als Meilensteine oder auch als Neben- und Ausscheidungsprodukte die verschiedenen Tiergattungen mitentstanden. Der Mensch hat, als er die Stufen seines Werdeganges durchschritt, das Tier aus sich herausgesetzt. Die Tiere sind Begleiterscheinungen der Entstehung des Menschen, und deshalb ist jede Tierart das Symbol einer bestimmten Seelenkraft im Menschen. Nun muß er dem Tierreich gegenüber in ganz besonderem Maße die Fähigkeit des Bildersehens entwickeln gemäß dem Gesetz „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, um in jedem Tier einen Teil des eigenen Wesens wiederzuerkennen. Er muß lernen, im Tierreich die Spiegelbilder der Organe und Funktionen des eigenen Wesens zu sehen. Jedes Tier muß sich ihm als stehengebliebenes Bild einer Stufe, die er selbst einmal durchschritten hat, zu erkennen geben.

Darin liegt der Unterschied zwischen den vier Himmels-Tieren um den göttlichen Thron und den vier Pferden, die aus den Siegeln des Buches hervorkommen: Das Viergetier trägt den Menschen noch in sich. Die vier Pferde verstehen wir, wenn wir sie im Menschen wiederfinden. Die heidnisch-mythische Wertung des Pferdes, die sich durch die Bilder der Apokalypse in den Bereich des Christentums hinein fortsetzte, beruhte darauf, daß man in älteren bildhaft-erlebenden Weltanschauungen im Pferde das Bild der Stufe sah, auf welcher dem Menschen die Intelligenz, die Gedankenkraft, einverleibt worden ist. In der Pferdegestalt ist in die äußere physische Bildhaftigkeit hineinplastiziert, was im Menschen rein innerlich zur Denkfähigkeit geworden ist. Deshalb griff das Griechentum das Symbolisierende des Pferdeschädels, der eigentlich nur aus einer ausgedehnten Stirne besteht, auf und überhöhte in den Plastiken der Athene und des Perikles die Menschenstirne mit einer zum Helm gestalteten Pferdestirne.

Einmal ist aus göttlichen Höhen der Menschheit die Gedankenkraft mit auf den Weg gegeben worden. Das ist der Augenblick, dessen Zeuge wir werden, wenn in der Offenbarung Johannis das Lamm die ersten Siegel auftut. Vorher sind die Gottgedanken latent und stumm. Sie ruhen ungeboren im Schoße der ewigen Dauer. Wenn das Lamm auf den Plan tritt und ein Siegel nach dem andern auftut, fangen die Schöpfungsgedanken Gottes an, sich als Bildworte zu bewegen und zu tönen. Was aus ihnen zuerst entsteht, ist aber keineswegs die Dingwelt. Die Urbeginne des göttlichen Denkens gelten dem Menschen.

der der Erstling und das Maß aller Kreatur und aller Dinge ist. Mag es auch vieler Zeitenkreise bedürfen, bis es den Menschen in deutlich umrissener physischer Verkörperung auf der hart gewordenen Erde gibt: in der Sphäre der Urbilder ist das Bild des Menschen von allem Anfang an in dem, was entsteht, enthalten. Wir sehen in den ersten Siegeln die Gedanken Gottes übergehen in die Gedanken der Menschen. Und sogleich tun sich wie in vier weitgeschwungenen Bögen die vier Stadien der Entwicklung kund, welche die Kraft des Gedankens, die vorher bei Gott war, in der Menschheit durchmachen muß.

*

Als das erste Siegel eröffnet wird, erscheint das weiße Pferd, und auf ihm sitzt der Reiter, der mit einer strahlenden goldenen Krone gekrönt ist, zielend den Bogen in der Hand hält und als Sieger bezeichnet wird. Das ist das apokalyptische Bild für das Anfangsstadium des menschheitlichen Denkens. Zu meinen, die Menschheit sei in ihren Anfängen primitiv und intelligenzlos gewesen, ist einer der Grundirrtümer der materialistischen Weltanschauung. Das Denken ist im Menschen nicht aus primitiven Gehirnregungen heraus entwickelt worden. Zuerst ist das Denken die Angelegenheit der Götter gewesen, und dann haben die Götter dem Menschen Anteil an ihren Gedanken gegeben. Das erste Stadium der Gedankenkraft, die im Bereich der Menschheit auftaucht, ist ganz von göttlichem Licht erhellt. Die Menschheit leuchtet noch im Lichte der Gottgedanken. Der Mensch denkt noch nicht selbst. Auf Menschenstirnen denken die höheren Wesenheiten, die ihre Gedanken zu Worten und ihre Worte zu einer Welt werden lassen können. Und auch als das Menschenwesen bereits in den Bereich der physischen Verkörperung auf Erden eingetreten ist, bleibt es noch lange eingetaucht in das paradiesische Leuchten der Uroffenbarung. Das ist das Geheimnis des weißen Pferdes. Die Krone, die der Reiter auf dem Kopfe trägt, ist das Gedankenlicht, das die Götter dem Menschen auf die Stirne pflanzten, indem sie ihm Anteil an ihrem Denken gaben. Und der Bogen in der Hand des Reiters läßt erkennen, wie dem Menschen durch die Kraft des Gedankens die Fähigkeit einer klaren Zielsicherheit zuwächst. Ohne die Gabe der Intelligenz müßte dem Menschen die Welt und sein eigenes Wesen für alle Zeiten verschwommen bleiben. Der Gedanke, obwohl er noch nicht sein Eigentum ist, befähigt ihn, das was sich um ihn herum ausbreitet, deutlich ins Auge zu fassen und zielgerecht sein Leben zu führen.

Aus dem zweiten Siegel tritt das rote Pferd hervor, und dem, der darauf reitet, ist es gegeben, den Frieden auf Erden zu stören und Streit unter die Menschen zu säen. Er hält nicht einen Bogen, sondern das Schwert in der Hand, mit dem der Mensch gegen den Menschen kämpft. Der Übergang von der weißen zur roten Farbe ist überaus sprechend, weil damit überhaupt die Brechung des Lichtes in die Vielfalt der Farbigkeit beginnt. Der Mensch muß

die Intelligenz, die lange Zeit als ein Teil des lichten Wesens der Gottheit in ihn hereinragte, zu seinem Eigentum machen. Er muß sie mit dem Blutkreislauf verbinden, der sich aus dem kosmischen Kräftekreislauf in seiner Leiblichkeit verselbständigt hat, und reißt dadurch auch das Denken aus seinem göttlichen Lichtzusammenhang heraus. Diese Vermenschlichung des vorher göttlichen Gedankens bedeutet ein Eintauchen dessen, was vorher im umfassenden Geistigen urständete, in das Seelische des Einzelmenschen. Der ver-seelichte Gedanke wird sogar zur wesentlichen Triebkraft des immer mehr in die Vereinzelung geratenden Menschenwesens. Wir haben davon gesprochen, wie in den beiden Edelsteinen Jaspis und Sarder im Wesen des Thronenden auch die Doppelheit von Weiß und Rot als der Zusammenklang von Geist und Seele bereits aufleuchtete und wie das Urphänomen dieses Zusammenklangs in den Bildern der Mythen und Märchen poetisch weiterschwingt. Im Fortgange vom ersten zum zweiten Siegel erleben wir aber nicht den harmonischen Zusammenklang, sondern den Ruck des einen zum andern. Nur durch den Verlust des göttlichen Urlichtes kann der Mensch die Intelligenz zu seinem Eigentum machen und in sein Seelisches hereinnehmen, da, wo sein Blut ihm die Farbe gibt. Das Sichlosreißen vom Urlicht bringt auch den Verlust der ursprünglichen Harmonie und des Friedens mit sich. Der zweite apokalyptische Reiter trägt Unfrieden und Krieg in die Menschheit. Der Egoismus entsteht, und es entbrennt der Streit.

Als das dritte Siegel eröffnet wird, erfolgt noch einmal ein solcher tragischer Ruck. Nach dem reinen Licht erlischt nun auch die Farbe: das schwarze Pferd springt hervor. Der, der darauf sitzt, hat eine Waage in der Hand, und es ertönen Worte, die wie Marktrufe sind. Waren werden für Geld ausgerufen. Der Übergang, der vorher vom Geistigen zum Seelischen stattfand, führt nunmehr auf die Ebene der bloßen Leiblichkeit, dahin, wo die Dunkelheit des Todes wohnt. Da, wo die drei Farben der ersten Pferde: weiß, rot und schwarz in harmonischem Nebeneinander stehen, offenbaren sie die Urbildlichkeit des Zusammenklanges zwischen dem Geistigen, dem Seelischen und dem Leiblichen. Als solche tauchen sie im poetischen Symbolisieren der Märchenwelt immer wieder auf. So wird Schneewittchen in seiner überirdischen Schönheit geschildert als weiß wie Schnee, rot wie Blut und schwarz wie Ebenholz. Und warum hat das noch märchen- und bildhaft denkende Volksbewußtsein den Storch zum Bilde der Menschengeburt gemacht? Weil er wie in einem physisch sichtbar gewordenen Urbild noch diesen Farbendreiklang an sich trägt. Bei der Eröffnung der apokalyptischen Siegel aber erfolgt der Schritt vom Rot zum Schwarz wie ein schrecksvoller Absturz. Eine Umkehrung des erleuchtenden und kosmisch-tröstlichen Farbenwechsels tritt ein, der an den Altären des erneuerten Sakramentalismus den Übergang vom Karfreitag zum Osterfest begleitet. Wenn die schwarze Farbe des Todes durch das helle Osterrot abgelöst wird, geht ein Hauch von Auferstehung und Frohlocken durch die

Seelen. Wenn in der Aufeinanderfolge der apokalyptischen Reiter das schwarze Pferd an die Stelle des roten tritt, führt die Entwicklung aus dem Lebendigen in das Tote hinein.

Das schwarze Pferd und sein Reiter zeigen an, was in der Menschheit aufkommt, wenn die Intelligenz immer mehr auf die Ebene der materiellen Gegebenheiten und Nützlichkeiten herabsinkt. Handel und Wandel beginnen. Auf Erden wird gekauft und verkauft. Im Denken des Menschen löst Erdenfinsternis den Lichthimmel ab. Die Polarität zwischen Weiß und Rot hatte immer noch viel Helligkeit in sich. Die Polarität von Rot und Schwarz birgt Gefahren. Hinter dem Rot lauert die luziferische Gefahr des heißen Begehrens und Aufbegehrens, hinter dem Schwarz die ahrimanische Gefahr der Seelenkälte, der seelenlosen Klugheit.

Dennoch ist die Skala des Abstieges und des Verlustes noch nicht zu Ende: Aus dem vierten Siegel springt das fahle Pferd hervor. Fahl heißt im Griechischen chlorós. Das Pferd, das jetzt erscheint, ist also chlorfarben, seine Farbe ist gelblich-grünlich-schwefelartig. Der auf diesem Pferde reitet, heißt der Tod. Der Hades, die Unterwelt der Gespenster, folgt dem Reiter nach. Und diesem ist die unheilvolle Befugnis gegeben, einen großen Teil aller Lebewesen auf Erden zu töten.

In der Gegenwart dürfte es nicht schwer sein, den weiteren Absturz der dem Menschen anvertrauten Intelligenz zu verstehen, der durch den Übergang vom schwarzen zum fahlen Pferd ausgedrückt ist. Solange das Denken der Menschen recht kompakt irdisch ist, hat es immer noch mehr Charakter, als wenn es in die fade-farblose Abstraktion einmündet. Man kann dann mit ihm alles beweisen und alles widerlegen. Die Menschheit gerät in einen wurzellosen Intellektualismus. Sie hört auf, das Denken noch wirklich ernst zu nehmen. Weit liegen die Epochen zurück, in denen der Mensch zu seinem Eigentum machte, was vorher Eigentum Gottes war. Jetzt hört der Mensch bereits wieder auf, sein volles Menschenwesen mit seinem Gedankenleben zu verbinden. Er bemerkt nicht einmal, wie das Denken ihm entgleitet und anfängt, ein gespenstisches Eigenleben zu führen. Im Zeichen des schwarzen Pferdes erschien das Denken, das in den todverhafteten Tiefen der menschlichen Leiblichkeit wurzelt, das auch durchaus an das materielle Gehirn des Menschen gebunden ist. Wenn das fahle Pferd über die Erde hingaloppiert, wird das Denken gespensterhaft und ist nicht mehr nur im Menschen, sondern fängt an, ihn wie Gespensterheere zu umschauern. Der Tod durchsetzt vom Menschendenken aus die ganze umgebende Welt mit Absterbeprozessen.

Prophetisch haben die homerischen Mythen die Entwicklung vorausgesagt, welche die Intelligenz in der Menschheit schließlich einmal nehmen würde: in der Erzählung vom hölzernen Pferd. Die Griechen, die Troja belagern, wenden eine Kriegsliste an, die aus dem Kopfe des Odysseus entsprungen ist, und symbolisieren zugleich diesen Vorgang. Sie bauen ein hölzernes Pferd und

tragen es vor die Tore der belagerten Stadt. Die Trojaner nehmen es als eine Weihegabe an die Götter, denn sie leben noch in einem älteren Bewußtsein, das weiß, daß der Mensch die Gedankenkraft den Göttern schuldig ist. Als sie aber das hölzerne Pferd in die Stadt hereingeholt haben, entsteigen ihm in der Nacht griechische Krieger, die mit ihrem Schwert ein ungeheures Gemetzel anrichten. Die Menschheit macht aus der vom Himmel empfangenen Gabe schließlich für sich selbst eine Quelle des Unterganges. Im großen Stile holt heute die Menschheit durch die Art ihres Denkens den Tod und entfesselte Dämonenheere in ihre Stadt herein.

Eine geradezu apokalyptische Umwandlung hat das Leben der zivilisierten Menschheit dadurch erfahren, daß das Pferd so gut wie ganz aus dem Bilde des öffentlichen Lebens verschwunden ist. Die Schnellebigkeit und Oberflächlichkeit unserer Zeit bringt es aber mit sich, daß man auf das weitreichende apokalyptische Motiv der Verdrängung des Pferdes durch das Maschinelle kaum achtgibt. Wie das Pferd, so kann auch die Maschine, die an seine Stelle getreten ist, sei es als Auto oder irgendeine mechanische Beförderungseinrichtung, dem Menschen ein Spiegelbild für einen Teil seines Wesens sein. Er könnte sich durch diesen Anblick zum Bewußtsein bringen, daß er die ursprünglich gottgeschenkte Gedankenkraft in eine äußerste Einseitigkeit sich hat entwickeln lassen, ja daß sie sich schließlich verselbständigt hat, weil er sie innerlich nicht mehr voll mit seinem Wesen zu verbinden und festzuhalten vermochte. Die Kraft des Denkens ist aus dem Mittelpunkt des Menschenwesens an die Peripherie geraten und hat zu einer den Menschen nun schon fast erdrückenden Übermacht intelligenter Außenproduktion geführt, der gegenüber das menschliche Innere immer schwächer wird. Die Maschinenwelt, die der Mensch in die von Natur gegebene Welt immer massenhafter hineinbaut, könnte ihm zeichenhaft werden. Sie würde dann aber warnend zu ihm sprechen. Eigentlich steckt ja in jeder durch menschliche Intelligenz erfundenen Maschine ein magisches Element: nur durch Gewöhnung erschrecken wir nicht mehr beim Anblick eines Wagens, der fährt, ohne daß wir sehen, welche Kraft ihn treibt. Die Maschinen sind die gegenständlich gewordene emanzipierte Intelligenz, die den Menschen in die Lage des Zauberlehrlings versetzt, der zum Sklaven und Prügelknaben seiner eigenen Geschöpfe wird. Als eine bedrohlich-gespensterhafte Macht kommt dem Menschen seine eigene in die Abstraktion getriebene und dadurch nicht mehr innerlich beherrschte Intelligenz von außen entgegen. So paradox es klingen mag: Solange es noch im Straßenbild der Städte das Pferd gab, war das Zusammenleben der Menschen menschlicher, und seitdem das Pferd durch das Maschinelle verdrängt ist, ist das Menschliche in Gefahr, durch das Tierische verdrängt zu werden, jetzt aber im Sinne der Tiere, die der Apokalyptiker aus dem Abgrund emporsteigen sieht. Das fahle Pferd hat den Tod und die dämonischen Heere der Hölle im Gefolge. Die ersten drei Siegel lassen erkennen, wie die Intelligenz

zuerst göttlich ist und dann menschlich wird. Im vierten Siegel zeigt sich die Gefahr, daß die menschlich gewordene Intelligenz dämonisch wird.

Unheimliche Steigerungen findet das Motiv des fahlen Pferdes im Fortgange der Apokalypse, wenn die fünfte und sechste Posaune ertönt. Im 9. Kapitel ist von dämonischen Gewalten die Rede, die wie Heuschreckenschwärme über die Erde hereinbrechen: „Diese Heuschrecken sind wie Pferde, die zum Krieg gerüstet sind; auf ihrem Haupte haben sie Kronen wie von Gold und ihr Antlitz gleicht dem Antlitz der Menschen... Sie haben Panzer wie von Eisen und das Rasseln ihrer Flügel ist wie das Rasseln an den Wagen vieler Rosse im Kriege. Ihre Schwänze gleichen denen der Skorpionen, und sie hatten scharfe Stacheln an ihren Schwänzen. Sie besaßen die Macht, den Menschen unendlichen Schaden zuzufügen“ (9, 7 ff.). „Ich sah Rosse in der Geistesschau, und die darauf saßen, trugen feurige und bläulich-schweflige Panzer und die Häupter der Rosse waren wie die Häupter von Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel hervor. Von ihnen wird der dritte Teil aller Menschen getötet“ (9, 17 ff.). Unheimliche maschinenartige Wesen sind es, die sich schließlich als Metamorphosen des fahlen Pferdes auf der Arena der Menschheitsentwicklung zeigen.

Selbstverständlich hat die Apokalypse nicht den Sinn und die Absicht, dem Menschen die Technik auszureden. Es wäre töricht, wenn der Mensch sich der Maschine, die seine Intelligenz konstruiert hat, nicht bedienen wollte. Aber wenn er in der von ihm selbst geschaffenen technischen Umwelt wie in Spiegelbildern lesen lernt, wird er sich sagen müssen: Nur wenn ich der Technik als äußerer Kultur diejenige Stärkung und Kultur des eigenen Innern hinzufüge, die der Technik die Waage hält, nur wenn ich die mir entgleitende Intelligenz wieder mit meinem gekräftigten Wesensmittelpunkt verbinde, kann ich mir die Technik leisten und dennoch als Mensch weiterleben.

Es ist ja eigentlich rätselhaft und tief erschütternd, daß in dem Augenblick, da sich die Schau des Sehers von der irdischen Ebene zur ersten Stufe des übersinnlichen Wahrnehmens emporschwingt und in Bildern am innersten Nerv der Weltentstehung und Weltentwicklung teilnimmt, eine in Bildern ablaufende Unheilsprophetie vor seiner Seele steht. Das erste Ergebnis der Imagination ist die Schau des gigantischen Absturzes, den die kosmische Intelligenz aus Götterhöhen in die Vermenschlichung und dann in unterirdische Dämonien hinein durchmacht. Umspannen wir aber mit unserem Blick das Ganze des apokalyptischen Buches, so erkennen wir, wie zuletzt das Bild des weißen Pferdes aufs neue erscheint: „Und ich sah den Himmel aufgetan und siehe, ein weißes Pferd. Und der darauf saß, hieß Glauben und Wahrheit. Und er richtet und streitet mit Gerechtigkeit. Seine Augen sind wie Feuerflammen, und auf seinem Haupte trägt er viele Kronen“ (19, 11 f.). Aus der einen Krone, die im ersten Siegel der Reiter auf dem weißen Pferde trägt,

sind viele Kronen geworden. Wie dem Reiter des fahlen Pferdes das Heer der Hölle folgte, so folgt dem weißen Reiter auf weißen Pferden ein Heer im Himmel, und ein jeder ist wie er mit dem weißen Gewand bekleidet.

Der Absturz der Menschheit von der göttlichen zur dämonischen Intelligenz ist im Buche der Gottesabsichten vorgezeichnet, aber die Abwärtsbewegung erfüllt nur dann ihren Sinn, wenn der Mensch mit der Kraft der Freiheit, die er auf der Talsohle seines Weges erringt, die Höhen zurückerobert. Zuerst ist ihm das weiße Pferd ohne eigenes Zutun und Verdienst gegeben. Er wird es in Freiheit durch die Kraft, zu der er sich im eigenen Streben aufschwingt, wiedergewinnen können. Einer der Namen des weißen Reiters ist „das Wort Gottes“. Wenn der Mensch die Wege findet, in sein Denken aufs neue das Denken Gottes und in sein Wort das Wort Gottes aufzunehmen, kann die Abwärtsbewegung in eine Aufwärtsbewegung übergehen. Als die Menschen zuerst Anteil an dem Denken der Gottheit erhielten, war es in ihnen wie ein Augenaufschlagen. Ihr Denken war ein Schauen. Als das Denken in der Entwicklung, die durch die ersten vier Siegel angedeutet wird, ganz an den Menschen übergang, erlosch darin das Schauen bis zu der Gespensterblässe der Abstraktion, die im Zeitalter des fahlen Pferdes daraus wird. Dann aber geht entweder der Absturz weiter zu den Heuschrecken, die wie Gespensterrosse vernichtend einhertraben, oder aber ein neuer Aufstieg wird errungen: Dann öffnet sich im Denken, das aus dem innersten Mittelpunkt des Menschen und aus dem ihm einwohnenden göttlichen Ich hervorfließt, die Knospe des Schauens. Der Mensch darf sich zu den Scharen des weißen Reiters gesellen, auf dessen Stirne viele goldene Kronen leuchten.

*

Als das Lamm das fünfte Siegel auf tut, wechselt der Stil des dadurch freiwerdenden Bildelementes von Grund auf. Es erscheint nicht noch einmal das bewegte Bild eines Pferdes mit seinem Reiter. Statt dessen zeigt sich dem schauenden Auge das erhaben-ruhevolle Bild eines Altars. Wir ahnen, daß in der Aufeinanderfolge der vier apokalyptischen Reiter bis zur Mitte der sieben Siegel ein Tiefpunkt der Entwicklung erreicht ist und daß nun nach der Mitte auf der fünften Stufe an die Quellzone gerührt wird, aus welcher ein Wiederaufstieg möglich ist. Tatsächlich werden wir sehen, daß der Altar nach dem Buche im Himmel das zweite Grund- und Quell-Urbild der Apokalypse ist. So wie sich aus dem Buch die Siebenerrunde der Siegel herauslöst, so wird der Altar später der Quellort sein, dem sich der Kreis der sieben Posaunen entringt. Das Buch im Himmel deutete die Sphäre einer kosmischen Lehre und Erkenntnis an. Die Geschichte der kosmischen Intelligenz in ihren Verwandlungen durch die Menschheitsgeschichte hindurch floß daraus hervor. Nun treten die Bilder, die von dem Element der Lehre und der Gedankenkraft als solcher sprachen, zurück. Aus einem anderen Quell muß ein neuer

Einschlag in die Entwicklung hineinkommen, wenn dadurch auch das Schicksal der Intelligenz zum Heile gewendet werden soll. Die intellektuelle Entwicklung ist zunächst an ein Ende gekommen. Die Maschine, in der sich die Gedanken selbständig gemacht haben, zeigt, daß die menschliche Intelligenz in einem ungunstigen, gefährlichen Sinn unpersönlich zu werden droht. Die Gespenster des seelenlosen Geistes tauchen auf. Wenn aber die Maschine zum apokalyptischen Bilde wird, an welchem der drohende Sturz in den Abgrund abzulesen ist, dann muß es in der Menschheit auch wieder Altäre geben, und zwar nicht bloß aus religiösen Traditionen, sondern ebenfalls als apokalyptische Tatsache, als deutlichen Neubeginn, als Quellort eines neuen, wieder durchseelten Geisteslebens, das im guten förderlichen Sinne wieder in das Überpersönliche aufsteigt.

Der Altar im fünften Siegel ist von den Seelen solcher Verstorbenen umgeben, die den Ertrag einer opferbereiten Hingabe an das Göttliche mit über die Todesschwelle genommen haben. Alle Seelen, die um den Altar herum versammelt sind, empfangen ein weißes Gewand. In dem Reiche jenseits der Todespforte sehen wir die ersten Strahlen des Sonnenaufgangs, durch den die Menschheit das reine Götterlicht zurückerlangt, das sie am Anfange ihres Weges, zur Zeit des weißen Pferdes, kindlich träumend besaß.

Wie kommt es zustande, daß unter und hinter dem Altar die Seelen der Toten erscheinen? Ein Altar hat immer die Form des Grabes. Der Sarkophag ist das Urbild des Altars. Und steht man an einem Sarge, so steht man bereits an einem Altar. Das ist das Gemeinsame zwischen einem Sarg und einem Altar, daß, wer davorsteht, nicht nur mit irdischen, sondern auch mit Wesen der geistigen Welt, die das Irdische überschweben, zusammen ist. Die Seelen der Verstorbenen bilden die unterste, uns nächste Provinz im Reiche der geistigen Wesenheiten. Seit dem Grabe auf Golgatha ist aber der Altar mehr als ein Grab. Er ist die Stätte der Auferstehung. An christlichen Altären kann also auch mehr als die Nähe bestimmter Toten oder der allgemeinen Sphäre der Verstorbenen erlebt werden. Wenn dort im Geheimnis der Wandlung von Brot und Wein der Auferstandene gegenwärtig ist, so feiern die Seelen derjenigen Verstorbenen mit, die während ihres Erdenlebens einen, wenn auch nur keimhaften Christuszusammenhang gefunden haben; und dazu alle Engelhierarchien, insofern sie Christus und der mit Christus verbundenen Menschheit dienen.

Über den Seelen derer, die uns das fünfte Siegel am Altar zeigt, liegt der Glanz des Martyriums. Sie werden als diejenigen beschrieben, die zum Opfer der Gottesfeindschaft in der Menschheit geworden sind. Der christliche Impuls kann in solchen Zeiten, auf die der Übergang vom fahlen Pferd zum Bilde des Altars deutet, überhaupt nur kämpferisch dargelebt werden. Es gibt dann kein echtes Christentum ohne Leiden. Diese Leiden und Verfolgungen, mögen sie von feindlicher Seite absichtlich zugefügt worden sein oder sich aus dem

antichristlichen Zustand der kulturellen Lebensverhältnisse von selbst ergeben haben, sind nach dem Tode die Quelle eines wesenhaften Lichtglanzes. Auch im Erdenleben schon zündet die Christusverbundenheit in der Seele ein Licht an, durch das der Mensch wieder leuchtend wird, aber es kommt gegen die Finsternis, mit der das irdische Menschsein durchsetzt ist, nicht so leicht auf. Nach dem Tode zeigt sich dem Seelenblick das weiße Gewand in voller Helligkeit. Das von innen hervorstrahlende Licht ernährt sich an der Gloria des Auferstandenen am Altare.

In unserer Zeit ist es von der höchsten Aktualität, Altäre zu errichten und zu pflegen auch in dem Sinne, daß sie ein Treffpunkt zwischen Lebenden und Verstorbenen sind. In der gespensterhaften Zeit des fahlen Pferdes hat die Zivilisationsentwicklung dazu geführt, daß innerhalb eines kurzen Zeitraumes ein solches Riesenheer von Toten, Gefallenen, Erschlagenen, Verhungerten in den übersinnlichen Umkreis der Menschheit eingetreten ist wie niemals zuvor in der Menschheitsgeschichte. Und eine ungeheuerliche Paradoxie ergibt sich: eben in dem Zeitpunkt ist die Zahl der Toten eine so erschreckend große, in welchem die auf Erden Lebenden am letzten Nullpunkt ihres Verständnisses und Spürsinn für die Welt der Toten angelangt sind. Niemals hat eine Generation so wenig Bewußtsein oder Instinkt vom Weiterleben nach dem Tode und von den Möglichkeiten eines helfenden Hin- und Herwebens zwischen Lebenden und Toten gehabt wie die gegenwärtige. Ein Zusammenleben im Sinne einer gegenseitigen Wechselwirkung findet aber diesseits und jenseits der Todesschwelle statt, auch wenn die Menschen auf der Erde davon nichts spüren oder wissen wollen. Die Wechselwirkung muß ein enttäuschtes Sich-im-Stichgelassen-Fühlen auf Seiten der Verstorbenen, Störung der seelischen und körperlichen Gesundheit bei den Lebenden sein, wenn die Erdenmenschen ihr nicht in Andacht und Liebe eine bewußte Pflege angedeihen lassen. Das Zentrum einer solchen Pflege können die Altäre sein, die die Gestalt eines Grabes haben und doch auch die Stätte des Auferstandenen sind.

*

Das sechste Siegel ist das erste, das über das Gleichmaß der vorangehenden Stufen hinauswächst. Es scheint seinen Umfang sprengen zu wollen und läßt dadurch erkennen, daß es auf Zeiten hindeutet, in denen die apokalyptische Zusammendrängung und Beschleunigung des Zeitenlaufes immer mächtiger spürbar wird. Von ferne macht sich bereits die Nähe der Posaunenklänge bemerkbar.

Da, wo vorher nur ein Hauptbild erschien, entrollt sich jetzt in zwei Akten ein spannungreiches Drama. Als das Siegel aufgetan wird, braust zuerst ein mächtiges Erdbeben durch die Schöpfung. Die Sonne wird schwarz wie ein härener Sack, und der Mond wird rot wie Blut. Die Farben des zweiten und dritten apokalyptischen Pferdes erscheinen nunmehr an Sonne und Mond. Die

Abstiegsprägung der menschlichen Intelligenz greift auf den Kosmos über. Der Mensch meint, er könne auf Erden sein Werk tun, ohne dadurch das Weltall oder auch nur den Erdenplaneten, die nach ehernen Gesetzen ihr Dasein vollenden, zu beeinflussen. Jetzt wird er eines anderen belehrt. Das Erdbeben im sechsten Siegel ist nicht bloß eine Naturkatastrophe: in ihm zeigen sich bereits die Folgen, die das innere Verhalten des Menschen hat. Der Kosmos gibt ein Echo auf die menschlichen Taten. „Die Sterne fallen auf die Erde und der Himmel rollt zusammen wie eine Buchrolle.“ Die so beschriebenen katastrophalen Veränderungen zwischen Himmel und Erde brauchen nicht gleich in physisch-sichtbarer Art vor sich zu gehen. Wenn die heutige Technik bereits Geschosßgeschwindigkeiten erzielt, die an die Geschwindigkeit der Sternbewegungen heranreichen, ist das nicht ein Hinweis darauf, daß sich die Menschheit mit einem Kraftfeld von Wirkungen umgibt, durch welches die natürlichen Wirkungen der Sterne auf das Menschenwesen ausgeschaltet werden? Ohne daß er es sich schon voll zum Bewußtsein bringt, ist der Mensch im Begriff, mit den Errungenschaften seines technischen Erfindersinnes der Natur und dem Kosmos im größten Stile zu widerstreiten und ihnen ihre Wirkungsfähigkeit zu nehmen. Einmal war der Himmel ein aufgeschlagenes Buch, in dem die Menschen lesen konnten. Gehen wir in der Vergangenheit weit genug zurück, so war dieses Lesen zugleich eine Wahrnehmung des übersinnlichen Wesen- und Kräfteeigens, der zwischen Himmel und Erde spielte. Später, als das Schauvermögen für das Übersinnliche erlosch, konnte aber immer noch zum Beispiel in der majestätischen Größe und Schönheit des Sternenhimmels gelesen werden, bis die Zeiten kamen, in denen man bloß noch mit Berechnungen und technischen Erwägungen emporschaute. Der eigentliche Himmel hat sich nun wie eine Buchrolle zusammengerollt und ist auf diese Weise unlesbar geworden. Eine Umkehrung davon, daß an dem Buch im Himmel ein Siegel nach dem andern durch das Lamm aufgetan wird, tritt ein, indem der Mensch selbst dafür sorgt, daß sich das Buch der Natur und des Lebens, von dem er meint, daß er es bald bis ins Letzte erforscht habe, in Wirklichkeit vor ihm verschließt.

Das Erdbeben bewirkt auch, daß Berge und Inseln versetzt werden. Wenn äußere Naturkatastrophen dieser Art eintreten, so sind sie nur die letzte materielle Ausmündung eines Prozesses, der auf innerem Felde beginnt. Der geistige Wert der Bergespitzen und der Inseln geht verloren. Welch wunderbares Geheimnis hat doch zum Beispiel den Gipfel des heiligen Berges Tabor umweht, auf welchem die drei vertrautesten Jünger die Verklärung Christi erlebten und der bis auf den heutigen Tag wie das Urbild des Berges überhaupt in der Landschaft liegt! Einmal waren die Berge die Gestalt-gewordene Offenbarung eines Seelengeheimnisses. In ihnen verbildlichte sich die innere Erhebung und Steigerung. Ähnlich ist es bei den Inseln. Welche eindeutige Urbildlichkeit hat doch zum Beispiel die Insel Patmos für uns, die Geburtsstätte der Apokalypse!

Man könnte sagen, Patmos ist nicht eine, sondern die Insel. Auch Inseln sind Götter-Hieroglyphen und haben ihren Seelenwert als Buchstaben in der großen Bilder-Schrift. Abzulesen ist an ihnen die gesegnete Einsamkeit, in welcher die Seele sich von dem Ozean des Geistes umspült fühlt. In unserer Zeit findet eine durchgehende Entseelung aller irdischen Landschaften statt, auch derjenigen, die von einer besonderen Urbildlichkeit sind oder einmal der Schauplatz heiligster Begebenheiten waren. Man kann auf den Berg Tabor steigen, so oft man will, und auf der Insel Patmos lange Zeit verbringen, es wird kaum noch ein Mensch dort einen Abglanz der Verklärung oder der Apokalypse antreffen, wenn er ihn nicht bereits vorher im Herzen trägt und mitbringt. Das Geheimnis des Berges und der Insel wird nur noch im Raum der Seele gefunden.

Bei den großen kosmischen Erschütterungen, die über die Menschheit kommen, die aber doch auch durch die Menschheit selber hervorgerufen worden sind, verbergen sich, wie es im sechsten Siegel heißt, „die Könige und die Großen und die Reichen auf Erden in den Klüften und Felsen der Berge“. Auch dieses braucht nicht äußerlich zu geschehen, obwohl es als ein Symbolisieren des Schicksals gelten kann, wenn während des Krieges in Augenblicken unmittelbarer Gefahr die Menschen sich in betonierte Luftschutzkeller flüchten. Was durch das ganze Zeitalter geht, ist dieses: daß die Menschen sich immer nur noch tiefer in die irdische Stofflichkeit hinunter verkriechen, je mächtiger die übersinnliche Welt an die Ufer des physischen Lebens heranbrandet. Die Menschen haben innerlich nicht die Kraft und den Mut, den Reichen der Himmel, die herannahen, Antlitz in Antlitz gegenüberzustehen. Sie weichen aus und binden sich nur um so leidenschaftlicher an die irdische Materie. Es kann auch ein Zeichen für das Herannahen geistiger Wirklichkeiten sein, wenn die Menschheit unruhig wird und stärker als zuvor zu physischen Betäubungsmitteln greift.

Diese erste Hälfte des sechsten Siegels spricht in ähnlicher Weise von einem kosmischen Umsturz und Weltuntergang, wie das 21. Kapitel des Lukas-evangeliums, das an den Altären der Christengemeinschaft als das Evangelium der Adventszeit gelesen wird. Es ist darin auch die gleiche göttliche Erziehungsabsicht enthalten. Warum wird zu den Menschen gesprochen: „Wenn alle diese Erschütterungen durch die Welt gehen, so erhebet eure Häupter, denn dann naht sich eure Erlösung“ (Luk. 21, 28)? An den Zeichen des apokalyptischen Weltunterganges kann das Adventsgeheimnis abgelesen werden. Heil dem, dem alle diese Katastrophen und Untergänge Zeichen für das Herankommen der helfenden Kraft sind.

Die Wendung zum Heil deutet sich im zweiten Akt des Dramas im sechsten Siegel an. Hat der erste Akt schon fast die Tonart angenommen, die später die Posaunen und Zorneschalen haben werden, so setzt sich im Fortgang des

zweiten Aktes etwas von der Andachts- und Segenswelt fort, die im fünften Siegel den Altar umwaltete. Dem ausbrechenden Orkan kosmischen Unterganges wird noch einmal Einhalt geboten.

Zuerst sehen wir vier Engel an den vier Ecken des Erdenrundes. Sie sind eifrig bereit, das Rad der Zerstörung, das sich soeben zu drehen begonnen hat, über alle Kreatur dahinrollen zu lassen. Sie gehören nicht zu den hierarchischen Scharen, die dem Christuswesen dienen, sondern sind luziferische Engel, die bereits über das Zerstörungswerk frohlocken, das sie vollbringen dürfen. Da aber tritt gebieterisch eine andere Macht auf den Plan: „Und ich sah einen anderen Engel aufsteigen vom Aufgang der Sonne her. Der hatte das Siegel des lebendigen Gottes in Händen und gebot mit lauter Stimme den vier Engeln, denen gegeben war, Unheil über die Erde und das Meer zu bringen: Füget der Erde keinen Schaden zu, noch dem Meere, noch dem, was auf Erden wächst, bis wir die Diener Gottes an ihren Stirnen versiegelt haben.“

Es ist das zweitemal in der Apokalypse, daß diese machtvolle Wesenheit auf den Plan tritt. Zuerst sahen wir sie als Herold des Fortschreitens, der im Kosmos nach der Macht rief, die imstande sein würde, die Siegel des Buches aufzulösen. In ihr wurde der Gotteswille sichtbar, der aus der Dauer in den Strom des Werdens hinüberführen wollte. Jetzt im sechsten Siegel tritt er dem vorwärtsstürmenden Werden, das nicht nur zu einem Fall in die Stoffstiefen geführt hat, sondern nun auch anfängt, in Untergangsstürze überzugehen, Einhalt-gebietend entgegen. Durch ihn hindurch ahnen wir eine Macht, die das Antlitz Christi selber ist, die aber erst in einem viel späteren Stadium der apokalyptischen Entwicklung geradezu mit Namen genannt wird. Das große Gericht darf nicht ausbrechen, bevor nicht aus allen Untergängen diejenigen Menschen herausgerettet sind, die dem Geist dienen. Mit ihnen wird das Saatgut einer neuen Welt sichergestellt. Der Christusfunke in ihren Seelen ist dieses Saatgut. Eine großartige Variation und Umkehrung zu den Siegeleröffnungen wird vollzogen. Das Buch des Himmels ist bereits sechsfach entsiegelt worden. Jetzt werden Menschen aus allen Zweigen der Menschheit versiegelt. Die Entsiegelung des Buches bedeutete die Emanation, das Hervorströmen der Schöpfung aus der Quellsphäre der Urbilder. Die Kreaturreiche des irdischen Lebens sind schließlich das Ergebnis dieser Siegeleröffnung. Jetzt wird ein Himmlisch-Göttliches, das im Menschenwesen aufkeimt, versiegelt. Menschen werden erwürdigt, versiegelte Gefäße eines göttlichen Lebenskeimes zu sein. Diese Menschen, die das Siegel Gottes an ihren Stirnen tragen, werden mit weißen Gewändern bekleidet. Im fünften Siegel geschah die Bekleidung mit dem weißen Gewand im Reiche der mit Christus verbundenen Toten. Das Mysterium der Herzens-Lichtquelle, die das Menschenwesen von innen heraus durchleuchtet und hell erstrahlen läßt, begann über den Häuptern der Erdenmenschen. Jetzt, da unter Stürmen und Erdbeben die Menschheit in ein neues Stadium ihres Werdens eingetreten ist,

muß es auch auf Erden Menschen geben, die, obwohl mit der undurchsichtig gewordenen irdischen Leiblichkeit bekleidet, das weiße Gewand tragen. Die innere Lichtquelle wird unter dem Gegendruck der apokalyptischen Lebenserschwernisse hell genug, um auch das Sterbliche von innen heraus zu durchstrahlen.

Zum erstenmal leuchtet leise die Figur einer Zahl auf, die am Schlusse der Offenbarung Johannis als beherrschendes Ordnungsprinzip hervortreten wird: „Die Zahl der Versiegelten ist 144 000.“ Über der Menschheit, die ihre Himmelsfiguren verloren hat und sich in chaotischer Durcheinanderwirbelung befindet, macht sich eine nahe herankommende geistige Macht bemerkbar, die, so wie ein Magnet aus einem ungeordneten Haufen von Metall die Eisenstücke heraussondert und in Figuren anordnet, aus der Menschheit diejenigen zu einer geistigen Figur heraushebt, die mit ihr gleichen Wesens sind. Die Christuswesenheit, die sich neu der Menschheit nähert, bewirkt mitten im Chaos eine Figur, weil für alle diejenigen Menschen, in deren Herzen die Christuskraft anwesend ist, nunmehr etwas da ist, das sie von oben her hält, so daß sie in die seelische Absturzbewegung, in welcher sich die Menschheit im allgemeinen befindet, nicht mithineingerissen werden. Äußerlich braucht sich zunächst nichts zu verändern. Diejenigen Menschen, die sich durch den inneren Christus-Halt von ihrer Umgebung unterscheiden, leben und arbeiten dennoch inmitten der Menschheit da weiter, wohin das Schicksal sie gestellt hat. Aber vom Geiste her gesehen leuchten sie aus dem dunklen Durcheinanderwogen auf Erden heraus. Eine keimende Christumenschheit der Zukunft zeichnet sich ab und gruppiert sich. Die Zahl, die der Apokalyptiker nennt, ist keine quantitative. Wie sich einst die zwölf Stämme des Gottesvolkes als Abbilder der Sterne am Himmel gruppierten und wie sich später der Kreis der zwölf Jünger als Keim einer im Urbildlichen zwölfgegliederten Menschheit bildete, so wird mitten in der Unübersehbarkeit einer Menschheit, die nur in quantitativen Zahlen denkt, in freiem Individualisieren ein neues Urbild der Gemeinschaft, eine kosmisch geordnete allseitige Vollständigkeit, aufkeimen.

Das versiegelte Buch im Himmel enthielt die Urbilder und Grundrisse unserer Welt. Jetzt sind die Versiegelten, die weitstrahlende Figur der mit Christus verbundenen Menschen, das Buch, das die Keime und Grundrisse einer neuen Schöpfung, eines neuen Kosmos enthält. Der Weltuntergang mag hereinbrechen: der Aufgang einer neuen Welt ist im Keim vorhanden.

Zuletzt wird dem Seher Johannes noch der Schlüssel für das Rätsel der Versiegelung gegeben. Voll fragender Verwunderung ist er in den Anblick der 144 000 versunken, die in weißen Gewändern leuchten. Einer der 24 Ältesten, die im Kreise um den Thron sitzen, spricht die Frage aus, die in der Seele des Johannes lebendig ist, so daß ihm sein eigener Seeleninhalt groß wie von außen entgegenönt. Er kann dem, der die Frage vor ihm ausspricht, nur antworten: „Herr, Du weißt es ja.“ Und dann wird ihm von derselben Stelle her

die Antwort zuteil: „Dies sind die, die aus großen Leidensprüfungen kommen. Sie haben ihre Gewänder gewaschen und weiß gemacht im Blute des Lammes.“

Nur diejenigen Menschen, die durch die Schule des Leidens gehen, können den Gottesfunken in ihre Seele aufnehmen, der in ihnen als Keim eines neuen Kosmos versiegelt wird und als Lichtquelle ihr Wesen von innen heraus leuchtend macht. Diejenigen Menschen, denen es auf Erden nur immer gut geht und denen alles leicht gelingt, können nicht ohne weiteres zu den wirklichen Trägern der Zukunft gehören. Das innere Licht, das zur Bekleidung mit dem weißen Gewand führt, ist aber nicht des Menschen eigene Kraft. Sie geht auch nicht einfach bloß daraus hervor, daß der Mensch Leiden zu ertragen hat. Ein Bildmotiv taucht auf, das mit seelenkräftigen Wirkungen, aber doch noch nicht völlig von der Erkenntnis ergriffen, durch die ganze Geschichte des Christentums hindurchgegangen ist: „Das Blut Christi macht das Menschenwesen rein und hell.“ In der Runde der sieben Siegel erfährt dieses intimste christliche Motiv eine Beleuchtung, die wenigstens von ferne her ein ahnendes Verständnis ermöglicht. Im Übergang vom ersten zum zweiten Siegel fand der erste Abstieg der Menschheit statt: aus den reinen Höhen des Geistes in die Tiefen des eigenen Blutes. Das leuchtende Weiß wurde durch die rote Farbe des Blutes abgelöst. Die Menschheit hat das weiße Gewand der paradiesischen Urbeginne, das aber noch nicht ihr Eigentum war, sondern nur das Hereinragen des Gotteswesens in das Menschenwesen darstellte, verloren, weil sie in die Blutstiefen der menschlichen Natur hinuntersteigen mußte. Einmal aber muß dieser Schritt rückwärts getan werden: vom Rot zum Weiß. Das geschieht, wenn der Mensch im eigenen Blute nicht bloß Luzifer, den Verführer, trägt, sondern in das eigene Blut die Kraft des Blutes Christi aufnimmt. Das sündige Menschenblut trägt die Lebenskräfte, die sich verbrauchen und zu Ende gehen. Das Blut, das aus den Wunden des Gekreuzigten floß, war der Träger verwandelter, durchgeistigter, unvergänglicher Lebenskräfte. Wer in der Schule der Leidensprüfungen lernt, sein Wesen für das Christuswesen, sein Blut für das Christusblut aufzuschließen, gewinnt durch den, der seinem Herzen einwohnt, Anteil an dem ewigen Leben, das den Keim der neuen Welt in sich trägt und von dem es wieder heißen kann: „Das Leben ist das Licht der Menschen.“ Der Sonnenaufgang eines neuen Himmels und einer neuen Erde leuchtet aus den weißen Gewändern derer hervor, die das Siegel Gottes auf ihrer Stirne tragen.

V. DIE ERSTEN POSAUNEN: WELTGEWITTER

Das achte und neunte Kapitel

Die Runde der sieben Siegel scheint zuletzt nicht zu ihrer vollen Entfaltung zu kommen. Mit Urgewalt drängt sich, als könne sie ihre Zeit nicht erwarten, die Sphäre der Posaunenklänge von der Zukunft her in den Bilder-Bereich der Siegel herein. Als Inhalt des siebenten Siegels erscheinen bereits die sieben Posaunen, die, bevor sie auf der Inspirationsstufe des geistigen Wortes ertönen, zunächst auf der Imaginationsstufe des Bildes sichtbar werden. Wir ahnen aufs neue, daß die Posaunen das eigentliche Anliegen der Apokalypse sind. In ihnen kommt die Offenbarung Johannes erst voll zu sich selbst.

Wie im Übergang von den sieben Sendschreiben zu den sieben Siegeln, so tritt auch jetzt zwischen Siegeln und Posaunen eine feierliche Pause ein. Nur kann sie ihre Andachtsinhalte nicht so majestätisch groß entfalten, wie sich uns die göttlichen Dauer- und Werdefiguren im Umkreis des himmlischen Thrones zeigten, bevor das Lamm die Siegel des Buches eröffnete. Es scheint, als ob durch das machtvolle Herandrängen der Posaunen-Runde die Atempause der Götter verkürzt würde. Sie wird ja auch, statt einen eigenen Zwischenraum zwischen dem 7. Siegel und der ersten Posaune zu bilden, in das 7. Siegel gewissermaßen vorverlegt: „Als das siebente Siegel eröffnet wurde, entstand eine Stille im Himmel eine halbe Weltensunde lang.“ Und sogleich zeigt sich das Posaunen-Motiv, allerdings innerhalb der Himmelspause zunächst nur als ruhevoll anzuschauendes Bild: „Und ich sah die sieben Engel, die vor Gott stehen. Und ihnen wurden sieben Posaunen gegeben.“ In feierlicher Ruhe gewinnen wir einen Ausblick auf die Zukunft, und eben dadurch mischt sich in die Stille eine mächtige Spannung. Wir können die Posaunen nicht als Bild betrachten, ohne vorauszuahnen, daß sie einmal ertönen werden und daß ihr Schall die Welt erschüttern muß.

Trotzdem will sich das Gesetz der Pause durchsetzen. Urbilder der Andacht und Anbetung entfalten sich. Den Mittelpunkt bildet das Grund-Urbild des Altars, das früher schon einmal wie in einer Vorankündigung aufgetaucht ist. Wir werden Zeugen eines feierlichen Kultus, der am Altare des Himmels zelebriert wird: „Und ein anderer Engel kam und trat vor den Altar mit einem goldenen Rauchfaß. Und ihm wurde viel Räucherwerk gegeben, daß

er es spendete zum Gebete aller Heiligen auf dem goldenen Altar vor dem Throne. Und der Weihrauch von dem Räucherwerk stieg mit dem Gebete der Heiligen empor von der Hand des Engels vor Gott.“ Die große Himmelspause vor der Siegeleröffnung war ausgefüllt durch den anschauenden Lobgesang der oberen Sphären, die damit den Schöpfungsbeginn begleiteten. Jetzt wird in der Pause eine Szene sichtbar, die bereits an Vorgänge, wie sie sich im Menschenreich abspielen können, erinnert, die aber dennoch von Wesen eines höheren Planes vollzogen wird: eine himmlische Priestergestalt tritt an den Altar, um eine Kultushandlung zu zelebrieren.

Die Offenbarung Johannes geht in ihrer Architektur durch bedeutungsvolle Bild-Brennpunkte hindurch. Vor der Runde der sieben Siegel tauchte im Himmel das Buch auf. Da die Siegel sich an dem Buche befinden, wird das Buch zum Quellbilde für die Entfaltung der ganzen folgenden Siebenerrunde. Am Anfang der sieben Posaunenklänge taucht im Himmel der Altar auf. Im fünften Siegel zeigte er sich bereits einmal, als sei er im Herankommen begriffen. Er entwickelt sich mit dem Fortschreiten der Siegel. Am Ende der Siegel-Eröffnung steht er in heiliger Vollendung im Mittelpunkt und wird zu der Quelle, aus welcher die Kräfteströmungen der nächsten Stufenfolge hervorgehen. Wie die Siegel an dem Buche geöffnet worden sind, so ertönen die sieben Posaunen von dem himmlischen Altare her. Später wird die letzte große Siebenheit, die der ausgegossenen goldenen Schalen, aus dem Tempel im Himmel als dem dritten Strukturbilde der Apokalypse hervorgehen. Am Anfang jeder Runde stehen die Grund-Quellbilder: Buch, Altar, Tempel.

Ein Grundgesetz alles geistigen Lebens offenbart sich uns bereits durch die Polarität von Buch und Altar. Wir erkennen, daß es auch im Himmel die Doppelheit von Lehre und Kultus gibt. Die übersinnlichen Welten enthalten auf der einen Seite die strömenden Gottesgedanken, die, indem sie anfangen zu gerinnen und Welt zu werden, im Bilde eines versiegelten Buches erscheinen. In den Himmeln gibt es aber auch die sich entfaltenden Gottes-taten, das Tun der Hierarchien, das Handeln der Wesen in den höheren Sphären. Es kann da keine profane Handlung geben, alles ist „heilige Handlung“. Das Tun und Handeln der Götter ist nichts anderes als ein zelebrierter Kultus, und der Mittelpunkt alles himmlischen Tuns und Handelns kann nicht anders beschrieben werden als im Bilde des Altars. Lehre des Himmels: die Gott-Gedanken; Kultus des Himmels: die Taten und Handlungen der himmlischen Hierarchien.

Soll es einen Einklang zwischen Himmel und Erde geben, so müssen die Erdenmenschen dafür sorgen, daß sich die Grund-Himmelsinhalte auf Erden in möglichst reinen Abbildern spiegeln können, die zugleich Auffang-Möglichkeiten für die himmlischen Kräfte bieten. Das ist in Wahrheit die Aufgabe des religiösen Lebens auf der Erde. Es darf nicht nur im Himmel „das Buch“

geben, auch auf der Erde muß unter den vielen Büchern und in ihnen das Buch sein. Desgleichen muß es als reine Spiegelung und Abbildung auf der Erde inmitten all des betriebsamen Tuns und Handelns die „heilige Handlung“, den am Altar vollzogenen Kultus, geben. Auf Erden dürfen die Altäre nicht fehlen. Einer der Gründe, weshalb in der protestantischen Ära die Apokalypse nicht zur gebührenden Geltung kam, mag darin liegen, daß von denen, die den Kultus fallen ließen und das „Buch“ dem Altar vorzogen, die apokalyptischen Schilderungen vom Zelebrieren der Engel am himmlischen Altar wenn nicht als katholisch, so doch als fremd empfunden wurden. Die Altäre, die auf Erden errichtet werden, dürfen allerdings nicht aus Menschen-gedanken stammen. Man kann Kultus nicht ersinnen oder ästhetisch konstruieren. Wie die Lehre, so muß auch was am Altare geschieht aus den geistigen Welten abgelesen sein. In dem, was an einem irdischen Altar geschieht, muß sich in Reinheit spiegeln können, was im Himmel geschieht. Das heilige Handeln kann dann zum Quell der Heiligung für alles irdische Handeln werden.

Wir haben auf der Erde ein Buch, das bereits durch seinen Namen den Anspruch erhebt, das Buch zu sein. „Bibel“ heißt sowohl im Lateinischen wie im Griechischen „das Buch“. In der Tat haben wir in den biblischen Schriften, wenn wir nur den rechten Gebrauch davon machen, nicht eigentlich irdische Inhalte, sondern eine himmelsnahe, transparente Wiedergabe des Buches im Himmel. Nur hängt die Lebendigkeit des Bibelwortes davon ab, ob durch den buchstäblichen Wortlaut hindurch, der ja in einer irdischen Sprache abgefaßt und noch dazu durch Übersetzung immer vermenschlicht und entstellt ist, das Himmels- und Gottes-Wort fortwährend mitvernommen wird. Durch starres Hängen am Buchstaben schiebt sich das irdische Bibelbuch nur allzuleicht verdunkelnd vor das Himmelsbuch. Durch dogmatischen Anspruch kann man dem „Buch der Bücher“ nicht auf die Dauer seine Sonderstellung sichern. Wird in den biblischen Schriften das mitschwingende Geist-Wort lebendig gehalten, so kann von ihnen eine Sauerteig-Wirkung der Heiligung auf alle Erdenbücher und auf alles Menschendenken ausgehen. Im Umkreise der Bibel dürfen und müssen Bücher entstehen und gelesen werden, in die hinein sich auch etwas von dem Himmelsbuche spiegelt und die deshalb, um in der Sprache der Apokalypse zu sprechen, versiegelt sind. Damit sind nicht Geheimschriften gemeint, die man von denen, die sie verwalten, nur unter bestimmten Vorbedingungen ausgehändigt bekommt. Jedes wirkliche Buch, das einen anderen als bloß irdischen Inhalt hat, ist versiegelt. Das Lesen eines solchen Buches muß eine Entsigelung, d. h. eine Arbeit sein, die in der Seele höhere Kräfte auslöst und entbindet. Wahre Bücher sind im Grunde nur solche, durch welche der Mensch im Innersten verwandelt wird, weil sie an seinem geistig-seelischen Wesen plastizieren und bilden. Bücher, die den Menschen nur intellektuell bereichern oder ihn nur irdisch interessieren oder spannen, vermitteln im Grunde nur Scheinbildung. —

Die apokalyptischen Himmels-Inhalte geben uns, allein schon durch die Struktur-Bilder von Buch und Altar, zu denen später als drittes das des Tempels hinzukommt, den Grundriß und die Leitlinien, woran sich jederzeit das christlich-religiöse Leben auf der Erde prüfen und erneuern kann. So darf sich durch einen Blick auf den Urbilder-Plan der Apokalypse auch das Erneuerungsstreben bestätigt fühlen, das sich in unserer Gegenwart in den Dienst einer emporsteigenden dritten christlichen Ära, über Katholizismus und Protestantismus hinaus, stellt. Die Zeit, in welcher ein kultusloses Christentum sinnvoll sein konnte, nämlich zur Herauslösung der Einzelpersönlichkeit aus alter magischer Gruppen-Gebundenheit, ist abgelaufen. Je deutlicher unser Zeitalter einen apokalyptischen Charakter annimmt, d. h. je dramatischer sich eine neue Nähe der übersinnlichen Sphären geltend macht, um so notwendiger wird es, darauf hinzuweisen, daß ein Christentum, das glaubt, ohne das volle Altar-Prinzip auszukommen, nicht dem wahren Weltzustand entspricht. Andererseits kommt unter dem apokalyptisch-zerberstenden Himmel unserer Zeit ein Zurückgreifen auf Kultus-Elemente der Vergangenheit nicht in Frage. Schon vor mehr als vier Jahrhunderten lag die Berechtigung und Notwendigkeit des reformatorischen Impulses nicht in einzelnen Mißständen, sondern im Grunde darin, daß der Blick auf Buch, Altar und Tempel im Himmel versperrt wurde durch die Bücher, Altäre und Kirchen, die es auf der Erde gab. Zwar stand auch den Trägern des reformatorischen Impulses kein klar-lesender Blick für die apokalyptischen Tatsachen und Figuren im Himmel mehr zur Verfügung. Sie waren im Gegenteil Erstlinge des bloßen Verstandes-Denkens, dem sich die Welt des Übersinnlichen rasch entzieht und verschließt. Aber sie wurden zu ihrem mutigen Eintreten für Wahrheit und Echtheit eben doch auch durch die Gefühlsgewißheit getrieben, daß im christlichen Bereich Bücher, Altäre und Tempel nicht mehr ihren himmlischen Urbildern entsprachen und daß deshalb von der kirchlichen Lehre und Kultuspraxis nicht mehr die notwendige Befruchtung und Heiligung des allgemeinen Erkennens und Handelns ausgehen könne. Heute muß als eine Frucht der protestantischen Ära, die das „Buch“ auf Kosten des „Altars“ in den Vordergrund rückte, eine Wiedergeburt des christlichen Denkens und Erkennens reifen. Statt einer bloß traditionellen und dogmatisch-buchstabenmäßigen Anwendung des Bibelbuches muß und kann ein Lesen in dem aufgeschlagenen Himmelsbuch, von dem die aufgeschriebenen oder gedruckten biblischen Schriften nur irdische Projektionen sind, errungen werden. Dann wird sich erst wirklich zeigen, warum zu den Schriften des Neuen Testaments auch die Apokalypse gehört. Von diesem letzten Buch der Bibel aus fällt ein neues Licht in das Ganze der heiligen Schrift, und das „Buch“ selbst legt Zeugnis ab für die urbildliche Notwendigkeit von „Altar“ und „Tempel“, d. h. einer gegenwartsgemäßen Erneuerung des kultisch-sakramentalen Lebens in unserer Zeit.

*

Als das Buch im Himmel erschien, war es versiegelt; seine Entsiegelung ließ stufenweise die Welt der Bilder hervorquellen. Der Altar erscheint nicht versiegelt. In Wirklichkeit ist er aber mehr als das. Auch im irdischen Bereich wäre ein Altar völlig sinnlos, wenn um ihn herum nichts anderes anwesend wäre, als was mit physischen Sinnesorganen wahrgenommen werden kann. Ein Altar ist auf der Erde das Grundbeispiel der Dinge, die zu Trägern und Quellorten himmlischer Inhalte, zu Sammel- und Ausgangspunkten überirdischer Wesenheiten werden können. Welcher Vorgang der Substanz-Entbindung entspricht nun bei dem himmlischen Altar der Entsiegelung?

Mit Spannung müssen wir dem Augenblick entgegensehen, in welchem die Sphäre des Bildes abgelöst wird durch die Sphäre des Tones und des Klanges. Denn damit wird im Geistgebiet der Übergang vom Erkennen zum Handeln, gewissermaßen von der Theorie zur Praxis, verbunden sein. Wie wird sich uns im Entspringen und Erquellen der neue Strom des „heiligen Handelns“ zeigen, aus dem unser menschliches Tun und Treiben seine Durchgeistigung erfahren soll?

Es bildet den Inhalt der erhaben-stillen Himmelspause, daß der Engel am Altare im stummen Zelebrieren nur den Weihrauch aufsteigen läßt. Wenn sich die vorerst noch ruhevoll wartenden Engel, in deren Händen wir die 7 Posaunen sehen, anschicken werden, den Schall der Posaunen ertönen zu lassen, wird auch das priesterliche Handeln der Gestalt, die am Altare steht, in ein neues, schöpferisches Stadium eintreten. Welcher Segen wird sich dann ergießen?

Das auslösende Geschehen ist ganz anders, als wir es im Mitatmen mit der feierlichen Stille erwartet haben. Es läßt uns aufschrecken: „Und der Engel nahm das Rauchfaß und füllte es mit Feuer vom Altare und schüttete es auf die Erde. Da geschahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben.“ Durch das Dröhnen eines Weltgewitters wird das neu-anhebende „heilige Handeln“ am Himmelsaltar ausgelöst. Blitz und Donner geben das Zeichen zum Beginn der Posaunen-Klänge. Das himmlische Tun kann nicht einfach segnend und heiligend in das irdische Tun einfließen. Zwischen der Substanz, die von dem Himmelsaltar ausgeht, und allem Irdischen waltet die Hochspannung einer solchen Andersartigkeit und Gegensätzlichkeit, daß bei der ersten Berührung nur Funken sprühen und Feuerflammen aufschließen können. Ein erschreckendes Geheimnis offenbart sich, das durch alle 7 Stationen der Posaunenrunde wirksam bleiben wird.

Als durch das Feuer vom Himmels-Altare das Weltgewitter über das Erdreich hereinbricht, erkennen wir plötzlich den Engel, der den oberen Priesterdienst verrichtet. Er ist gleicher Wesenheit mit dem, der bereits zweimal an wichtigen Knotenpunkten in das apokalyptische Geschehen eingegriffen hat. Mit unscheinbaren Worten wird er genannt: „ein starker Engel“ (5, 2), „ein

anderer Engel“ (7, 2; 8, 3; 14, 15) oder „ein anderer starker Engel“ (10, 1); auf dem Höhepunkt der Apokalypse jedoch wird er mit demjenigen Engelwesen identisch, das als einziges bei seinem eigenen Namen genannt wird: dem Erzengel Michael. Zuerst sahen wir ihn als Herold, wie er zur Siegel-Eröffnung aufrief. Da nahm in ihm der Wille Gestalt an, das stockende Werden der Welt in Fluß zu bringen. Später, im sechsten Siegel, als die Entwicklung der Schöpfung sich durch den fortschreitenden Absturz der Intelligenz im Sinne des Verhängnisses zu überstürzen droht, ist er es, der den Mächten der Zerstörung Einhalt gebietet. Dadurch daß er das Siegel Gottes auf die Stirn der auserlesenen Zukunftsmenschheit drückt, begründet er Aufgang im Niedergang. Jetzt, am Altare des Himmels, sehen wir ihn wieder darauf bedacht, daß Himmelspause und Stillstand nicht zu lange dauern: er gibt das Zeichen zum Beginn des Posaunen-Erklings. Immer wirkt er als der Engel des Fortschreitens; er bringt, was stillesteht, in Fluß; er ringt dem Absturz dennoch das Zukunftsfähige ab. Jetzt aber scheint er in dem Augenblick, da durch das himmlische Zelebrieren die Quellen des Segens für die tätige Menschheit entspringen sollen, selber eine Entwicklung des Unheils auszulösen: durch das Feuer vom Himmelsaltar, das er auf die Erde ausschüttet, bricht das Weltgewitter aus, das die Posaunen im Erklingen eine nach der anderen nur immer noch schreckensvoller zu entfesseln scheinen.

*

Das die neue Runde auslösende Anfangsgeschehen am oberen Altare gibt die Tonart an für den Teil der Posaunenwirkungen, die sich der ersten unmittelbaren Wahrnehmung zeigen. Das sind die wachsenden Schreckenswirkungen; sie setzen im Inneren dessen, der dem Apokalyptiker folgen will, Mut und Stärke voraus. Diese aber können in echter Art in der Seele nur aus der gläubigen Ahnung hervorgehen, daß vom Altar des Himmels im tiefsten Grunde doch Sinn, Förderung und Segen ausströmen, auch wenn sich die helfende Himmelskraft hinter einer Außenseite von Schrecknissen verbirgt.

Wie die Siegel in ihrer Stufenfolge Abstürze des Bewußtseins erkennen ließen, durch welche die Menschheit hindurchgehen muß, so werden die Posaunen ein Drama enthüllen, dessen Akte Abstürze des Seins mit sich bringen. Welcher Sinn und welches Daseinsgesetz wohnt den Abstürzen inne, die sich von einer apokalyptischen Runde zur anderen in ihrer Tragik steigern? —

In einer abgeschatteten, verhüllten und deshalb stilleren Art erfahren wir Menschen das hier dramatisch in Erscheinung tretende Grundlebensgesetz fortwährend am eigenen Leibe. Denn es beherrscht den menschlichen Lebenslauf; und sich seiner bewußt zu werden, gehört zu den ersten Voraussetzungen der inneren Freiheit und Lebensbemeisterung.

Nur eine oberflächliche Lebensauffassung kann meinen, der Weg von der

Geburt bis zum Grabe sei einfach bloß ein Aufstieg, eine Vorwärtsentwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen hin. Es sind nicht nur subjektive Anwandlungen und Launen, wenn der älter werdende Mensch dann und wann einem früheren Stadium seines Lebens wehmütig nachtrauert. Der Lebenslauf des Menschen geht durch mancherlei Verluste und Abstürze.

Unser Leben findet keine Erfüllungen und trägt keine Früchte, ohne daß wir aus den Höhen des paradiesischen Kinderlandes und aus dem sonnenbeschiedenen Blütegarten der Jugend mutig in die prosaischere Arena des tätigen Erwachsenenlebens hinuntersteigen. Der Mensch kann im Grunde nur eine lächerliche Figur werden, wenn er meint, das ganze Leben hindurch die Seligkeiten der Kindheit genießen und die Blüten der Jugend pflücken zu dürfen. Nur werfen heute die Katastrophen des Zeitalters zu viele grausame Schatten in die noch himmlisch-durchglänzte Sphäre von Kindheit und Jugend; und innerhalb der nicht abreißen Erregungen und Anspannungen des modernen Zivilisationsschicksals verlernen es die Menschen, ruhevoll auf die bisher zurückgelegten Stadien und Stufen des Lebens zurückzuschauen; sonst würde noch viel häufiger der Schreck über die Verluste durch die Seelen wetterleuchten, ohne die der Mensch nicht erwachsen wird. Auf der sogenannten „Höhe des Lebens“ angelangt, müßte der Mensch eigentlich erkennen, daß seine Lebenswanderung in einer gewissen Hinsicht bis zur Talsohle hinabgeführt hat. — Aber die Mission unseres Lebens ist eben Inkarnation, ein immer tieferes Hinuntersteigen in den Turm der Verleiblichung und Verwirklichung. Himmlisches in Irdisches so zu übersetzen und zu inkarnieren, daß das Irdische dadurch etwas vom Glanze des Himmels empfängt, daß Stoff durch Geist gestaltet und geprägt wird, ist der Sinn aller Menschenarbeit. Was das Kind und den jungen Menschen noch überschwebt und seelisch-aurisch umhüllt als mitgebrachter Nachglanz des Himmels, geht dem Älter-Werdenden „in Fleisch und Blut“ über, es sei denn, er stürzt unter das Menschen-Niveau, so daß in ihm die Himmelerbschaft versackt und versickert. Und was in ihm selbst Leib geworden ist, kann er durch rechtes Schaffen dem Erdenstoffe einprägen, so daß es durch ihn auch der Erde „in Fleisch und Blut“ übergeht.

Das gleiche Gesetz notwendiger und sinnvoller Abstiege und Verluste beherrscht auch den Entwicklungsgang der ganzen Menschheit. Weshalb bezaubern uns die Gestalten der Frühzeit so sehr; weshalb erscheinen uns die Griechen, z. B. Perikles, Alkibiades, Plato, Alexander der Große, so jugendlich, so umstrahlt von der Jugendsonne? Der heutige Mensch kann in der Tat, wenn er den Blick in solche Epochen der Vergangenheit lenkt, von Zweifeln gequält werden, ob die Geschichte der Menschheit eine Höherentwicklung mit sich bringt oder ob sie nicht eine fortschreitende Verarmung bedeutet. Manche Liebhaber des klassischen Altertums wurden Pessimisten hinsichtlich ihrer Gegenwart, in der ihnen aller Schönheitsglanz erloschen

schien; sie trauerten dem goldenen Zeitalter nach. Und reden nicht heute viele Menschen, auch wenn sie nur auf kurz zurückliegende Zeiten blicken, von der „guten alten Zeit“?

Auch die Menschheit im Ganzen hat die Epoche der Kindheit und Jugend überschreiten und älter werden müssen. Das machte den Begeisterungs- und Schönheitszauber der griechischen Kultur aus, daß die Menschen damals noch etwas von dem Jünglingelement bis ins hohe Alter festhalten und dadurch auf eine produktive Weise alt werden konnten. Alter und Weisheit waren, ohne daß die Menschen etwas Besonderes dazu tun mußten, noch miteinander verschwistert. Heute ist die Menschheit selber in das Alter hineingewachsen, in welchem die Natur dem Menschen nichts mehr schenkt. Kaum daß um das Kind und den jungen Menschen der aurische Himmelsglanz sich noch gegen die Wolkenschatten und Dürsterkeiten des Zeitalters durchsetzt. Statt daß die alten Menschen noch von Natur Anteil haben an der „ewigen Jugend“, die zur Quelle der Altersweisheit wird, fällt der unfruchtbarmachende Schatten der „Frühreife“ in das Leben des Kindes, und die Flügellahmheit eines frühen Altwerdens bemächtigt sich der Jugend.

Heute haben die Menschen weithin die Kunst des Altwerdens verlernt. Der Sinn des Alters ist ihnen umwölkt, wenn nicht gar erloschen. Das Alter erscheint nur noch als Verlust und deshalb so sinnlos, daß nicht nur der dämonisch aufgepeitschte Machtwahn, sondern sogar die ruhig erwägende Wissenschaft hinsichtlich der alten Menschen auf den Gedanken der Euthanasie, der „Vernichtung des lebensunwerten Lebens“, kommt*. Die Tyrannei des Alters, dem ein materialistisch denkendes Zeitalter keinen Sinn mehr abgewinnen kann, ist geradezu ein apokalyptisches Motiv. Hier steht, als haben die Posaunen des Unheils einen endgültigen Absturz und Verlust hervorgerufen, der Mensch vor einem Schreckgespenst, vor dem alle Vertuschungs- und Fluchtversuche vergeblich sind.

Dennoch verbirgt sich hinter dem erschreckenden Erlöschen der Kindheits- und Jugendkräfte in der Menschheit eine positive Gottes-Absicht. Ebenso wie im Leben des einzelnen Menschen das Hinauswachsen über Kindheit und Jugend sinnvoll ist, kann es in der Menschheit zum Guten gewendet werden. Die Menschheit im Ganzen ist in ihr Mannesalter eingetreten. Nüchternheit hat manchen beseligenden Traum abgelöst. Aber nun darf die Tätigkeit, in

* So steht in dem Buch „Verhängnisvolle Heilkunst“ von Dr. med. A. Vogl (erschienen 1948) zu lesen: „Das heutige hohe Durchschnittsalter bringt es mit sich, daß die meisten Menschen länger am Leben bleiben, als sie arbeiten können. In der Natur gibt es so etwas nicht. Man stelle sich nur ein Rudel eisgrauer, mit dem Kopfe wackelnder Hirsche vor . . . , welche auf einer Waldlichtung auf Baumstrünken hocken, von ihrer Pension Gras kaufen und gegen den Zugriff des Jägers oder eines Bären versichert sind.“ Welche praktischen Vorschläge mit solchen zynischen Worten begründet werden sollen, ist nicht schwer zu erraten.

die der Mensch durch das Erwachsenwerden der Menschheit hineinwächst, nicht bloß eine äußere sein. Die innere Aktivität, die Arbeit an sich selbst, zu der eine dem Bewußtseinsseelen-Zeitalter entsprechende Frömmigkeit und Andacht den Weg wieder freimacht und gehen lehrt, wird Aufgang dem Niedergang entringen. Was früheren Menschheitsstufen noch die Natur gnadevoll schenkte, das Geheimnis der ewigen Jugend, wird im treu gepflanzten und gepflegten Garten der neuen Innerlichkeit neu erblühen und als Frucht des christlichen Strebens reifen, das sich ja aus der Kraft dessen nährt, der selber durch Sterben und Auferstehen gegangen ist.

So ahnen wir, daß die Abstürze, die uns die Apokalypse, vor allem beim Erschallen der Posaunen, vor die Seelen rückt, nicht geschehen, um die Menschheit zu quälen, sondern um ihr durch Gewitter, Prüfungen und Verarmungen hindurch auf dem Wege zu ihren Geisteszielen vorwärtszuhelfen.

Der apokalyptische Aufbau gibt selbst einen monumentalen Hinweis darauf daß die Weltgericht-artigen Katastrophen und Untergänge, zu deren Zuschauern wir werden, zunächst nichts Endgültiges haben, sondern als notwendige Durchgangsstationen durchgemacht und überstanden werden müssen: gegen Schluß der großen Siebener-Runden greifen Mächte des Heiles ein und entreißen dem Unheil die Alleinherrschaft; der Abwärtsentwicklung entwindet sich ein neuer Aufgang. Es ist allerdings nicht so, daß die Abstürze bloß bis zur Mitte, d. h. bis zur vierten Stufe gehen und dann wie bei einer Parabel der absteigende in den aufsteigenden Ast der Entwicklungskurve übergeht. Der Sturz schießt über die Mitte hinaus. Hier offenbart sich ein ähnliches Gesetz wie darin, daß die kältesten Stunden der Nacht erst nach Mitternacht und die kältesten Monate des Jahres erst nach der Zeit des kürzesten Tages kommen. Auf der fünften Stufe kommt es immer durch das Offenbarwerden der im Absturz mitwirkenden Mächte des Bösen zu einer Krisis. Die Fünf ist im apokalyptischen Alphabet die Zahl der Krisis und des Bösen. Und in einer Zeit, die wie die unsere im Zeichen der Fünffzahl steht — unsere Kulturepoche ist auf die mittlere gefolgt, in die das Christusereignis als das Mittelpunktsgeschehen der Weltgeschichte fiel — ist es immer von ganz besonderer Wichtigkeit, apokalyptisch denken, d. h. die Geister unterscheiden zu lernen. Erst in der sechsten kleineren Runde, bis in die hinein die katastrophalen Abstürze anwachsen, können die Früchte der bestanden Prüfungen reifen und wirksam werden, weil dann die Mächte des Heiles dem tyrannischen Untergang einen neuen Aufgang abringen. Eine großartige Kontrapunktik in den Architekturgesetzen der Apokalypse entfaltet sich vor uns: im 6. Siegel gebietet der „starke Engel“, der geholfen hatte, den Strom der Entsiegelung in Bewegung zu setzen, der Zerstörung Einhalt und versiegelt mit dem Siegel Gottes, die die Prüfung bestanden. Ebenso wird er mitten im Erschallen der 6. Posaune, den Sinn aller Abstürze ent-

hüllend, dem Unheil mit der Macht des Heiles entgegentreten, nachdem er zuerst mit dem Feuer vom Himmelsaltar das Zeichen gegeben hat für das Anheben der Posaunenschrecken.

*

Das welterschütternde Ertönen der 7 Posaunen ist nicht nur im Gesamtaufbau und dem Umfang nach, sondern auch durch den innersten Willenscharakter das Mittel- und Herzstück der Apokalypse. Hier kommen wir ihrem Atemzug und Pulsschlag, ihrer Seelen-Tonart ganz nahe. Die Posaunensprache schwingt in und hinter dem apokalyptischen Wort immerfort mit. Ist sie doch auch längst vor der eigentlichen Posaunenrunde schon zweimal für einen Augenblick laut geworden: es bildet den Anbruch des apokalyptischen Erlebens, als Johannes auf Patmos den Ruf vernimmt „wie von einer Posaune“ (1, 10); und als er sich zu der großen Schau des Himmelsgeschehens erheben soll, ist es wieder die Posaunen-Stimme, die ihn emporträgt (4, 1).

Wenn uns am Anfang des 8. Kapitels im feierlichen Bilde gezeigt wird, wie den 7 Engeln, die vor dem Antlitz Gottes stehen, die 7 Posaunen gegeben werden, so daß die Vorahnung ungeheurer neuer Entwicklungen in uns entsteht, nehmen wir, so unglaublich das auch klingen mag, an einem ähnlichen Weltenaugenblick teil, wie ihn die ersten Worte der Bibel meinen, die uns die Erschaffung unserer Welt verkünden.

Die 7 Engel mit den Posaunen stehen an der gleichen Stelle, wo uns in den zuerst noch ruhenden Symmetrien am Himmelsthron (4. Kapitel) die 7 Geister Gottes erschienen sind, die wie flammende Fackeln lodern. Wir haben, als wir von der Schöpfungsrückschau, der apokalyptischen Genesis, sprachen, die sich dem Seher zwischen den Sendschreiben und den Siegeln zeigte, schon einmal an das Elohim-Geheimnis der 7 Fackel-Genien gerührt. Die Siebenheit der Elohim ist es, die sich uns am Anfang der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte und dann wieder in der Apokalypse, zuerst als die 7 Fackelgeister und schließlich in und hinter dem Bild der 7 posaunentragenden Engel zeigen. Beide Male üben die 7 Geister Gottes ihre Wirksamkeit durch ein machtvolles Tönen aus. Es ist in der Tat eine große kosmische Parallele zum Erklängen der apokalyptischen Posaunen, wenn das Alte Testament sagt: „Und die Elohim sprachen: Es werde Licht!“

Die Genesis ist weit davon entfernt, eine Schöpfung aus dem Nichts beschreiben zu wollen. Die Welt entsteht nicht erst durch das sprechende Schaffen der Elohim; sie wird dadurch nur in ein neues Stadium ihres Werdens geführt*. Das Sprechen der „Geister der Form“ ist ein erstes Formen an dem bis dahin Formlosen und damit eine erste Anbahnung stofflicher Verdichtung. Das Sprechen der Elohim ist auch nicht der erste Ton, der in der Welt laut wird. Die Schöpfergeister machen sich ja nur zum dienenden Organ, zum Munde

* Siehe „Urgeschichte“ S. 11 ff.

des Logos, des ewig-schöpferischen Weltenwortes. Die noch in ihrer Vorgeburtlichkeit träumende Schöpfung war von dem erfüllten Dauerton durchklungen, von dem die alten Weltanschauungen noch wußten und in mythischen Bildern sprachen.

Wir dürfen uns das Sprechen der Elohim nicht menschenähnlich vorstellen als einen Befehl, dem dann eine anonyme Sphäre gehorcht. Es ist vielmehr eine besondere schöpferische Steigerung des Urtones, ein Tätigwerden des Weltenwortes: der Klang gebiert und bildet aus sich heraus das Licht als die erste, noch ganz geistig-ätherische Stufe künftiger Leibwerdung.

Wenn die Genesis sagt: „Die Elohim sprachen: es werde Licht, und es ward Licht, und die Elohim schauten des Lichtes Herrlichkeit“, so beschreibt sie uns einen durch die Wortkraft des Logos und seiner hierarchischen Diener bewirkten kosmischen Sonnenaufgang, der aber als Durchbruch der erstgeborenen Geistessonne der Entstehung der physischen Sonne vorangeht. Und wenn uns die Apokalypse die sieben Geister Gottes zeigt, wie sie in das erhöhte Sprechen der Posaunenklänge ausbrechen, so stellt sie das Drama eines neuen geistigen Sonnendurchbruches vor uns hin. Die Sonne, deren Aufgang das Posaunenwort der Elohim in unseren Zeiten heraufzaubert, ist nichts anderes als die herannahende Sphäre des kommenden Christus.

Die sieben Posaunen stehen als die große Sonnenrunde des Werdens im Herzen der Apokalypse, zwischen der Mondenrunde der Siegel und der Saturnrunde der Zornesschalen. Wir werden im Fortschreiten der Posaunenklänge das Sonnenmotiv auch unmittelbar hervortreten sehen. Der gewitterhaften Verfinsterung der äußeren Sonne in der 4. folgen von der 6. Posaune an positive Offenbarungen des geistigen Sonnenwesens. Von dem mächtigen Engel, der auf Land und Meer steht und in dem die Menschheit ihrem eigenen Genius begegnet, heißt es: „sein Antlitz leuchtet wie die Sonne“ (10, 1). Und schließlich erscheint am Himmel als die große Spiegelung des Urbildes der Menschenseele selbst: „das Weib mit der Sonne bekleidet“ (12, 1). Und auf diesem Höhepunkt der Apokalypse erscheint der Sonnen-Erzengel Michael, bei dessen Nennung die Offenbarung Johannis einen Teil ihres eigenen Namens zu verraten scheint, als der große Schützer der bedrohten Menschheit. Als der Erzengel der Sonne ist er der unmittelbarste Diener des neu sich offenbarenden Christus, der die Geistessonne selber ist.

Wir mußten uns den Sonnen-Charakter des Posaunenklanges, seine Bedeutung als Ton-Offenbarung der kosmischen Sonnenmysterien, bereits bei der Besprechung des Patmos-Ereignisses zum Bewußtsein bringen: an einem Sonnen-Tage dringt der Posaunen-Weckruf an das Ohr des Apokalyptikers. Machen wir uns innerlich vertraut mit dem Klang der apokalyptischen Posaunen, so schulen wir uns dafür, die wahre Tonart des gegenwärtigen Zeitalters herauszuhören. Sie ist keine andere als die Tonart der Posaunen und der neuen kosmischen Sonnenhaftigkeit.

Es ist wesentlich für die Genialität Goethes, daß er ein Organ und Verständnis besaß für die Posaunenhaftigkeit der Sonne, insbesondere im Zustande des Emporsteigens. Wir kommen damit noch einmal auf die Stellen in seiner Faustdichtung zu sprechen, die besondere Zeugnisse des inspirativen Erlebens sind. Der zweite Teil beginnt mit der Regiebemerkung: „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.“ Goethe will den großen Sonnenaufgang nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar zur Darstellung bringen. Und in den Worten, die Ariel, der Anführer der Elementargeister, über dem schlafenden Faust ausruft, das Tönen der aufgehenden Sonne schildernd, klingt sogar das Posaunenmotiv in aller Deutlichkeit selber an:

Horchet, horcht dem Sturm der Horen!
 Tönend wird für Geistesohren
 Schon der neue Tag geboren.
 Felsentore knarren rasselnd,
 Phöbus' Räder rollen prasselnd,
 Welch Getöse bringt das Licht!
 Es trommetet, es posauet...

Auch im Neuen Testament begegnet uns das Motiv der Posaunen nicht nur in der Apokalypse. Paulus läßt uns in seinen Briefen erkennen, daß ihm die Anschauung von künftigen Posaunen-Zeitaltern vertraut ist. In seiner souveränen Art setzt er, was ihm selbst bekannt ist, auch bei denen voraus, zu denen er spricht. So heißt es im ersten Thessalonicherbrief (4, 16): „Denn er selbst, der Herr, wird vom Himmel herniederkommen mit einem Feldgeschrei, mit der Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes. Und die in Christus Gestorbenen werden zuerst auferstehen.“ Paulus spricht also von dem großen Sonnenaufgang der Wiederkunft Christi, indem er die Posaunenklänge schildert, die ihn begleiten. Wenn er immer wieder von dem „Tag des Herrn“ spricht, so meint er eben den großen Tagesanbruch, der durch diesen Sonnenaufgang bewirkt wird. Weder die Paulusbrieve noch die anderen Schriften des Neuen Testaments legen die materialistische Auffassung nahe, daß beim Kommen Christi sich im äußeren Sinne die irdischen Gräber auf-tun und daß die Leichname neu belebt daraus emporsteigen werden. Solche Stellen wie dieses Wort an die Thessalonicher wollen beschreiben, wie die Seelen der Verstorbenen, die während des Erdenlebens den Christusimpuls in sich aufgenommen und mit über die Todesschwelle getragen haben, die ersten sind, die den Sonnenaufgang der Wiederkunft wahrnehmen und wesenhaften Anteil daran gewinnen.

Im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes spricht Paulus sogar von dem „Zeitalter der letzten Posaune“ und läßt so erkennen, daß ihm die apokalyptische Anschauung von den sieben Posaunen-Epochen geläufig ist. Wir müssen uns nur von dem traditionellen Vorurteil freihalten, als ob, wenn von der

letzten Posaune gesprochen wird, damit nur das Ende aller Zeiten, das „jüngste Gericht“, gemeint sein könne: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden, und zwar plötzlich in einem Augenblick zur Zeit der letzten Posaune, denn es wird die Posaune erschallen und die Toten werden auferstehen unverweslich und wir werden verwandelt werden“ (15, 51—52).

Versuchen wir, das Erklingen der apokalyptischen Posaunen vom Anfang der Genesis oder auch vom Anfang des Johannes-Evangeliums her zu verstehen, wo beide Male von der aufbauenden schöpferischen Kraft des göttlichen Sprechens und Tönens die Rede ist, so müssen wir erwarten, daß auch die Apokalypse beim Erklingen der Posaunen von einem Entstehen und Sich-aufbauen spricht. Statt dessen aber werden wir sogleich bei den ersten Posaunen Zeugen entfesselter Gewitterstürme und dramatischer Verheerungen und Untergänge. Es entspricht auch zunächst unserem Gefühl, daß wir uns die Wirkung plötzlich erschallender Posaunen mehr negativ als positiv vorstellen. Malt uns doch auch das Alte Testament im Zusammenstürzen der Mauern von Jericho die zerstörende Wirkung des Posaunenschalles vor Augen. Dennoch müssen wir lernen, durch alle Blitze und Donner hindurch das Schöpferische der Posaunenklänge wahrzunehmen.

Es gibt unter den griechischen Sagen einen Mythos, der auf besonders poetische Weise von dem Aufbauenden des Klanges spricht. Die beiden Brüder Zethus und Amphion, die sich für Söhne des unglückseligen Kadmos halten, aber Söhne des Zeus sind, kehren nach langer Wanderschaft zu ihrer Heimatstadt Theben zurück. Sie entdecken, daß die Stadt noch ohne Mauer ist, und begeben sich ans Werk, diese Mauer zu bauen. Zethus, der Riese, bricht vermöge seiner gewaltigen Körperkraft die Felsblöcke aus den Bergen und wälzt sie heran. Der zarte Amphion dagegen läßt die siebensaitige Leier erklingen, die ihm der Gott Hermes gegeben hat; und durch die Magie des Klanges bewegen sich die Steine von selbst herbei und fügen sich zu einer Stadt-mauer zusammen, deren sieben Tore den sieben Saiten der Leier entsprechen.

Solche Mythen enthalten einen Nachklang derjenigen Urzeiten, wo das Wort, der Klang, die Musik in der Tat noch bis ins Leibliche hinein aufbauend gewirkt haben. Ist es doch auch kein bloßer Vergleich, sondern eine tiefe Wahrheit, wenn große Geister angesichts erhabener Architekturen gesagt haben: das ist gefrorene Musik.

Das schöpferisch Aufbauende und Erlösende, das der Sonnendurchbruch der apokalyptischen Posaunen mit sich bringt, verbirgt sich uns zunächst und deutet sich erst in der sechsten und siebenten Posaune an. Im Vordergrund sehen wir zuerst nichts anderes als die stürzenden Trümmer von lauter Untergängen. Aber zerreißt nicht auch der Sonnenaufgang eines jeden Tages viele Schleier, zersprengt er nicht mancherlei Reichtümer, die die Nacht in sich

barg? Die Menschheit ist im Laufe ihrer Erdenwege ichhaft geworden, aber sie hat es nur bis zu dem niederen Ich gebracht, in welchem sich der einzelne Mensch abkapselt. Wie findet er den Weg zu dem geniushaften höheren Ich, das ebenso sonnenhaft ist, wie das niedere Ich irdisch? Die Sphäre des wiederkommenden Christus ist zugleich die Sonnensphäre, in welcher die höhere Ichheit an die Menschheit herankommt. Der aufnahmefähige Teil der Menschheit, der gelernt hat, bei aller Ichhaftigkeit doch das eigene Wesen gegenüber der Welt des Göttlich-Geistigen aufzuschließen, wird imstande sein, mitten in allen Weltgewittern den Segen, die spendende und aufbauende Kraft der heranrückenden Sonnensphäre zu erleben. Kein Wunder aber ist es, daß die Posaunenklänge des Christus-Sonnen-Durchbruchs unter uns zunächst sprengend und zerstörend wirken müssen, die wir unter dem verhärtenden Banne einer allzu irdischen Gesinnung und Ichhaftigkeit stehen.

*

Das Erklängen der Posaunen löst Schlag auf Schlag die Stufen eines Dramas aus, das sich zunächst wie ein Weltbrand ausnimmt und in welchem ein kosmischer Absturz dem anderen folgt. Das Bild des vom Himmelsaltar geschöpften und auf die Erde ausgeschütteten Feuers variiert sich. Bei der ersten Posaune fällt ein Feuer-Regen, der aber mit Hagel vermischt ist, auf die Erde und richtet dort Verheerungen an. Bei der zweiten Posaune bleibt das Element des Feuers bestehen; auch behält der Vorgang die Richtung von oben nach unten: ein brennender Berg stürzt vom Himmel; die Folgen sind ähnliche: Unheil breitet sich auf Erden aus. Auch bei der dritten Posaune bleibt das Feuer und die Richtung von oben nach unten: ein brennender Stern stürzt vom Himmel; erneute Verheerung auf Erden. Bei der vierten mittleren Posaune tritt das Feuer-Element zurück und mit ihm die Bewegungsrichtung. Nun greift das Unheil bereits auf die obere Sphäre über. Sonne, Mond und Sterne am Himmel verfinstern sich. Und nun kehrt sich die Richtung um: die Tiefen antworten den Höhen. Fünfte Posaune: Ein Stern, der vom Himmel gestürzt ist, hat die verschlossenen Tore des Abgrundes durchschlagen, und aus dem Brunnen der unheimlichen Tiefe qualmen Dünste und Rauchschwaden empor, die sich auf alles Irdische legen und sich schließlich in riesige Heuschreckenschwärme verwandeln, denen alles Lebendige zum Opfer fällt. Bei der sechsten Posaune hält die Richtung von unten nach oben an; die empordrängenden Kräfte des Abgrundes verwandeln sich in Kriegsgespenster; es rasen, alles zerstampfend, pferdeähnliche Wesen über die Erde dahin, die aber zugleich durch ihre bläulichen, stählernen Panzer wie Maschinen aussehen. Obwohl von der sechsten Posaune an zugleich die Mächte des Heiles auf den Plan treten, um dem Untergang einen neuen Aufgang abzurufen, vollendet sich doch erst in der siebenten Posaune die Linie des Unheils; das zweigestaltete Tier steigt aus dem Abgrund empor.

Wie kann es nur sein, daß die Gaben des Himmels, aus dem Bereich des feierlichen oberen Kultus hervorgehend, auf Erden solche Verheerungen anrichten? Bedeutet nicht das Sprichwort: „Alles Gute kommt von oben“, daß alles, was von oben kommt, gut ist? Welcher Sinn und welche Güte-Absicht Gottes verbirgt sich hinter den Flammen des Weltbrandes, hinter der Tatsache der Dämonen-Entfesselung? Der Himmel will der Menschheit ein Neues schenken; die Menschheit aber, statt sich opferbereit dem Neuen zu öffnen, hält am Alten fest. Nun muß sie erleben, daß ihr, wovon sie sich nicht trennen will, zerschlagen wird, damit der Weg und Raum frei wird für das, was sie unter der Gnade des himmlischen Altares als neues Sein und Bewußtsein entwickeln soll.

Der Zyklus der 7 Posaunen offenbart eine Gesetzmäßigkeit des Werdens, die wir in den großen wie in den kleinen Runden der Menschheitsgeschichte wiedererkennen können. Insbesondere ist an der neuzeitlichen Entwicklung, die am Ende des Mittelalters, zu Beginn der Bewußtseinsseelen-Epoche, in die Gang kam, etwas von dieser Gesetzmäßigkeit abzulesen. Man kann die Reihe der Posaunenklänge einmal zu verstehen suchen vom Bewußtsein des Engels aus, der am oberen Altare zelebriert und durch das Ausschütten des Feuers aus, das folgende Geschehen auslöst. Wir haben ja schon öfters an das Geheimnis gerührt, daß sich hinter diesem Engel der Erzengel Michael verbirgt. Er treibt das Rad der Geschichte vorwärts und ist darauf bedacht, daß die Menschheit sich zukunftswillig die Kräfte einverleibt, die ihr der Himmel als neue Fähigkeiten und Organe schenken will. Aber er muß in Sorge sein, ob die Menschen, was ihnen zgedacht ist, auch zu ihrem Heil zu empfangen und zu verwenden vermögen. Sind dann nicht die Klänge der Posaunen und zugleich große Warn- und Mahnrufe Michaels? Im Zeitalter der sich entwickelnden Bewußtseinsseele macht der Himmel die Menschen durch die Erschütterungen, die durch die Posaunen ausgelöst werden, selbst auf die Zweischneidigkeit und Gefährlichkeit aufmerksam, die dem notwendigen Fortschreiten innewohnt*.

Etwa vom Anfang des 15. Jahrhunderts an ging durch die europäische Menschheit ein ganz neues Erwachen für die irdische Sinneswelt; mit ganz neuen denkerischen Begeisterungen wurde sie beschenkt. Entdeckerfreudig schaute sie um sich; der Erdenplanet schien aus dämmrigen Nebeln und Schleiern hervorzutreten. Das war eine Zeit, in der sich das Gesetz der ersten Posaune geltend machte. Denn in das Begeisterungsfeuer des neuen Wahrnehmungs- und Gedankenlebens mischte sich verstohlenerweise bereits das Eis tötender Hagelschloßen. Im irdischen Sinn ist es nicht vorstellbar, daß sich Feuer mit Hagel mischt. Im geistigen Bilde werden wir damit auf die

* Siehe hierzu in dem Buche des Verf.: „Im michaelischen Zeitalter“ das Kapitel „Zwischen zwei Michael-Zeitaltern.“

Gefahr hingewiesen, die jeder Begeisterung droht, die sich nur auf irdische Gegenstände erstreckt. Es kann dann gar nicht ausbleiben, daß sich das kalte, tötende Element des Verstandes, der auf den irdischen Nutzen zielt, hineinmischet. Jede Begeisterung, die nicht wenigstens den Ausblick auf geöffnete Geisteswelten in sich enthält, muß einmal verhageln und in Enttäuschung enden.

Eine zweite Entwicklungsphase der Neuzeit brachte die erstaunliche Entwicklung der Naturwissenschaft. Im Zeitalter eines Galilei und Kopernikus ertönte die zweite Posaune. Wieder brannte überall das Feuer des neuen Denkens. Je mehr aber der Mensch die Reiche der irdischen Natur durchforschte und kennenlernte, um so mehr wurde ihm dadurch der Ausblick auf den Himmel, auf die Welt des Übersinnlichen, versperrt. Die Welt wurde steinern und undurchsichtig für das Geistige. Es war, als sei, wenn auch im himmlischen Feuer brennend, ein steinerner Berg vom Himmel gefallen. Das war die gleiche Zeit, in der Albrecht Dürer den klassischen Kupferstich „Melencolia“ schuf. Die fast zur Resignation werdende Sorge Michaels kann nicht unmittelbar dargestellt werden als in diesem Kunstwerk: durch die Gestalt des Erzengels, der mit müden Schwingen die schwere Stirn grüblerisch in seine Hand stützt. Er sitzt neben dem in Kristallform behauenen Felsstein, dem Stein des Widerstandes, der etwas Ähnliches ausdrückt wie der auf die Erde gestürzte Berg, den die zweite Posaune sichtbar macht.

Wurde die Welt steinern, als die neuere Naturwissenschaft aufkam, so wurde in der nachfolgenden Zeit des aufgeklärten Bürgertums der Mensch klein. Die dritte Posaune läßt einen brennenden Stern vom Himmel stürzen, der den Namen Wermut trägt, weil er bitter ist und im Sinne der Bitterkeit wirkt. Eine weitere Stufe der Ich-Werdung trat ein, aber darin waren Kräfte am Werke, die wie alles Bittere zusammenziehen und klein machen. Der satte, selbstgenügsame bürgerliche Egoismus zog in die Menschheit ein, der zwar die Menschen glauben ließ, sie seien groß, der sie aber in Wirklichkeit seelisch und geistig zusammenschrumpfen ließ.

Dann kamen die Zeiten, wo den immer klüger werdenden Menschen der Glanz des Himmels in Sonne, Mond und Sternen erlosch, insofern derselbe doch immer noch von dem durchschimmernden Übersinnlichen hergerührt hatte. Je mehr die irdische Klugheit von der Menschenseele Besitz ergriff, um so mehr erstarben in ihr endgültig die letzten Organe und Spürfähigkeiten für das Übersinnliche im Weltall. Das alles wäre noch viel krasser in die Erscheinung getreten, wenn nicht durch das Hereinwirken anderer geistiger Geschehnisse gleichzeitig das Gestirn des deutschen Idealismus und der Romantik für eine kurze Zeit am Himmel erschienen wäre. So wirkte sich die himmlische Verfinsterung nachher um so heillos aus.

Dann kam bereits die Zeit, wo die Abgründe auf die neuen Seelenkräfte der Menschheit reagierten, wo es zischte und brodelte aus den Tiefen, als

wären Wassertropfen auf glühendes Eisen gefallen. Die Welt der Abstraktion gespensterte immer unheimlicher durch die Menschheit im 19. Jahrhundert. Durch sein Denken brachte der Mensch Abbau-Kräfte hervor, die sich an seinen eigenen Lebenskräften bemerkbar machten, ähnlich wie wenn Heuschrecken-Schwärme sich auf das grünende Leben einer Landschaft stürzen.

In der Gegenwart erleben wir schon das allmähliche Heraufziehen der sechsten Posaune. Selbstverständlich muß das alles durchgemacht werden; auch dieses, daß sich die Heuschreckenschwärme der fünften Posaune in gespensterhafte Kriegssrosse verwandeln. Aber bei aller Erfüllung der irdischen Pflichten und Notwendigkeiten, die stets der gegenwärtige Augenblick von uns fordert, dürfen wir doch nicht aufhören uns darauf zu besinnen, was wir eigentlich mit den vom Himmel ausgeschütteten Kräften gemacht haben: wenn schließlich die allergrößten Summen von Intelligenz aufgewendet werden, um Mittel der gegenseitigen Zerstörung ausfindig zu machen.

*

Die Apokalypse bedient sich, wenn sie den Zerstörungsschaden der ersten Posaunengewitter beschreibt, gleichbleibend einer gewissen Zahlenvokabel: der feurige Hagel läßt ein Drittel der Erde und ein Drittel aller Bäume in Flammen aufgehen; der brennende Berg verwandelt ein Drittel des Meeres in Blut und läßt ein Drittel aller Kreatur im Meere sterben; der brennende Stern verwandelt ein Drittel aller Ströme und Wasserbrunnen zum Verderben der Menschheit in Bitternis. Die mittlere Posaune verfinstert ein Drittel des Lichtes an Sonne, Mond und Sternen, sowie im Rhythmus von Tag und Nacht.

Was ist mit dem Drittel gemeint? Unsere heutigen quantitativen Zahlenbegriffe müssen hier wie überall in der Apokalypse versagen. Es wäre töricht, sich vorzustellen, daß vom physischen Erdenbestand ein Drittel der Vernichtung anheimfiele. Zwei Drittel blieben ja dann immerhin noch übrig. Alle apokalyptischen Zahlen sind qualitativ zu nehmen. Wenn hier gezählt wird: eins, zwei, drei, so könnte ebensogut gesagt werden: Leib, Seele und Geist. Die Dreizahl drückt den Zusammenklang des Leiblichen, Seelischen und Geistigen aus. Das Menschenwesen und in gewisser Weise alle irdische Kreatur besteht aus dem Leib-Drittel, dem Seelen-Drittel und dem Geist-Drittel. Aber zunächst hat die Erdenschöpfung einschließlich des Menschen nur ein naturgegebenes Verhältnis zum Geiste. Die geistige Welt mit ihren Kräften und Wesenheiten wirkt in die Kreatur-Reiche herein. Auch der Mensch, solange seine Natur noch kindlich-offen und noch nicht unkindlich-abgekapselt ist, kann das Geist-Drittel seines Wesens noch nicht eigentlich zu seinem Eigenwesen rechnen. Will er ein freies Ich-Wesen werden, so hilft ihm dazu das Geist-Drittel nicht, das er nur als Geschenk und Mitgift der Natur in sich trägt. Wenn ihn das Schicksal einmal in die Ichentwicklung hineingeführt hat,

durch die er sich fortschreitend in sich selber abschließt, muß er mit der Zeit schmerzlich eine innerste Verarmung und Verdorrung in seinem Wesen gewahren. Er kann nicht auf die Dauer von dem Kapital der mitgebrachten Kräfte zehren. Und wenn dann der Schall der Posaunen über die Welt des Ich-Menschen hereinbricht, so verbraucht sich dieses Kapital plötzlich mit erschreckender Beschleunigung.

Das Geist-Drittel im Menschenwesen und in allem Irdischen fällt in den Weltgewittern des Posaunen-Zeitalters dem Untergang anheim. Die alte Geistigkeit, die der ersten Schöpfung von den Schöpfermächten mit auf den Weg gegeben worden ist, geht zu Ende. Und welche Kräfte sind es, die ihren Untergang bewirken? Das Feuer, das vom Altare des Himmels auf die Erde geschüttet wird, das im tragischen Stufengang die Flammen des apokalyptischen Weltbrandes nährt, ist im Grunde nichts anderes als die neue Geistigkeit, die sich der Mensch jedoch durch die innere Aktivität des Glaubens und des erwachenden Geist-Bewußtseins erst erwerben muß.

Der Himmel sendet feuersprühend Geistwirkungen aus den sich öffnenden Toren der übersinnlichen Welt herunter. Zerstörend ist das Feuer nur, weil das, worauf es fällt, nicht gleicher Natur mit ihm ist. Wäre auf Erden schon mehr Himmelsfeuer vorhanden, so müßte, was vom Himmel zur Erde kommt, nicht zerstörend wirken. Die naturhafte, nur ererbte und nicht erworbene Geistigkeit führt nur bis zum niederen Ich des Menschen hin. Die neue Geistigkeit, für die sich der Mensch aufschließt, wenn er das Pauluswort wahrmacht: Nicht ich, sondern Christus in mir, enthält auch die feurigen Flammen des höheren Ich. Entweder der Mensch öffnet sich ihr in treu-gepflegter gläubiger Andacht. Er erlernt das trotz aller Nervosität und Veräußerlichung des modernen Lebens, wenn er äußerlich oder innerlich einen Altar errichtet, der eine reine Spiegelung und Entsprechung des Himmelsaltars ist. Dann ist das Feuer vom Himmel für ihn Segen und Erfüllung. Oder aber die Menschheit verkrampft und verstockt sich nur immer mehr im Irdischen. Die Verhärtung im irdischen Ich führt zum allseitigen Egoismus und zum Kampf aller gegen alle. Dann zündet das Feuer vom Himmel einen Weltbrand nach dem anderen an und der Vernichtung fällt anheim, was der Mensch mit verkrampften Händen hat festhalten wollen.

VI. DER BEGINN DER LETZTEN POSAUNEN: DIE MENSCHHEIT AN DER SCHWELLE

Das zehnte und elfte Kapitel

Das übliche Bibel-Lesen, das nur allzuleicht in einem bloß-persönlichen Erbauung-Suchen steckenbleibt, muß gegenüber der Offenbarung Johannis völlig versagen. Es reicht in Wirklichkeit für keines der biblischen Bücher aus, aber an der Apokalypse wird das unausweichlich deutlich. Zu meinen, man könne die heiligen Schriften mit der Gedanken- und Bewußtseinsart verstehen, die man heute im gewöhnlichen Leben und Lesen, einschließlich des Bibellesens, anwendet, ist ein verhängnisvoller Irrtum. Hier hilft nur ein verwandeltes, erhöhtes Bewußtsein weiter, das mindestens in seiner Keimform vorhanden sein muß: als Sehnsucht und Bereitschaft zu einer der Bibel angemessenen Bewußtseins-Erhöhung. Ein allmählich errungenes rechtes Verstehen der Apokalypse kann und wird dem Verhältnis des heutigen Menschen zum Bibelganzen zugute kommen.

Das letzte Buch der Bibel muß man eigentlich so lesen, als stände man vor einer Bühne, auf der sich die Szenen und Akte eines Dramas nacheinander abspielen. Da es ein Mysterien-Drama, ein „Heiliges Spiel“ im höchsten Sinn des Wortes ist, muß Ehrfurcht sich mit den weitgeöffneten Sinnen der Seele verbünden. Abstrakte Gedankengänge und Auslegungskünste fallen außer jedem Betracht: die Seele geht auf und erzittert im dramatischen Zuschauen, im inneren Mitgehen mit den Schritten und Stufen des Weltall-großen Geschehens, mit den Spannungen und Wandlungen der Bilder, Worte und Wesen. An die Stelle der kurzsichtigen Ichbezogenheit des landläufigen Bibellesens tritt folgendes: ist einmal die Seele ganz offen und folge-fähig für das objektive kosmische Drama, so kann sich daraus ein ahnendes Gefühl für das ebenso objektive menschheitlich-menschliche Seelen-Drama entwickeln, das dem kosmischen Drama entspricht, bzw. sich in ihm spiegelt.

*

In der Folge der sieben Posaunenklänge entfaltet sich das apokalyptische Urdrama in zentralster Zusammenraffung. Wir müssen uns immer aufs Neue der Gesetzmäßigkeit seines Fortschreitens von Akt zu Akt zu nähern versuchen.

Schon in formaler Hinsicht sehen wir die Dynamik, die in der Aufeinanderfolge der 7 Siegel trotz aller Hochspannung immer noch bis zu einem gewissen Grade knospenhaft unentwickelt blieb, hier voll ausgereift und entfaltet. Beim Ertönen der ersten vier Posaunen werden in erhabenem Gleichmaß Schritte von urgewaltiger Straffheit getan. Die fünfte Posaune beschwört die entscheidende Krisis herauf: auf die Abstürze des kosmischen Feuers, auf das Erlöschen des kosmischen Lichtes in den Höhen folgt das unheimliche Emporsteigen der Mächte aus dem Abgrund. Die anschwellende Gewalt und Bedrohung sprengt den Umfang, den bisher die Schilderung der einzelnen Posaunengewitter beanspruchte. Dann greift wie auf der sechsten Siegelstufe, so auch beim sechsten Posaunenschall die Macht ein, die den Untergängen einen neuen Aufgang abringt. Mit der angebahnten neuen Heilmöglichkeit ist aber den Dämonien des Abgrundes nicht etwa ein Ende gesetzt. Ihre Wirksamkeit wird im Gegenteil nur immer noch unheilvoller. Indem nun aber mit der Doppelheit der Mächte die spannungsvollen Bilder eines Weltenkampfes emporsteigen, sind die beiden letzten Posaunenstufen erst recht von dem Gesetz des Anschwellens, d. h. der apokalyptisch verkürzten Zeit, beherrscht. Schließlich erfordert der Inhalt der letzten Posaune fast ein apokalyptisches Buch für sich.

Das Thema des Dramas hängt aufs innigste mit dem Sonnencharakter der Posaunenklänge zusammen, auf den wir noch einmal zu sprechen kommen müssen. Es wird in einer bestimmten Bildmetamorphose vor und nach der Krisis anschaulich. Beim Schall der vierten Posaune verfinstert sich mit den anderen Himmelsgestirnen auch die Sonne. Im großen Erziehungsstufengang muß es für die Menschheit eine entscheidende Prüfung bedeuten, wenn die äußere Sonne aufhört, Spenderin für das im Menschen zu sein, was ihn zum Menschen macht. Sie mag weiterhin ihren majestätischen Himmelslauf fortsetzen: die Natur aber, deren königlicher Anführer sie ist, gibt schließlich für den Menschen nichts mehr her. Sie läßt ihn im Stich. Die Reichtümer des äußeren Lebens, soweit sie nicht überhaupt in den Katarakt der Zerstörung mit hineingerissen worden sind, werden innerlich unergiebig. Der Mensch ist schließlich mit seinem seelisch-geistigen Wesen und sogar mit seinen Lebenskräften vereinsamt und auf sich selbst verwiesen.

Der Götterdämmerung des äußeren Kosmos, die sich in dem apokalyptischen Erlöschen der Sonne kundtut, folgt nach der Krisis das verheißungsvolle Zeichen einer ausgleichenden Kraft. Von dem gewaltigen Engel, der dem Unheil Einhalt gebietet, heißt es, daß sein Antlitz leuchtet wie die Sonne. Die Geistessonne selber will für die Menschheit aufgehen, die in die nächtlichen Abgründe der Weltendämmerung zu versinken droht. Christus selbst ist der Herr der Sonne, der aus den Finsternissen hervortreten will. Wir sehen ihn auf der Bühne des apokalyptischen Dramas nicht selbst, aber wir ahnen ihn hinter der Erzengelhaften Gestalt, durch deren Antlitz sein Antlitz

hindurchleuchtet. Wird die Menschheit, nachdem die äußere Sonne ihr nicht mehr hilfreich ist, imstande sein, die begnadenden Kräfte der Geistessonne in sich aufzunehmen?

Wenn die siebente Posaune ertönt, wird das Sonnenmotiv zum dritten Mal bedeutungsvoll hervortreten. Dann wird das Weib erscheinen, das mit der Sonne bekleidet ist. Das Bild desjenigen Teiles der Menschheit zeigt sich am Himmel, der die geistige Sonne in sein Wesen hat aufnehmen können. Aber das Weib, das im Begriffe ist, den Sohn zu gebären, ist umkämpft. Um die Menschheit der geistigen Sonne geht der Himmelskampf des Sonnenengels Michael gegen den Drachen. Nachher muß dieser Kampf auf der Erde von den Menschen selber gegen die Tiere des Abgrundes fortgeführt werden.

Das Thema des Posaunen-Dramas ist: der Durchbruch der Geistessonne. Die alte Schöpfung, die einmal durch das Götterwort „Es werde Licht“ ins Dasein trat, verliert ihre Kraft. Die Posaunenklänge, der Werderuf der neuen Schöpfung, müssen sich zunächst als Herausforderung an die Mächte der Finsternis auswirken; der Aufgang des Lichtes kann nur kämpferisch als Sieg über die anstürmenden Gewalten des Abgrundes errungen werden. —

In welchen innermenschlichen Vorgängen spiegelt sich das makrokosmisch stilisierte Drama von der Ablösung der äußeren Sonne durch die Geistessonne? Die mikrokosmische Entsprechung vollzieht sich, wenn der Mensch durch die Stadien der irdischen Ichheit den Durchbruch in das Leben des höheren Ich findet. Das höhere wahre Ich des Menschen ist sonnenhafter Natur. Es ist nicht nur verwandt, sondern gleicher Wesenhaftigkeit mit der geistigen Sonne. Das Sonnen-Ich verkörpert sich jedoch nicht von selbst im Erdenmenschen. Dieser hat seine irdischen Verkörperungswege mit voller Wesens-Offenheit begonnen. Die Kräfte des Kosmos, auch diejenigen, die von der natürlichen Sonne in die Erdenatur herüberströmten, fanden ungehindert Einlaß in sein Wesen. Aber solange er die ursprüngliche Offenheit besaß, war der Mensch noch kein ichhaftes Eigenwesen. Kindlich träumend, war er gliedhaft in das Leben der Natur eingebettet. Um den Weg zur Ichheit zu finden, mußte er gradweise die alte kindliche Offenheit preisgeben. Sein Weg wurde zu einer fortschreitenden Austreibung aus dem Paradies und führte in alle Verhärtungen und Verkrampfungen irdischer Ichwerdung. Er wurde ein Ich-Mensch und kam dadurch doch noch nicht im wahrsten Sinne des Wortes zu sich selbst. Was er erwarb, war das Schein-Ich, das auch heute noch durchaus das Leben der Menschheit charakterisiert. Dieses ist in Wirklichkeit nur eine Ich-Form, durch die der Mensch sich gegen die Welt abgrenzt. Erst wenn er sich zu einer neuen Offenheit durchringt, so daß er einen höheren, über das bloße Irdisch-Persönliche hinausragenden Ich-Inhalt findet, vollzieht sich in seiner Seele der Sonnendurchbruch als innermensch-

liche Spiegelung des kosmischen Posaunendramas. Verbinden sich in ihm Ichheit und Offenheit, so kann das sonnenhafte höhere Ich, der Ich-Genius des Menschen, in ihn einziehen.

In den Mysterien der alten Welt und in deren Nachklängen, die bis ins Mittelalter hinein lebendig blieben, wurden die Stationen des Einweihungsweges zu zwei Hauptabschnitten zusammengefaßt. Die ersten Stufen bewirkten miteinander die *Katharsis*, die Reinigung und Läuterung des Menschenwesens im Hindurchgange durch eine Folge dramatischer Proben und Prüfungen. Das Menschenwesen wurde zubereitet zu einem aufnahmefähigen Gefäß für den ihm zgedachten göttlichen Inhalt. Die letzten Stufen, die als *Photismos* oder Erleuchtung bezeichnet wurden, brachten die Eingießung und Einprägung des höheren Wesens in den Erdenmenschen. In der Folge der Posaunenklänge könnte man die ersten Stufen bis zur großen Krisis hin als *Katharsis*, und die beiden letzten Posaunen, die den Ausblick auf die Mächte des Heiles eröffnen, als die Stufe der Erleuchtung, der Durchdringung mit dem höheren Inhalt, bezeichnen.

Der Mensch hat sich, als er aus der kindlich-offenen Vor-Ich-Zeit in die Zeiten des Form-Ich hineinwuchs, in tausendfältiger Variation die Schrecken der Posaunenstufen selber verschafft. Indem er anfang, aus seinem Erdenverstand die Umwelt zu bearbeiten und zu gestalten, beraubte er sich zugleich der spendenden Heimatlichkeit, die ihm ursprünglich aus der Natur zuströmte. Er baute selber in fortschreitendem Maße eine unheimliche, mit Todeskräften durchsetzte Welt in die lebendige Natur hinein. Kein Wunder, daß die Welt, die er sich so schuf, ihn zugleich in sich zurückschreckte. Vor allem als durch die immer totalere Technisierung nicht nur Natur durch Kultur, sondern auch Kultur durch Zivilisation abgelöst wurde, wirkten die Werke des Menschen so auf ihn zurück, daß er sich immer mehr abkapselte und vereinzelte und aus den tragenden Gemeinschaftszusammenhängen herausfiel. Das tragische Gesetz, nach welchem der Mensch selber für die Schrecken sorgt, durch die er verarmt und vereinsamt, tritt dann und wann in eklatanter Gestalt zutage, so z. B. in den riesenhaften Erschreckungen, die der Menschengeist durch Herstellung todbringender Bomben hervorruft. Dieses Gesetz herrscht aber noch viel umfassender da, wo es sich dem Bewußtsein des Menschen verbirgt. Ein lehrreiches Beispiel ist die Art, wie der auf die Leinwand projizierte Film auf das Menschenwesen einwirkt. Da der Film aus Einzelaufnahmen besteht, die durch zeitliche Unterbrechungen voneinander getrennt sind, gehen von der Bilderwand fortwährend ungezählte Schreckensstöße aus, die das menschliche Auge treffen, nur ist die Geschwindigkeit ihrer Abfolge so groß, daß sie sich dem langsamer funktionierenden menschlichen Auffassungsvermögen entziehen. Während das natürliche Sehen den Menschen bereichert und stärkt, weil es ihm eine einheitliche Weltwesenheit darbietet, muß das Kino-Sehen, durch das der Mensch sich selber mit Millionen von

Daseinssplittern trifft, den Menschen in sich hineinschrecken und innerlich schwach machen. Ähnlich sind die Wirkungen, die im Groben von allem Großstadtbetrieb, im Subtilen aber z. B. auch von der Elektrizität auf den Menschen ausgehen. Der Mensch selber sorgt mit dafür, daß ihm in entsprechender Umsetzung die Schrecken zuteil werden, die in der Apokalypse beim Erschallen der Posaunen in großen Bildern erscheinen.

Das bloße Schein-Ich mitsamt seinen oft so erstaunlichen Errungenschaften verzehrt das Menschenwesen. Das ist vor allem der Sinn der Bilder, die auf der fünften Stufe, in der Krisis des Dramas, erscheinen, wo z. B. die Rauchschwaden des Abgrundes zu Heuschrecken werden. Wo sich ein Heuschreckenschwarm auf die Landschaft niederläßt, da ist in kürzester Zeit alles grünende Leben von den Bäumen und Wiesen verschwunden; kahl und tot steht alles da. Tausend Entsprechungen davon gibt es im heutigen Leben. Wenn der Mensch im Räderwerk des Zivilisationsgetriebes seine Tagesarbeit verrichtet hat, ist er am Abend nicht nur müde, sondern bis in seinen Organismus hinein zerstört; er ist seiner Lebenskräfte beraubt wie ein Baum, der von Heuschrecken kahlgefressen ist. Der Schlaf der Nacht allein kann nicht ausreichen, um die verbrauchten Kräfte wiederherzustellen. —

Die Abkapselung, in die der Mensch durch seine Ichwerdung hineinkommt, ist noch nicht die volle Tragik. Nachdem er die einstige Offenheit nach oben verloren hat, wird er, wenn die Verslossenheit sich steigert, verhängnisvoller Weise immer offener nach unten. Ohne es zu bemerken, wird er sensibel und anfällig für Kräfte der Finsternis und des Todes, die von unten her aus der Materie in ihn eindringen. Längst bevor sich der Himmel über dem Menschen wieder öffnet, schlägt der Stern, der in die Tiefen stürzt, ein Loch in „den Deckel des Abgrundes“. Es ist eine Folge der Abkapselung gegenüber der oberen Welt, daß der Mensch seine innere Ruhe einbüßt. In der Nervosität des heutigen Menschen kündigen sich die Unruhe-Geister an, die aus dem geöffneten Abgrund in die Seelen und Leiber eindringen und schließlich zu einer wilden Jagd entfesselter Gespenster werden können. Je abgekapselter und verschlossener ein Mensch gegenüber der Natur und den Mitmenschen ist, desto größer ist für ihn die Gefahr, offen zu sein für das Unterirdische, das Dämonische des Abgrundes. Epidemische Besessenheiten bedrohen hier die Menschheit.

Der erste große Abschnitt des Ich-Zeitalters brachte es mit sich, daß kein Inhalt mehr von oben her in den Menschen Einlaß fand. Das ist der mikrokosmische Sinn der ersten vier Posaunen. Von der fünften Posaune an kam hinzu, daß nun sogar von unten her aushöhlende und schließlich ent-ichende Wirkungen einsetzten. Die dritte Stufe der Ich-Werdung steht als Aufgabe vor dem Menschen: will er überhaupt noch eine Zukunft finden, so muß er sich mit dem Ertrag seiner Ich-Werdung wieder fähig machen, einen Inhalt von oben her entgegenzunehmen. Das bloße Form- und Schein-Ich muß ab-

gelöst werden dadurch, daß der Mensch seinen Genius als höheren Ich-Inhalt in sich einläßt. Das höhere Ich wird sich als der Bote einer ganzen geistigen Umwelt erweisen, die in Zukunft erleuchtend in den Menschen hereinwirken will. Das ist die Sphäre der geistigen Sonne, die Sphäre des Christus, der sich neu der Menschheit nähert. Im Menschen erfüllt sich der Sonnendurchbruch, wenn er die Kraft findet, dem Unfrieden, der von unten her zum Tyrannen seiner Seele geworden ist, den inneren Frieden abzurufen. Durch Andacht und Sammlung der Seele, durch treu geübte innere Ruhe bereitet er die neue Offenheit seines Wesens für den Himmel vor. Einmal wird der positive Sinn des Altares, der als Quell-Geheimnis hinter den Engeln der 7 Posaunen gegenwärtig geblieben ist, offenbar werden. Der Mensch wird in seinem Ringen um den inneren Frieden nicht alleingelassen sein. Daß er auf höhere Hilfe rechnen darf, kann er im kosmischen Spiegel des apokalyptischen Dramas ablesen, wenn er den mächtigen Engel, dessen Antlitz wie die Sonne ist, mitten in allen Verfinsterungen und Gespensterstürmen auf den Plan treten sieht.

Die Wendung zum Heil, die es an der entsprechenden Stelle der Siegel-Runde gegeben hat, erscheint uns jetzt wie eine prophetische Vorverkündigung. Damals trug der Engel, der stark genug war, den Mächten der Zerstörung Einhalt zu gebieten, das Siegel Gottes in der Hand, um es den Christus-zugehörigen Zukunftsmenschen auf die Stirn zu drücken. Wie jede Versiegelung, so setzt auch diese einen wertvollen Inhalt voraus, der dadurch geschützt werden soll. Jetzt, da der machtvolle Sonnenengel, zu kosmischen Dimensionen herangewachsen, beim Ertönen der sechsten Posaune wieder in das Rad des Werdens eingreift, hält er ein Büchlein in der Hand, das er dem Menschen zu essen geben will. Wird der Mensch imstande sein, sich den ihm zgedachten Gottesinhalt so einzuverleiben, daß er ihn als sein eigenes Ich durchdringt? Wir ahnen, daß dann auch sein Antlitz leuchten wird wie die Sonne, weil nach den bestandenen Prüfungen der „Läuterung“ nunmehr der Sonnensame des höheren wahren Ich das Licht der „Erleuchtung“ in ihm anzündet.

*

Der Herold des Fortschreitens bewirkt die Wendung. Heilsmöglichkeiten ergeben sich inmitten des Unheils, weil eine helfende Macht für die ringende Menschheit eintritt. Die Apokalypse bezeichnet das Wendung-bewirkende Wesen mit äußerst schlichten Worten. Es mag eine Andeutung der gesteigerten Macht sein, mit welcher der Himmelsherald jetzt hervortritt, daß nunmehr die noch schlichteren Bezeichnungen, mit denen er früher genannt wurde: „der andere Engel“, „der starke Engel“, zusammengefaßt werden: „der andere starke Engel“. Der Anblick jedoch, den er dem Auge des Sehers bietet, läßt sogleich erkennen, daß jetzt eine neue größere Konzentration des Gotteswillens in ihm Gestalt angenommen hat. Einmal ließ diese hierarchische Wesenheit in den Höhen des Himmels die Heroldsfrage ertönen, auf die nur

das Lamm antworten konnte. Später griff sie zwischen Himmel und Erde ein und rettete durch Versiegelung die Gottesmenschheit. Jetzt sehen wir sie deutlich vom Himmel auf die Erde herniedersteigen: Der Engel steht mit einem Fuß auf den Ozeanen und mit dem anderen auf den Kontinenten des Erdenplaneten. Die Wesenssteigerung, deren Zeugen wir von Szene zu Szene werden, gibt uns Gewißheit, daß es sich um den Gottesboten handelt, der, ihr den Weg bereitend, vor der Christuswesenheit einhergeht. In den Reichen der himmlischen Hierarchien hat dieses Wesen eine ähnliche Aufgabe, wie sie vor dem ersten Christusereignis unter den Menschen Johannes der Täufer hatte. Der Himmelsherald bahnt dem Christus den Weg zu der neuen Wesensoffenbarung, durch die er im Übersinnlichen unter apokalyptischen Gewittern ganz nahe an die Menschheit herankommt. Auf dem Höhepunkt der 7. Posaune wird sich die Rolle des Engels zu der eines Kämpfers steigern. Dann wird er nicht mehr nur „der starke Engel“ heißen, sondern als der Sieger über den Drachen bei seinem vollen Namen genannt werden.

„Und ich sah einen anderen starken Engel vom Himmel herabkommen; er war mit einer Wolke bekleidet, der Regenbogen rundete sich über seinem Haupt, sein Antlitz war wie die Sonne und seine Füße wie Feuersäulen. In der Hand hielt er ein aufgeschlagenes Büchlein. Und er setzte seinen rechten Fuß auf das Meer und den linken auf die Erde.“ Die beiden feuerfüßigen Säulen, mit denen der Engel auf dem Globus steht, bilden miteinander ein Tor. Dieses Tor faßt die Erde in ihrer Ganzheit zusammen, insofern seine beiden Pfeiler die Polarität von Land und Meer umgreifen. Zu welchen Räumen ist dieses Tor der Eingang? Wohin gelangt, wer seinen Fuß über diese Schwelle setzt? — Wir fühlen, daß hier die Geisteswelt an die Erdenwelt angrenzt. Nachdem die Menschheit unter dem Schall der Posaunen fünfeinhalb Stufen des tragischen Absturzes und der Verarmung durchgemacht hat, wird sie jetzt unmittelbar an die geistige Welt herangeführt. Alles Vorangehende war Prüfung und Vorbereitung. Jetzt deutet sich in einer gewaltigen Götterbegegnung die in der Zukunft mögliche Erfüllung an: der Heroldengel spricht nicht für sich, er bietet sich dar als das Tor, das in eine ganze Welt hineinführt: aus dieser Welt will dasjenige höchste Gotteswesen, das die Geistessonne selber ist, zur Menschheit kommen. Das Sonnenantlitz des Engels läßt durch seine Transparenz den Aufgang und das Herannahen dieser Sonne ahnen.

Diese Station des Werdens, auf die alle Leiden und Verluste des Posaunen-Zeitalters hingeführt haben, kann man bezeichnen: die Menschheit an der Schwelle.

Das Erlebnis der Schwelle und der hoheitsvollen Geistwesenheit, die als der „Hüter der Schwelle“ bezeichnet wird, stellt eine entscheidende Stufe auf dem Pfad des Geistes dar, den der individuelle Mensch beschreiten kann*. Auf

* Siehe Rudolf Steiner, „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“.

die vielfältigste Art teilt sich diese Begegnung seinem Bewußtsein mit. Auch die Menschheit im Ganzen wird durch die Gotteserziehung, in der sie steht, durch mancherlei Prüfungsstationen hindurch an die Schwelle der geistigen Welt herangeführt. Eine große menschheitliche Begegnung mit dem „Hüter der Schwelle“ findet statt. Dabei kann jedoch das Bewußtsein der Menschen nicht sogleich auf der Höhe dessen sein, was mit der Menschheit tatsächlich geschieht. Die Menschen im allgemeinen müssen vielmehr gerade dann von einer Ratlosigkeit in die andere stürzen, wenn die geistige Welt herankommt. Nur hier und da kann in einzelnen Menschen ein Bewußtsein von dem eigentlichen Geschehen aufblitzen.

Diese Bewußtseinstragik der Menschheit im Ganzen ist es ja gerade, was den apokalyptischen Charakter des gegenwärtigen Zeitalters ausmacht. Überall stehen die Seelen im Banne der materialistischen Denkgewohnheiten. Ihr Bewußtsein ist seit geraumer Zeit ausschließlich auf die Außenseite der Welt, auf die Ebene der irdischen Sinneswahrnehmung, eingeschränkt gewesen. Nun kommt die geistige Welt an die Menschheit heran, die Menschheit gelangt an die Schwelle: da brechen lauter Wirklichkeiten über die Menschen herein, für die sie keine Begriffe haben und die mit dem Bewußtsein zu ergreifen zunächst aussichtslos erscheinen möchte. Und doch muß alles darauf ankommen, daß sich die Menschheit aufschwingt zu einem Bewußtsein dessen, was tatsächlich mit ihr vorgeht.

Die Menschheit begegnet, indem der mächtige Engel als Hüter der Schwelle vor sie hintritt, zugleich ihrem eigenen Genius. Sie könnte, wäre sie zur Wahrnehmung des geistigen Tatbestandes fähig, in der Gestalt des Engels wie in einem Spiegel sich selber sehen. Die Wolke, mit welcher der Engel bekleidet ist, bildet die Sphäre der realen Gedanken ab, in die der Mensch als denkendes Wesen emporragt. Der Regenbogen mit seinem harmonisch-siebenfältigen Farbenzusammenklang ist ein Bild des Empfindungsreichtums, der dem fühlenden Menschen eigen ist. Die feurigen Füße, die sich in flammende Säulen hinein fortsetzen, zeigen, daß es zum Wesen des Menschen gehört, mit tatkräftigem Wollen und Handeln über die Erde zu gehen. Das Sonnenantlitz läßt das Sonnengeheimnis der höheren Ichheit erscheinen, die der Seelendreiheit von Denken, Fühlen und Wollen Ordnung und Kraft des Zusammenwirkens geben kann. Das Menschenbild, das der Schwellenherold als Spiegel vor die Menschheit hinstellt, können wir als eine Abwandlung der erhabenen Schau des Menschensohnes auffassen, die den Anfang aller apokalyptischen Entfaltungen bildete. Jetzt, da die Menschheit auf ihrem Wege an die entscheidende Station herankommt, gewahren wir in dem sichtbar werdenden Menschenbilde eine machtvolle Straffung und Konzentration.

Durch die Schilderungen der neueren Geisteswissenschaft erfahren wir, daß zu den Verwandlungen des Menschenwesens beim Herankommen an die Schwelle der geistigen Welt vor allem eine gewisse Verselbständigung der

drei Seelengrundkräfte von Denken, Fühlen und Wollen gehört. Vorher wirken Denken, Fühlen und Wollen naiv in- und miteinander. Solange die Menschheit noch kindlich träumend war, erklang die Seelendreiheit als Mitbringsel des Himmels noch in voller Harmonie. Mit dem Hineinwachsen in ein bewußteres Seelenleben und schließlich im Zeitalter des Ich und der Bewußtseinsseele selbst entstand die Gefahr einer chaotischen Vermischung und Verwirrung unter den drei Grundkräften. Die Nähe der Schwelle bewirkt mit der Verselbständigung zwar zunächst auch die Gefahr des Auseinanderfallens, aber zugleich entsteht doch die Möglichkeit einer neuen Ordnung und Harmonie, die nun allerdings vom Menschen selbst bewirkt werden muß und in dem Maße bewirkt werden kann, als er sich für das höhere Ich aufschließt.

Eine entsprechende Verselbständigung der drei seelischen Grundnüancen bahnt sich auch im Großen an, wenn die Menschheit als ganze in die Nähe der Schwelle kommt. Das tritt dadurch zutage, daß sich immer deutlicher eine völlig neue Gruppierung der Menschheit herausgestaltet. Und so entsteht schließlich die Möglichkeit, die Schwellennähe an ihren Auswirkungen wahrzunehmen, obwohl doch der Menschheit in diesem entscheidenden Stadium eine direkte Wahrnehmung der geistigen Welt, an die sie auf neue Weise herankommt, verbaut ist.

Zu den grundlegenden Veränderungen, die in der gesamten Lebens- und Seelensituation der Menschheit eingetreten sind, seit sich vom zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts an eine so überdimensionale Dynamik der Völkerschicksale bemächtigt hat, gehört es, daß die Erde plötzlich klein wurde. Vorher gab es noch die schier unüberwindlichen weltweiten Entfernungen zwischen den Ländern, Kontinenten und Völkern der verschiedenen Erdgegenden. Nur durch die Berichte einzelner Reisenden erfuhr man von den landschaftlichen Andersartigkeiten sowie von den oft seltsam anmutenden Architekturen, Kultusformen und Lebenssitten fremder Völker. Mit Staunen vernahm man die Erzählungen derer, die von weiten Reisen heimkehrten, und war hingerissen von den Bildern, die sie mitbrachten. Trotz der schnellen Fortschritte in der Abbildungstechnik und in den Reisemöglichkeiten blieb das im Großen und Ganzen so bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts. Dann aber überstürzte sich alles. Schon durch Telegraph und Telefon waren in der Nachrichtenübermittlung die größten Entfernungen auf ein Minimum zusammengeschrunpft. Nachrichten, die früher Wochen gebraucht hatten, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen, konnten in ein paar Augenblicken weitergegeben werden. Die Möglichkeit entstand, daß von fernen Kontinenten her an wichtigen Ereignissen fast zu gleicher Zeit ein bewußtseinsmäßiger Anteil genommen werden konnte. Das Radio beseitigte für das Nachrichtenwesen die räumlichen Entfernungen endgültig. Gleichzeitig wurden in atem-

beraubendem Tempo die Verkehrsmöglichkeiten so fortentwickelt, daß es heute schon nicht mehr verwunderlich ist, wenn z. B. Menschen aus Amerika das Wochenende in Europa oder Afrika zubringen. Daß die Welt außerdem mit Abbildungsmaterial und Filmwiedergaben sämtlicher Länder und Völker überschwemmt wurde, wodurch auch in den entferntesten Einsamkeiten nicht mehr viel dazu gehört, um sich eine lebendige Anschauung von der ganzen Erde und Menschheit in allen Teilen und Gruppierungen zu machen, war eine selbstverständliche Begleitentwicklung.

Man kann leicht meinen, es sei einfach bloß durch die fortschreitende Technik bewirkt worden, daß die Erde für das Bewußtsein der Menschheit klein wurde. Aber die Technik war eben doch nur das Mittel zur Ausführung einer innerlich fälligen Umwandlung. Allerdings hätte sich diese eigentlich im Seelenbereich der Menschen abspielen sollen. Das Reifwerden der Bewußtseinsseele hätte innerlich zu einer Überwindung der irdischen Raumesdistanzen und zu einem Heranwachsen an die überräumliche Geisteswelt führen sollen. In gewissen Ansätzen ist die große Seelen- und Bewußtseinsumwandlung auch bereits eingetreten. Aber schneller als sie stark genug werden konnte, um von den Menschen als solche erkannt und überschaut zu werden, entstand eine Projektion des inneren Prozesses in die äußeren Weltverhältnisse; es entstand der physische Schatten dessen, was über den Horizont der Seele emporsteigen will. Und so ist das durch die Technik bewirkte äußere Zusammenschrumpfen der Erden-Dimensionen dennoch ein apokalyptischer Tatbestand. Aus den Schattenrissen kann das Wesen des Lichtes herausbuchstabiert werden, das sich der direkten Wahrnehmung noch entzieht.

Es blieb nicht dabei, daß die Erde klein wurde. Bald setzte ein zweites Stadium der Entwicklung ein, durch welches die Menschheit ein völlig neues Verhältnis zu sich selber bekommt. Ein umfassender Chaotisierungsprozeß machte sich geltend. Vorher hatte die Menschheit in ihren vielfältigen nationalen und kontinentalen Differenzierungen doch immer noch in einem gnadevoll Natur-geschenkten Gleichgewicht leben können. So ziemlich jede volks- oder rassenmäßige Ausprägung des Menschseins auf Erden verfügte über ihren Bereich mit dem entsprechenden Klima und Landschaftscharakter. Außer der bereits aus alten Zeiten stammenden tragischen Heimatlosigkeit des Judentums gab es darin in den letzten Jahrhunderten nur erst wenige Störungen, durch das herrische Selbstbewußtsein der weißen Rasse hervorgerufen: in Amerika unter den Indianern und in Afrika unter den Negern. Seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges aber ist die Menschheit im Ganzen wie in einen Tornado hineingeraten, der sie durcheinandergewirbelt und von den alten gleichgewichtigen Ordnungen so gut wie nichts übriggelassen hat. Als man 1918 im Erschrecken über die Fortschritte des Chaos das Nationalitäten-Prinzip offiziell proklamierte, wurde dadurch nur erst recht der Zusammensturz aller alten Ordnungen heraufbeschworen und vervollständigt. Das

Schicksal der Heimatlosigkeit, das sich die Völker gegenseitig selbst bereiteten, gewann um die ganze Erde herum Boden.

Schließlich, vor allem nach dem sogenannten zweiten Weltkrieg, kam es dazu, daß sich ein drittes Stadium des Prozesses abzeichnete. Ein sphinxhaft unheimliches Neuordnungs-Prinzip machte sich mehr und mehr geltend. Die Figur, die sich herausbildete, war und ist vor allen Dingen von der Ost-West-Polarität beherrscht. An und für sich könnte es in der Farbenskala des Menschseins einen Quell der Belebung und Bereicherung ausmachen, daß es, wie die Erde einen Nordpol und einen Südpol hat, in der Menschheit einen Westpol und einen Ostpol gibt. Aber die Herausgestaltung zweier blockartiger Gruppierungen im Osten und im Westen tritt heute so gefahrdrohend auf, daß dadurch ganze Springfluten von Kriegsgeschrei und Angst durch die Seelen stürmen. Da man, im Banne der materialistischen Lebensauffassung verharrend, den geistigen Sinn der sich anbahnenden Neugruppierung nicht sieht und zum Teil auch nicht sehen will, kommt man nur zu der armseligen Vorstellung, es handle sich um eine Machtprobe und die Gruppierung sei als der Aufmarsch zweier kämpferischer Heere aufzufassen. An keinem Punkte ist das tragische Fehlen eines apokalyptisch-christlichen Bewußtseins, das die Gottesabsichten hinter den Schrecken der Zeit berücksichtigen kann, eklatanter als angesichts des Ost-West-Problems. Eine geistige Überschau und Bewältigung der apokalyptischen Gruppierung, die sich heute in der Menschheit vollzieht, müßte und könnte von Europa als dem mittleren Glied zwischen Asien und Amerika ausgehen. Aber die Mitte droht zu versagen: sie findet die Ideen und geistig-seelischen Kräfte noch nicht, durch die als fruchtbare Polarität wirksam werden kann, was jetzt als feindselige Gegensätzlichkeit einander gegenübersteht. Daß Europa, insbesondere Mitteleuropa, als die Mitte politisch und wirtschaftlich macht- und einflußlos ist und immer noch mehr werden wird, brauchte nicht das eigentliche Unglück zu sein. Im Gegenteil: nun könnten in der Mitte wichtige Aktivitäten, da sie in den äußeren Lebensinhalten nicht voll aufgehen können, auf die spirituellen Menschheitsprobleme gelenkt werden. In Europa müßten viel mehr Menschen durchschauen, daß das Ost-West-Problem nicht auf der Ebene der Machtverhältnisse, sondern letzten Endes aus den apokalyptisch-übersinnlichen Umwandlungsprozessen, denen die Menschheit heute unterliegt, entsteht. Das heißt aber auch, daß die jetzt notwendigen Ideen weder aus bloßer Stoffgesinnung, noch aus dem traditionell-religiösen Leben, sondern nur aus dem apokalyptisch-christlichen Impuls, der auf Bewußtseinserhöhung zielt, geschöpft werden können. Die Geistvorgänge unseres Zeitalters müssen selbst die Inspiratoren werden für diejenigen Gedanken, die zur Bewältigung der heutigen Menschheitsproblematik beitragen können.

Der Schwellengel mit dem Sonnenantlitz trägt selber urbildlich die Gruppierung und Gestalt an sich, die heute die Menschheit annimmt. In ihm

sieht sich die Menschheit, wie sie jetzt ist. Die Wolke, in die er gekleidet ist, bildet das Geist- und Gedankenelement ab, das die Welt des östlichen Menschen ausmacht. In den Feuerfüßen des Engels kann sich der Willens- und Tatenmensch des Westens wiedererkennen, und die Farbenharmonie des Regenbogens kann über der Harmonisierungs- und Gleichgewichts-Aufgabe leuchten, die dem Menschen der Mitte gestellt ist.

Wenn der Engel mit einem Fuß auf dem Meere und mit dem anderen auf dem festen Lande steht, so drückt das nicht nur das Erdumfassende des geistigen Umwandlungsprozesses aus: es schwingt darin imaginativ doch auch die Polarität mit, mit der die Menschheit fortwährend fertig werden muß. Der Ozean ist dann das Bild des übersinnlichen Daseins, und als Land erscheint die irdische Sinneswelt, in die wir hineinverkörpert sind. Die Hauptdifferenzierungen der Menschheit hängen immer auch mit dem verschiedenen Verhältnis zu Himmel und Erde zusammen. Im Osten ist die Menschheit, obwohl dort auch das Prinzip der irdischen Verkörperung waltet, dennoch den übersinnlich-himmlichen Welten mehr verbunden geblieben, während der westliche Mensch sich viel restloser von der Welt des Übersinnlichen losgerissen und mit der Erde verbunden hat. So ist die Menschheit selbst ein Wesen, das mit einem Fuß auf dem Meer und mit dem anderen auf dem Lande steht.

Daß die zwangsläufige Gruppierung der Menschheit so gefährbringend ist; daß Osten und Westen einander nicht mehr verstehen und unter Ausschaltung der Mitte in brückenloser Gegensätzlichkeit im Begriffe sind, aufeinanderzuprallen, ist eben doch nichts anderes als ein Zeichen dafür, daß die Menschheit an die Schwelle der geistigen Welt kommt. Denken, Wollen und Fühlen verselbständigen sich, nur ist das Fühlen vorerst zu schwach, um als Mitte zwischen und mit Osten und Westen einen harmonischen Dreiklang herzustellen. So droht von der Dreiheit nur eine Zweiheit übrigzubleiben, die, statt durch ein nach beiden Seiten hin verstehendes Element im Gleichgewicht gehalten zu werden, gegeneinander Funken sprüht; jeden Augenblick kann dadurch ein Weltbrand entfesselt werden. —

Innerhalb der hochgespannten Weltverhältnisse unserer Tage muß es zunächst paradox erscheinen, wenn gesagt wird, es sei das Charakteristische des östlichen Menschen, daß er dem Geistig-Übersinnlichen verbunden und nahe geblieben ist. Tatsächlich zeigt der Osten in wachsendem Maße bis nach Europa herein ein militantes, willenshaftes Antlitz. Wird nicht der östliche Mensch den westlichen bald sogar an Erdhaftigkeit und irdischer Tatkraft überflügeln?

Hier stehen wir vor einem der erregendsten Rätsel der Gegenwart. Die an der Oberfläche erscheinende Verwestlichung des Ostens und das scheinbare Erlöschen der östlichen Geistzugehörigkeit bringen jedenfalls wie in einem gewaltigen Symbol den Gesamtzustand der Menschheit zum Ausdruck. Himm-

liches und Irdisches befinden sich nicht mehr im Gleichgewicht. Die Wagschale des Irdischen wird tagtäglich mit neuen Schwergewichten belastet, so daß die Wagschale der inneren und höheren Angelegenheiten längst gewichtlos in die Höhe geschwungen ist. Die Menschheit droht den Rhythmus des Ein- und Ausatmens, der in dem Wechsel und Gleichgewicht zwischen gläubiger Hingabe an die geistige Welt und tatenmäßiger Ergreifung des Irdischen liegt, zu verlieren. Der Irrwahn greift immer noch mehr um sich, als brauche der Mensch, vergleichsweise gesprochen, nicht mehr einzuatmen, um ausatmen zu können.

Hinter dem militanten Antlitz des Ostens verbirgt sich aber noch etwas ganz anderes. — Die Empfindungen der östlichen Menschen gegenüber dem Westen sind seit langem zwiespältiger Natur. Weil der Osten von Urzeiten her in den geistigen Wirklichkeiten wie in einer überall spürbaren Wolke lebte, mußte er verächtlich auf das gehetzte, bloß auf irdische Nützlichkeiten eingestellte Zivilisationstreiben des Westens hinschauen. Er durchschaute, daß die organisatorischen und technischen Errungenschaften, auf die das Abendland so stolz war, nur dem materialistischen Denken entstammten, das unfähig ist, die Wahrheit der Welt zu erfassen. Da aber andererseits der Westen in der überheblichen Anschauung von der Primitivität und Minderwertigkeit der anderen Rassen seine Herrschaftsansprüche und Kulturpropaganda bis nach Asien hinein ausdehnte, mußte im Osten ein Willenselement wachwerden, das auf Abwehr bedacht war. Man fing an mit dem Westen zu wetteifern, und da die alte östliche Geistigkeit im Verdämmern und im Dekadentwerden ist, sog sich schließlich der Osten mit westlicher Geistigkeit — die er doch als Ungeist empfand — voll. Es war, als ob ein Mensch einem anderen, der ihm imponieren will, entgegnete: Warte nur, ich will dir zeigen, daß ich, was du kannst, sehr bald besser kann als du. Aber der westliche Intellektualismus, gleichviel ob er sich auf technische, wirtschaftliche oder soziale Fragen bezog, mußte im Osten etwas ganz anderes werden. Dort nahm ihn die Wolke der alten Geistigkeit in sich auf, die sich damit wie mit Elektrizität magisch lud. Unheimliche Gewitterwolken mußten so entstehen, aus denen jeden Augenblick zündende Blitze zucken und rollende Donner dröhnen können.

Der Osten ist heute im Begriff, dem Westen die Seelenlosigkeit und Menschenfeindlichkeit seines Intellektualismus vorzudemonstrieren. Indem er sich der im Westen erzeugten Gedankenform schließlich hemmungsloser bedienen wird als der Westen selbst, wird er dem Westen immer noch deutlichere Beweise dafür liefern, daß die Nützlichkeits-Klugheit wesentlich besser geeignet ist, die Wahrheit zu verfälschen, als sie zu finden. Die Paradoxie tritt ein, daß der Westen den heutigen Weltproblemen ideenlos gegenübersteht, weil die bloß intellektuellen Gedanken dafür nicht ausreichen. Er stützt sich nur noch auf die sogenannte Praxis, vor allen Dingen insofern sie das Geld-

wesen betrifft, obwohl es eben diese Praxis ist, die durch ihr Versagen die ganze Problematik erst geschaffen hat. Demgegenüber benützt der Osten den aufgesogenen westlichen Intellektualismus, um mit magisch-religiöser Stoßkraft Ideen und Zielsetzungen zu proklamieren, die, weil sie nicht mehr eigentlich mit dem wahren Wesen des Menschen rechnen, wie gewaltige Blitze Weltbrände zu entfesseln drohen. Selbst wenn es gelingen könnte, neue größere Kriegskatastrophen zu vermeiden, dürfte man sich nicht beruhigen angesichts der Extreme, in die sich Westen und Osten gegenseitig treiben: ideenlose Praxis auf der einen Seite, der schließlich nur noch der Glaube an das Geld und an die Macht übrigbleibt, und ideologischer Fanatismus auf der anderen Seite, verschärft durch hemmungslose Anwendung der vom Westen gelernten Klugheit. Wo bleibt der Impuls der Mitte? Läßt sich die Christenheit, die doch von Christus als der „goldenen Mitte“ der Welt wissen sollte, vielleicht noch gar zu einer Partei-Ergreifung in der polarischen Macht-Gruppierung verleiten?

Als die alte Schöpfung nach dem Durchgang durch erste große Werdeprüfungen aus dem Nebel der Sündflut aufstieg, bildete sich am Himmel als Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen das Farbenwunder des Regenbogens. Das Bild des großen Hüters der Schwelle enthält dieses Zeichen auch. Wenn in Erde und Menschheit die zweite Schöpfung unter Wehen und Katastrophen ans Licht drängt, muß über ihr auch der Farbenbogen leuchten. Aber er ist dann der Ausdruck für die Herzenskraft der Menschen, die zwischen der willensmäßigen Feuerfüßigkeit und der wolkenhaften Gedankengeistigkeit die goldene Mitte herzustellen vermögen. In einem neuen Sinn ist dann der Regenbogen das Zeichen des Bundes: durch die Kraft der Mitte wird zwischen den Weltgegensätzlichkeiten, die sonst feindselig aufeinanderprallen, die Möglichkeit des Sich-Ergänzens und Sich-Verbündens gestiftet. Die Regenbogenmenschen, die den Frieden in der Welt bewirken könnten, sind nicht auf die geographische Mitte der Welt beschränkt. Überall wo der apokalyptisch-christliche Impuls auflebt, zeigt sich das Zeichen des Bundes. Denn dort entwickelt sich eine Herzenswärme, die nicht in einem egoistisch-religiösen Leben zum Selbstzweck wird, sondern nach beiden Polen hin das ganze Menschenwesen durchdringt und einen harmonischen Dreiklang erzeugt: ein durchchristetes Fühlen zwischen einem durchchristeten, von Weisheit durchleuchteten Denken und einem durchchristeten, von Liebe be-seelten Wollen und Handeln.

*

Der Menschheits-Schwellen-Hüter offenbart sich dem Seher Johannes nacheinander in Bild, Wort und Wesen. Nachdem vor dem imaginativen Bewußtsein zunächst seine universelle Gestalt emporgestiegen ist, vernimmt das inspirative Vermögen, wie er seine Stimme erhebt: „Nun schrie er mit gewaltiger Stimme, wie ein Löwe brüllt“ (10, 3). Sein dröhnender Ruf findet ein

siebenfältiges kosmisches Echo: sieben Donner antworten ihm. Es ist, als ob in die Sprache der Posaunen noch eine andere Sphäre miteinstimmen wollte. Johannes versteht das neu hinzukommende offenbarende Wort und schickt sich bereits an, aufzuzeichnen, was die sieben Donner, durch den Engelsruf herausgefordert, ausgesprochen haben. Da wird ihm die Weisung gegeben, er soll als ein noch künftiges Geheimnis versiegelt lassen, was im Kosmos ertönt ist. Der Engel an der Schwelle jedoch kann das Fazit ziehen. Daß und wie ihm die Donner antworteten, war ihm ein Zeichen und Beweis dafür, daß die Zeiten ganz reif geworden sind. Das besiegelnde Herolds-Wort, das er nun spricht, ist ein hochheiliger Schwur: „Die Frist ist abgelaufen. Das Mysterium Gottes, von dem alle Weissagungen sprechen, will sich vollenden . . !“ (10, 6—7) *

In Goethes Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie gibt es eine poetische Parallele zu dem strengen Schwur des Engels. Der „Alte mit der Lampe“ im unterirdischen Felsentempel kann, nachdem drei Geheimnisse offenbar geworden sind und die Schlange ihm das vierte ins Ohr geflüstert hat, das auslösende Wort ausrufen: „Es ist an der Zeit!“ So kann der Engel an der Schwelle, als die Donner ihm das offenbarende Echo seines fragenden Rufes zgedröhnt haben, die Losung der anbrechenden Erfüllung geben.

Von der imaginativen und inspirativen schreitet die große Hüter-Begegnung zur intuitiven Stufe fort: der Engel gibt Anteil an der Substanz seines eigenen Wesens und bringt so seinen Beitrag zu der von ihm heilig-proklamierten Erfüllung dar. Das aufgeschlagene Büchlein, das er in seiner Hand hielt, gibt er dem Johannes, der ihn, einer geistigen Weisung folgend, darum bittet. Er tut das mit den Worten: „Nimm und iß es ganz!“ (10, 9). Und Johannes macht die Erfahrung, die ihm der Engel voraussagt: im Munde schmeckt das Büchlein süß wie Honig, dann aber „grimmt es ihn im Bauche“; es durchdringt sein ganzes Wesen mit umwandelnder Kraft (10, 9—10).

Wenn die Menschheit an die Schwelle der geistigen Welt herankommt, hat der Mensch nur noch die Wahl, zurückzubleiben und abzustürzen oder auf ganz neue Art einen geistigen Inhalt in sich aufzunehmen, der ihm zwar eine Verwandlung seines Wesens zumutet, ihm aber eben dadurch auch die Kraft des inneren Vorwärtsschreitens gibt.

Die sich anbahnende Scheidung der Geister nimmt nicht den Verlauf, daß einfach nur der ablehnende und der aufgeschlossene Teil der Menschheit einander gegenüberstehen. Eine große Verschleierung der wahren Lage kommt dadurch zustande, daß es zwar ein Geistesleben geben wird, ausgestattet mit allen Ansprüchen wissenschaftlicher, künstlerischer und religiöser Autorität,

* Der Anfang des Schwures lautet wörtlich: „Es wird keine Zeit mehr sein“. In höchster Steigerung ist das gemeint, was in menschlichen Angelegenheiten solche Redensarten aussprechen sollen: „es ist keine Zeit mehr zu verlieren“, „es ist keine Zeit mehr“.

aber doch nicht ein solches, das den Menschen in seinem Innersten ergreift und umschmilzt. Es geht nur bis dahin, wo es „im Munde süß schmeckt wie Honig“. Es wiegt den Menschen in die seinen Stolz befriedigende Illusion, geistige Inhalte in sich aufgenommen zu haben. In Wirklichkeit aber sind diejenigen, die an diesem Geistesleben teilnehmen, unter Umständen innerlich noch ärmer und von der Substanz höherer Welten abgeschlossener als die, die sich bewußt von den geistigen Angelegenheiten abwenden zugunsten eines Aufgehens in den materiellen Inhalten des Lebens. Ein in den Köpfen stecken bleibendes und deshalb unwirkliches und unechtes Geistesleben wird verhängnisvoll, wenn die Wirklichkeit der Geisteswelt in die Erdenwelt hereinbrandet, die nur da wahrhaft aufgenommen wird, wo sich Menschen von ihr bis in die tiefsten Schichten ihres Wesens durchdringen und umschmelzen lassen.

Wie lernen wir das uns dargereichte Buch unserem Wesen so einzuverleiben, wie es den Absichten des Schwellen-Engels entspricht? — In dem aufgeschlagenen Büchlein kommt in veränderter Gestalt das erste der apokalyptischen Grund-Bilder an uns heran: das zuerst mit 7 Siegeln verschlossene Buch im Himmel. Jetzt sind wir bereits im Bereiche des zweiten Grundbildes: des Altars im Himmel, der den Hintergrund der Posaunen-Entfaltung bildet. So ist es gewissermaßen vor dem Welten-Altar, daß der Engel uns das Buch zu essen gibt. Buch und Altar treffen zusammen. Alles Geistige, das wir als Lehre und Erkenntnis aufnehmen, wird dann verwandelnd unser ganzes Wesen durchdringen, wenn wir Denken und Andacht, Begeisterung und Ehrfurcht miteinander zu verbinden lernen, wenn die Stimmung des Altargeschehens der Mutterboden unseres Erkenntnistrebens ist.

Die aus dem intuitiven Element des großen Engels hervorfießende Synthese von Wissen und Glauben, Buch und Altar, ist mit einer strengen Echtheits-Prüfung nicht nur für das Erkenntnisleben, sondern auch für die Welt der Frömmigkeit und des Kultus verbunden. Indem sich das im apokalyptischen Bilde zeigt, taucht neben Buch und Altar, wie im Vorausgriff auf die später erst anhebende Runde der 7 Zorneschalen, zum ersten Male auch das dritte Grundbild auf: der Tempel.

Dem Seher wird die Weisung gegeben, Tempel und Altar auszumessen und Tempel und Vorhof streng voneinander zu scheiden: „Mir wurde ein stabförmiges Rohr gegeben, und eine Stimme sprach zu mir: Erhebe dich und nimm das Maß des göttlichen Tempels und des Altars und derer, die darin anbeten. Den Vorhof aber außerhalb des Tempels rechne nunmehr ganz zur Außenwelt. Ihn brauchst du nicht auszumessen, denn er ist den Heiden zugeteilt.“

Die Menschheit kann nicht in die Schwellen-Nähe kommen, ohne daß eine Bilanz des christlich-religiösen Lebens gezogen wird. Krisen ziehen herauf,

die unerbittlich die Frage aufwerfen, wie weit die Menschheit dem Vorhof vorchristlicher Zeiten und Entwicklungen entwachsen und im Tempelbau des eigentlich-christlichen Lebens fortgeschritten ist. Es gehört nicht viel dazu, in unseren Zeiten die goldene Meßlatte zu erblicken, mit der unsichtbare Hände am Werke sind, Tempel und Altar zu messen. Die dünne Decke des Namenchristentums will überall zerreißen, und es recken sich die Riesenköpfe des Heidentums, das jahrhundertlang unter der Oberfläche sogenannter christlicher Kulturen geschlummert hatte.

Der asiatische Kontinent besinnt sich gegenüber einem mit westlichem Intellektualismus und Materialismus durchsetzten Christentum auf seine eigenen magischen Urtraditionen. Und wenn durch die Völker Mitteleuropas immer wieder einmal eine Welle von germanischer oder keltischer Renaissance hindurchgeht, ein Zurückgreifen auf das vorchristliche Geistesleben Nordeuropas, so ist auch das nicht leicht abzutun: eine Sehnsucht nach kosmischen Tiefen und Weiten meldet sich da, die im Kirchenchristentum kein Genüge findet. Schließlich bedrohen auch innerhalb der kirchlichen Strömungen die vorchristlichen Inhalte und Methoden die Keime des Eigentlich-Christlichen, da im römischen Katholizismus der Bann des Ägyptisch-Römischen und im Protestantismus der des Alten Testaments nie völlig überwunden worden ist. Wird sich schließlich noch der Vorhof mächtiger erweisen als der Tempel selbst?

*

Die Offenbarung des Johannes kennt keinen illusionären Optimismus. Sie weiß, daß die Bilanz, wenn es soweit ist, daß sie gezogen werden muß, zu keiner Beruhigung Anlaß geben kann. Die Ausmessung des Tempels ist ihr das Signal für den Anbruch eines tieftragischen Mysteriendramas: In der Stunde der höchsten Not ruft der König seine beiden stärksten Helden auf, für ihn zu kämpfen; und siehe, beide fallen im Streit: „Ich will meine beiden Zeugen aufrufen . . . Die beiden Ölbäume und die beiden Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehen . . . Und das Tier, das aus dem Abgrund emporsteigt, wird gegen sie streiten und wird sie töten, und ihre Leichname werden liegen auf den Straßen der großen Stadt“ (11, 3—8).

Wo vorher die beiden Säulenfüße des Menschheitsengels standen, sind zwei menschliche Gestalten aufgetaucht. In ihnen können wir eine Gestaltwerdung der ganzen menschheitlichen Geisteskultur erblicken. Nach zwei Seiten hin hat der Genius der Menschheit seine Tätigkeit entfaltet. Aus dem Bestreben, die irdische Welt zu verstehen und zu meistern, ist zu allen Zeiten, von den Pyramiden Ägyptens und Babyloniens bis zu den Universitäten und Fabriken von heute, die Strömung der Wissenschaft und Technik hervorgegangen. Und auf der anderen Seite entwickelte sich von Urzeiten her in Religion und Kunst die Summe aller derjenigen Kulturinhalte, durch die der Mensch seine Beziehung zu den Himmelswelten pflegte. Zwei Fackeln,

die eine zur Erde, die andere zum Himmel gewendet, trägt der Genius der Menschheit in seinen Händen. Zwischen dem Baume der Erkenntnis und dem Baum des Lebens steht der Herr der Erde.

Durch leise Hindeutungen läßt die Apokalypse aus diesen beiden Bäumen des menschheitlichen Geisteslebens bestimmte menschliche Antlitze hervorschauen. Indem sie sagt, die beiden Zeugen seien mit der Vollmacht ausgerüstet, Wasser in Blut zu verwandeln, deutet sie auf die Gestalt des Moses hin; und indem sie ihnen die Vollmacht zuschreibt, den Himmel zu verschließen, läßt sie die Gestalt des Elias erstehen. Als Moses in Ägypten das Wasser in Blut verwandelte, rief er nicht ein grausiges äußeres Mirakel hervor. Durch seine Wirksamkeit vollendete sich vielmehr in schreckensvollen Schauungen die große Bewußtseinsumwandlung, an deren Schwelle die Menschheit angelangt war: aus den Traumregionen kosmischer Ozeane in das Blut der eigenen Innerlichkeit hinabzusteigen. Moses stellt die Menschen auf die Erde, die Ägypter durch die Plagen, das eigne Volk durch die steinernen Gesetzstafeln. Er ist der Anführer des ichhaft denkerischen Geistes, der den Traum und das Schauen der Vorzeit ablöst. Auch Elias tat keine äußeren Wunder, als er vor dem Könige Ahab den Himmel verschloß und die Zeit der Dürre verkündete; ebensowenig als er nach der Überwindung der Baalspriester auf dem Karmelberge die Regenwolken heraufziehen ließ. Hinter der äußeren Trockenheit und hinter dem Regen steht das Sprechen oder Schweigen höherer Welten. Ob der Himmel Offenbarungen spendet oder seine Schleusen verschlossen hält, das wird durch solche Führergeister wie Elias offenbar, deren Aufgabe es ist, die Beziehung der Menschheit zum Himmel zu regulieren.

Moses schaut in die Vergangenheit zurück und schildert die Erschaffung des irdischen Daseins. Das Gewordene liegt vor seinem ordnenden Blick. Elias schaut prophetisch in die Zukunft und ist der Diener des göttlichen Werdewillens. Zum Denken und Wissen führt Moses, zum Glauben und Schauen Elias. Und als die Jünger auf dem Taborberge den verklärten Christus wahrnahmen zwischen Moses und Elias, schauten sie in ihm den Genius der Menschheit in der Polarität der Strömungen des menschheitlichen Geisteslebens; sie sahen den Herrn der Erde inmitten seiner beiden Zeugen. —

Gegen die beiden Zeugen steigen die Mächte des Abgrunds empor. Das Böse läßt zum erstenmal sein Doppelantlitz ahnen. Das Untier, das später, wenn Michael die Drachenmacht in die Erdentiefen gestürzt hat, in voller Deutlichkeit als Zweigetier hervorsteigen wird, und zwar an den gleichen Stellen, auf denen der Engel mit seinen Feuerfüßen steht, das eine aus dem Meere, das andere aus dem festen Land, tritt wie zu einer Vorübung gegen die beiden Zeugen an: das persönliche und das soziale Böse, die Gefahren der Seele ohne Geist und des Geistes ohne Seele, die luziferisch-schwüle und die ahrimanisch-kalte Versuchermacht. Zwei Kämpferpaare beginnen den Kampf.

Der gute Geist des Erkennens und der Wissenschaft hat mit dem kalten Todeshauch zu kämpfen, der ausgeht von den bloß-rechnerischen und bloß-logischen, aber völlig seelenlosen Richtigkeiten, durch die die Welt zu einer Maschine und einem mechanisch-bürokratischen Apparat wird. Der gute Geist des künstlerischen und des religiösen Lebens wird bedroht durch die schwüle Dumpfheit der bloßen Gefühlsmäßigkeit, die nicht vom Geist beherrscht und durchleuchtet ist, und in die sich deshalb alle undurchschauten Egoismen und Leidenschaften der Einzel- und der Völkerseelen hineinmischen. Der große Doppelweikampf hat einen tragischen Ausgang: schließlich liegen die Leichname der beiden Zeugen auf den Straßen der großen Stadt.

*

Das Mysteriendrama, das der Seher Johannes mit so kargen Worten andeutet, hat in der altgermanischen Schau eine ausführlichere Ausgestaltung gefunden. Das Lied der Wala von der Götterdämmerung (Edda, Völuspa) schildert den gleichen Vorgang. Nur die Namen sind andere. Die Gestalten sind die gleichen.

Die Bedrängnis, die auf der Erde angerichtet wird durch Lokis Geschlecht, die Ausgeburten des Abgrundes, wächst bis zur Unerträglichkeit; und schließlich müssen die stärksten der Götter selbst den Feinden auf der Walstatt entgentreten. Zwei Kämpferpaare entstehen. Der Midgardschlange, dem vielköpfigen, schwülen Ungeheuer, tritt der hammerschwingende Gott Thor entgegen. Aber er vermag nicht zu siegen: die beiden Gegner töten sich gegenseitig, und aus ihrem verrinnenden Blut schlagen die Flammen des Weltbrandes hervor. Der kalten ahrimanischen Finsternismacht des Fenriswolves tritt Wotan, der Göttervater, selbst entgegen. Aber auch er erringt nicht den Sieg. Er unterliegt; und der zähnefletschende Wolf bleibt triumphierend allein übrig. Wäre nicht noch der große unbekannte Sohn Wotans, Widar, da, so wäre das Schicksal der Erde und der Menschheit endgiltig der satanischen Macht verfallen. Einmal aber, so weissagt die Edda, wird Widar aus seiner Verborgenheit hervortreten und den Vater an dem Fenriswolf rächen.

Die wichtige Übereinstimmung zwischen der Schau der Apokalypse und der der Edda wird auf das anschaulichste unterstrichen durch andere apokalyptische Fragmente der Vorzeit. Aus der Zeit Karls des Großen ist uns unter dem Titel „Muspilli“ (der Weltbrand) ein Bruchstück erhalten, eines der ältesten Dokumente in althochdeutscher Sprache, das für Thor, den Gott der kosmischen und menschlichen Innerlichkeit, den Eliasnamen einsetzt, an die Voraussage anknüpfend, daß dem neuen Kommen Christi nicht nur der Antichrist, sondern auch eine neue Wirksamkeit des Elias vorangehen werde:

Das hörte ich sagen die Weltweisen,
Daß der Antichrist mit Elias kämpfen wird.
Der Würger ist gewaffnet, und der Streit beginnt.

Die Kämpen sind so mächtig, die Sache ist so groß...
 Der Antichrist steht dem Feinde bei, Satan, der ihn vernichten wird...
 Und es glauben viele Gottesmänner:
 Wenn Elias im Kampfe verwundet wird
 Und sein Blut auf die Erde träufelt,
 So entbrennen die Berge, kein Baum bleibt übrig.
 Das Meer verzehrt sich, es verbrennt langsam in Lohe der Himmel.
 Der Mond stürzt, es brennt die Erde. Kein Stein bleibt bestehen...*

Das andere Kämpferpaar begegnet uns in dem kurzen neutestamentlichen Judasbrief noch einmal, und zwar so, daß wir auch hier die Brücke von der Apokalypse zur Edda finden. Es wird uns da wie im Vorbeigehen eine rätselhafte erschütternde Szene gezeigt: der Erzengel Michael streitet mit der satanischen Macht um den Leichnam des Moses. Das ist der Augenblick, wo der Fenriswolf über dem Leichnam des Wotan triumphiert und sich doch bereits gegen die von oben her eingreifende Macht des Göttersohnes Widar verteidigen muß. Ob die Apokalypse und der Judasbrief vom Leichnam des Moses und die Edda vom Leichnam Wotans spricht, wir stehen vor dem gleichen Bilde Wotan ist als Spender der Runen das gleiche wie Moses als Stifter des Gesetzes: der Inaugurator des gedanklichen Erkennens. Der Leichnam des Gedankens ist das Streitobjekt zwischen Widar und dem Wolf, zwischen Michael und dem Satan.

Es gibt auch aktuelle Ausgestaltungen des apokalyptischen Dramas von dem tragischen Kampfe und der schließlichen Auferstehung der „beiden Zeugen“. So hat Wladimir Solovjef, aus der intimen Vertrautheit der christlich-russischen Seele mit der Johannes-Offenbarung schöpfend, in seiner „Kurzen Erzählung vom Antichrist“ (geschrieben um die letzte Jahrhundertwende) eine kühn-prophetische Zukunftsvision zu diesem Thema beigetragen:

Im Europa des 21. Jahrhunderts, das eine jahrzehntelange Mongolenherrschaft abgeschüttelt hat, steigt ein Mann schnell zu den höchsten Führerstellungen empor, der über genialste Begabungen verfügt und durch eine grenzenlose Selbstliebe die Voraussage der „Wiederkunft Christi“ in sich selbst erfüllt sieht. Im 33. Jahr seines Lebens macht er eine innere Krisis und rätselhafte äußere Erlebnisse durch, aus denen er völlig verwandelt hervorgeht. Ein hemmungslos stolzer Geist läßt ihn fortan Christus hassen und als ihm tief unterlegen verachten. Er wird auf Lebenszeit zum Präsidenten der vereinigten Staaten von Europa gewählt; schließlich aber einen sich alle Kontinente der Erde, indem sie ihm als dem Kaiser der Welt huldigen. Nach der Lösung der sozialen Frage durch die „Gleichheit des allgemeinen Sattseins“ wendet er sich der religiösen Frage zu und beruft für die zahlenmäßig sehr zusammengeschrumpfte Christenheit ein allgemeines Kirchenkonzil nach Jerusalem.

* Vollständiger Text in „Erda Sophia“, Christus aller Erde, 8. Bändchen.

Assistiert von seinem Kanzler Apollonius, einem schwarzen Magier, führt er den Vorsitz und fordert gegen phantastische Versprechungen von allen drei Gruppen, den römisch-katholischen, den griechisch-orthodoxen und den protestantischen Christen restlose Anerkennung seiner Autorität. Die große Mehrzahl unterwirft sich dem Antichrist. Nur ein kleines Häuflein widersteht. Der greise Älteste Johannes, der standhafte Führer der Ostkirche, fordert vom Kaiser, daß er sich zu Christus bekenne. Der Magier neben dem Weltherrscher läßt eine dunkle Wolke heraufziehen und tötet mit einem Blitz den ersten der getreuen Zeugen. Als der Papst Petrus II. namens der standhaft gebliebenen römischen Katholiken den Bannstrahl gegen den Antichrist schleudert, streckt auch ihn ein Blitz des Apollonius zu Boden. Voller Schrecken umringen die Christen die beiden Leichname. Der Theologie-Professor Ernst Pauli, der Anführer der Protestanten, spricht ihnen Mut zu. Apollonius wird vom Kaiser zum neuen Papst eingesetzt und eröffnet eine von den unglaublichsten Wundertaten erfüllte Ära kirchlicher Macht und Pracht. Nach ein paar Tagen werden die Gebete der getreuen kleinen Schar erhört, die in der Ölberglandschaft um die Leichname der beiden Zeugen versammelt ist: der Atem des Lebens kehrt in sie zurück. Unter dem Eindruck dieser wunderbaren Auferstehung wird die Vereinigung der Kirchen vollzogen, die jetzt abseits von aller Macht ihren Weg finden müssen. —

Obwohl Solovjef den Antichrist auf einen einzigen Menschen und die beiden Zeugen auf die Repräsentanten zweier konkreter Konfessionen einengt, kann man doch etwas von dem Spannungs- und Stil-Element der Apokalypse in einer solchen Gegenwarts-Eschatologie wiedererkennen. Vom Antichrist gilt wie vom Reiche Gottes, daß man eigentlich nicht wird sagen können, siehe hier, siehe da ist er. Er ist eine allgegenwärtige Weltmacht, die in unzähligen Gestalten hervortritt, und zwar nicht nur da, wo der Name des Christus bekämpft oder vermieden wird. Ebenso ist das Wirken der beiden Zeugen keineswegs mit den kirchlichen Strömungen gleichzusetzen. Das Bild der beiden Leichname in den Straßen der Stadt, „die geistig Sodom und Ägypten“ heißt, macht eine viel grundlegendere und umfassendere Tragik offenbar: tote Wissenschaft und tote Religion. Sowohl die vom Denken und Wissen getragene weltliche Kultur, die längst aus dem Bannkreise des kirchlich-religiösen Lebens herausgewachsen ist, als auch die noch auf Erbschaft und Tradition beruhende Welt des Glaubens und der Frömmigkeit selbst ist in einen Tod eingemündet; die erstere in die Scheinlebendigkeit des Mechanismus, von der sogar eine alledurchdringende Todes-Strahlung ausgeht; die letztere durch Erlöschen und Erlahmen des Gefühls in einer vom bloßen Kopfverstande beherrschten Zeit. Die Mächte des Abgrundes haben die Fackeln ausgelöscht, die einst der Menschheit halfen, sich zum Geiste zu erheben.

*

Eine Hoffnung bleibt. Die Apokalypse weist auf eine Zeit hin, nach dreieinhalb Tagen, da von oben her der Geist des Lebens wieder in die Leichname der Zeugen fahren wird. Die Edda und der Judasbrief sprechen von dem entscheidenden rettenden Eingriff durch Widar-Michael.

Wenn die Menschheit an die Schwelle herankommt, wenn die Morgenröte des großen Sonnendurchbruchs emporsteigt, den die siebente Posaune mit sich bringen wird, dann kann es zu einer kulturellen Auferstehung, zu einer Wiederbelebung von Wissenschaft und Religion, kommen. Die tote, materialistische Wissenschaftsströmung kann ergänzt und erlöst werden durch eine Wissenschaft, die Leben in sich trägt, weil sie das Übersinnliche, das alles Irdische belebt, einbezieht und dadurch die geistige Welt mitumfaßt. So kehrt der Lebensodem zurück in den Leichnam der Wissenschaft und der äußeren Kulturgestaltung. Ebenso muß es, wenn die Geisteswelten näher an die Menschheit herankommen, auch Bemühungen um eine religiöse Erneuerung und Wiederbelebung geben. Überall müssen neue reformatorische Anläufe stattfinden, durch die der Geist des Lebens in den erkaltenden Leichnam der Religion zurückkehrt.

Die Auferstehung der Wissenschaft hat einen allerwichtigsten Antrieb durch das Lebenswerk Rudolf Steiners erfahren. Hier wirkte nicht nur ein Mensch. Ein Mensch wurde zum Organ einer höheren helfenden Macht, die der Gegenmacht den Leichnam des menschlichen Denkens und Erkennens entreißen und mit neuem Leben durchpulsen will. Die durch Rudolf Steiner begründete „Geisteswissenschaft“ bedeutet einen michaelischen Einschlag in die Kultur. Schon beweist sie ihre Lebenswirkungen auf allen Teilgebieten des Erkennens und Kulturschaffens.

Die so errungene Überwindung der erkältenden und ertötenden Seelenlosigkeit des Bewußtseins macht auch den Weg frei zur Auferstehung des zweiten Zeugen. Sein Tod wurde ja in erster Linie durch den kalten Hauch des bloßen Verstandeselementes mitbewirkt. Mit dem Denken kann auch die Frömmigkeit auferstehen; ja ohne ein neues freieres Frommsein schwingt sich das Erkennen überhaupt nicht über die materielle Außenseite des Daseins empor. Das in der „Christengemeinschaft“ lebendige Wirken für „religiöse Erneuerung“ möchte ein spezieller Beitrag zur Erweckung des zweiten Zeugen sein. Was die Christengemeinschaft bringen will, ist keine neue religiöse Theorie. Als Trägerin und Pflegerin eines neuen, dem Bewußtsein der Gegenwart entsprechenden Kultus und Sakramentalismus empfindet sie sich selbst als eine religiöse Tatsache. Ihre Begründung wäre unmöglich gewesen, wenn dafür nur menschliche Möglichkeiten zur Verfügung gestanden hätten. Eine höhere Sphäre wirkte mit und spendete ihren Lebensfunken.

So webt sich die Osterahnung einer überpersönlichen Auferstehung, die das Kulturganze betrifft, in die prüfungsreichen Gewitter und Kämpfe, die der Menschheit an der Schwelle zugemutet werden. Ob der Weg vom

Stirb zum Werde offen ist, wird sich immer daran erweisen, ob die Polarität, die zwischen den beiden Zeugen waltet, aufgehört hat, als Gegen- und Nebeneinander in Erscheinung zu treten. Das Auseinanderfallen von Wissen und Glauben war ja ein Zeichen des Abstiegs und Verlustes gewesen. Ihr harmonisches Zusammenwirken zaubert überall einen Abglanz dessen hervor, was die drei Jünger auf dem Berge Tabor schauten: Moses und Elias sind wie die Säulen eines Tores, durch das als die sonnenhafte Mitte Christus selbst hervortritt.

So gibt es heute auch den Altar, der die Probe der goldenen Meßlatte bestehen kann. Die Altäre des erneuerten Sakramentalismus dürfen Pflanzstätten eines allgegenwärtigen Tabor-Gipfels und Quell-Orte kultureller Auferstehung sein. Wie in Urzeiten, wenn auch äußerlich zunächst unscheinbarer, bringt der Kultus wieder Kultur hervor. Im Sakrament vollzieht sich jedesmal das Wunder, durch das die Tragödie der Götterdämmerung zum Heil gewendet wird. Auf der einen Seite des Altars wird das Evangelium verkündet, das, neuverstanden, ein Lebenselixier für das erstorbene Denken und Erkennen ist: wir sehen Moses, den einen Zeugen, sich zu neuem Leben erheben. Auf der anderen Seite des Altars strömt als Antwort auf das göttliche Wort die hingebungsvolle Andacht der Seelen zur Opferung empor. Neues Fühlen, neue Frömmigkeit ersteht, und Elias, der andere Zeuge, erhebt sich aus dem Grab. Der auferstandene Herr der Erde offenbart sich, und die auferstandenen Zeugen stehen zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Von den Altären empfängt die Kultur den Samen des lebendigen Wissens und des neuen Glaubens.

VII. MICHAEL UND DIE TIERE AUS DEM ABGRUND: DAS DOPPELANTLITZ DES BÖSEN

Das zwölfte und dreizehnte Kapitel

Es ist noch nicht sehr lange her, da haben die führenden Theologen einen wesentlichen Vorzug des Christentums gegenüber den vorchristlichen Religionen darin gesehen, daß es eine von Mythologie gereinigte Religion sei. Aus den Religionen, die dem Christentum vorangegangen sind, flutet uns überall eine Fülle von mythischen Elementen entgegen. Diese aber waren für die Intellektualisten unserer Zeit durchaus charakterisiert durch das unzuverlässige Element des Bildes und des Bilderwogens. Der abstrakte Kopfverstand, der auch auf religiösem Felde immer die Linie der logischen Konstruktion einhalten wollte, fand sich da nicht zurecht. Und so stellte man ein phantastisches, abergläubisches Element in den Göttersagen, den Mythologien der vorchristlichen Zeiten, fest.

Diese Stimmung gegenüber dem Mythos hat sich allerdings im fortschreitenden 20. Jahrhundert schnell verändert, so daß die theologischen Standpunkte, die das Christentum als mythologiefrei rühmten, belanglos geworden sind, soweit sie überhaupt noch vertreten werden. Es tritt im Gegenteil eine immer größer werdende Sehnsucht nach einem neuen Mythos hervor. Vor dem ersten Weltkriege standen zwar solche Bücher wie das von Artur Bonus: „Vom neuen Mythos“ noch ganz vereinzelt da. Aber nach dem Ausbruch der Weltgewitter machen sich in wachsenden vielfältigen Wogen Bestrebungen geltend, das mythologische Element der vorchristlichen Zeiten auch in unserer Zeit wieder zu beleben. Unsere Gegenwart mit ihren Hochspannungs-Schicksalen wird nicht mehr durch bloßen Intellektualismus begriffen. Das Geschehen des Zeitalters überragt immer gewaltiger die menschliche Ebene. Wer es begreifen will, muß wieder lernen, sich der Bildbegriffe eines mythologischen Denkens zu bedienen. Nur solche Zeiten, deren Ereignisse menschliche Dimensionen behalten, kann man meinen mit abstrakten Kopfgedanken zu verstehen. Wächst ein Zeitalter ins Übermenschliche, in die Überlebensgröße kosmischer Offenbarungen hinein, wie das heute der Fall ist, so kommt die Menschheit nicht mehr ohne Mythologie aus.

So haben sich heute bereits weite Kreise vom Christentum abgewandt, weil sie fühlen, daß die christlichen Gedanken, wie sie in den traditionell-kirchli-

chen Kreisen gepflegt werden, kraft- und saftlos geworden sind und sich nicht zur Größe und Höhe des Mythos erheben. Immer häufiger wird auf vorchristliche Religionen, seien es orientalische oder okzidentalische, zurückgegriffen, weil diese durch ihre Mythologie die große kosmisch-künstlerische Komponente des Bildhaften besitzen. Als eine engstirnige, bloß moralische Angelegenheit wird das Christentum, so wie man es nach den Lebensäußerungen gewisser traditionell-kirchlicher Kreise auffaßt, von vielen Menschen unserer Zeit beiseite geschoben.

Nun ist es aber nicht wahr, daß das Christentum eine Religion ohne Mythos ist. Das Christentum ist sogar im höchsten Sinne die Krönung und Erfüllung aller Mythologie. Der Anteil allerdings, den es an der Sphäre der Mythologie, an der Welt geschauter Bilder hat, bleibt unentfaltet und unerkannt, wenn das christliche Denken und Leben sich nicht bis dahin erweitert und steigert, wo es apokalyptisch wird und die Offenbarung Johannis als einen organischen Bestandteil mitumfaßt. In diesem letzten Buche des Neuen Testaments entfaltet sich in aller Größe und Fülle der christliche Mythos. An ihrem bisher eigentlich unentdeckt gebliebenen Schluß bieten die Schriften des Neuen Testaments den Schlüssel des Welt- und Schicksalverständnisses für solche Zeiten an, die wie die unsere in mythologische Ausmaße hineinwachsen. Wird die Apokalypse des Johannes entdeckt und erobert, so braucht man nicht mehr auf Kosten des Christentums auf die mythologischen Strömungen längst vergangener Zeiten zurückzugreifen.

Wir berühren hier zugleich den grundlegenden Unterschied zwischen aller vorchristlichen und der christlichen Mythologie. Das Alte Testament, das Grundbeispiel für alle religiösen Dokumente der vorchristlichen Zeit, fängt mit dem Mythos an. Aus den Bildern der Genesis, dem Schöpfungs-Mythos am Anfang der Bibel, entwickeln sich die Bücher des Alten Bundes, die im Fortschreiten immer mehr aus dem Götterbereich in den Bereich des Menschlichen hineinführen. Im Neuen Testament ist das anders. Da steht der Mythos am Schluß. Die Mythologie bildet den Gipfel, die Krönung alles Vorangegangenen. Alle vorchristliche Mythologie, ob wir sie im Alten Testament oder bei den Ägyptern, Babyloniern, Griechen und Germanen betrachten, ist Rückschau, träumerisch-seherische Urerinnerung der Menschheit an die Ursprungszeiten, in denen Menschengeschichte und Göttergeschichte sich noch ineinanderflochten. Weit über das persönliche Erinnerungsvermögen hinaus erinnerten sich die Seher, die den Mythos unter ihren Völkern belebten, an die Urbeginne alles Werdens. Sie schauten in die Zeiten zurück, in denen die Götter nicht nur an der Welt plastiziert haben, sondern noch unter den Menschen tätig und Gäste an ihren Tischen waren. Demgegenüber ist der christliche Mythos, wie er sich insbesondere in der Apokalypse des Johannes entfaltet, in erster Linie prophetischer, vorausschauender, zukunftstragender Natur. An die Stelle träumerischer Rückschau tritt ein tätiges Pochen an die

Pforten der Zukunft, ein Zerreißen des Vorhangs vor den Geheimnissen, die sich erst in künftigen Äonen enthüllen und verwirklichen sollen. Deshalb ist es auch die Frucht einer Vertiefung in die Offenbarung Johannis, daß sich in der Seele Zukunftsbegeisterung und Zukunftswille neu begründen als die schöpferische Haltung eines auch auf innerlichem Felde vorwärtstrebenden Menschentums.

Damit hängt noch ein anderer wichtiger Unterschied zwischen der vorchristlichen und der christlichen Mythologie zusammen. Die Mythen der Vergangenheit sind als dessen letzte Frucht aus dem alten Schauen hervorgegangen, das die Menschheit in ihrem Kindheitsstadium besaß. Die Mythologien der vorchristlichen Zeit sind geradezu selber ein schlüssiger Beweis dafür, daß die Menschheit in früheren Jahrtausenden hellsehend war und in einem völlig anderen, viel bildhafteren Bewußtsein als in dem abstrakten Verstandesbewußtsein der Neuzeit gelebt hat. In den Anfängen ihrer Erdenwanderung haben die Menschen noch in den Reichen der Natur die übersinnlichen Wesenheiten wahrzunehmen vermocht, denen sie Götternamen gaben. Aus diesem allmählich verklingenden, traumdurchwobenen Schauen der Götterwesenheiten im Sternkosmos und in der Erdennatur ist alle alte Mythologie hervorgegangen. Nach dem endgültigen Erlöschen und Verdämmern der alten Hellsichtigkeit, das nötig war, damit die Menschen zur Wachheit und Freiheit kamen, konnte eine intellektualistische Zwischenperiode einsetzen, die sich über alles Mythologische als über etwas Abergläubisches erhaben dünkte. Man wußte nichts mehr von den verlorenen Schauensmöglichkeiten alter Zeiten. — Die Apokalypse entstammt einer anderen Quelle seelischer Möglichkeiten. Die Seherkraft des Johannes war ein Neubeginn. Sie war die Erstlingsgabe eines neuen, auf höherer, bewußterer Stufe zu erringenden Schauens. Die Sehnsucht nach dem neuen Mythos ist unbewußt zugleich eine Sehnsucht nach der Befreiung aus dem Dornestrüpp des Intellektualismus und nach dem Erwerb eines neuen Schauens. Wenn heute Zeitschriften erscheinen mit Titeln wie „Die neue Schau“ o. ä., so drückt sich darin, obwohl vielfach die Urheber solcher Titel nicht daran denken, ihre Worte völlig ernst zu nehmen, eine Sehnsucht des Zeitalters aus. Die Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis, in welcher die neue Schau zum ersten Male voll entfaltet auf den Plan trat, kann die wunderbarste Keimhilfe werden für den Samen eines neuen Bewußtseins, der auf dem Grunde der Menschenseelen ruht und heute chaotisch an das Licht drängt. Die geistige Sonne, die aus der Apokalypse hervorstrahlt, kann in den Seelen, die sich ihr zuwenden, auf klare und gute Art die Wiedergeburt des seelischen Sehvermögens bewirken.

*

Auf dem Höhepunkte des Buches, in der siebenten Posaune, entfaltet sich in besonderer Größe und Wucht die christliche Mythologie. Werden wir Zuschauer des Dramas, das im 12. und 13. Kapitel geschildert ist, so schauen wir

zugleich in das Herzstück des christlichen Mythos hinein. Drei Gestalten sind es insbesondere, die eine Einsammlung und Wiedergeburt der großen alten Göttervorstellungen bedeuten. Als erste Gestalt wird, wie es heißt, im Himmel das Bild eines Weibes sichtbar, mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen, das Haupt mit 12 Sternen gekrönt. Dieses Weib ist im Begriff, ein Kind zu gebären. Die zweite Gestalt ist der Drache, der drohend vor dem Weibe lauert. Die dritte Gestalt ist schließlich der Erzengel Michael, der mit seinen Scharen den Drachen und dessen Gefolge besiegt.

Die Schau einer Himmelskönigin, einer großen göttlichen Mutter, die ihr Kind gebiert oder es bereits auf dem Arm trägt, gibt es nicht erst seit der Weihnachtsgeschichte, die uns in Bethlehém Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm zeigt. Dieses Bild ist ein gemeinsames Geistesgut aller Völkerströmungen auf der Erde. Im alten Ägypten schaute man zu Isis empor, die den Horusknaben gebiert; die Griechen verehrten Demeter, die große Mutter in Eleusis, und wenn sie die Göttin mit der Kornähre in der Hand darstellten, andeutend, daß alle Kreatur auf dem Erdenrund ihr Kind ist, so erschien dadurch auch Demeter-Ceres nur als eine Variation der himmlischen Mutter, die das Kind auf dem Arm trägt. Auch das druidische Europa, wie es am deutlichsten im Keltentum weiterlebte, hatte sein Madonnenbild. So ist von vorchristlichen Zeiten her in der Grotte von Chartres, die später zur Krypta der Kathedrale wurde, das Bild der Virgo Paritura verehrt worden, das Bild der Jungfrau, die gebären wird. Schließlich treffen wir sogar in den Gebieten des Fernen Ostens überall auf das Bild der jungfräulichen Mutter mit dem Kinde. Wie jenseitig zart tritt dieses Bild in den Kwannon-Figuren Ostasiens vor uns hin. Einen reichen Stoff konnten solche Bücher vor dem abendländischen Leser ausbreiten wie das von Richard Karutz: „Maria im fernen Osten“. Und schließlich wäre auch der Reichtum der christlichen Madonnenbilder, wie sie von Raffael und anderen Malern des Mittelalters geschaffen worden sind, nicht voll verständlich, wenn er nur auf die historische Mariengestalt vom Beginn unserer Zeitrechnung und nicht auch auf das kosmische Urbild zurückginge, das ein gemeinsamer Grundbestand des menschheitlichen Mythos ist.

Die zweite Gestalt, die eine Quintessenz ungezählter mythologischer Motive darstellt, ist die des Drachen, der sich formlos-quallend in feuerroter Farbe zu Füßen des Weibes bewegt, um das Kind, wenn es geboren ist, zu rauben und zu verschlingen. Wieder lassen wir unsern Blick über die Völker der alten Menschheit schweifen. Da sprachen die Babylonier in ihrem Schöpfungsmythos von der Weltenschlange Tiamat, die dem Abgrund unter allem Werden entsteigt und die Menschheit, die eben aus dem mütterlichen Weltenschöße geboren wird, bedroht. Im ägyptischen Bereich wird diese Drachengestalt Typhon, bei den Griechen Python genannt, und überall gewahren wir Parallelen der vorchristlichen mit der christlichen Mythologie. So erzählt die griechische Sage, wie sich der Drache Python drohend der Leto naht, die

vom Göttervater ein Kind empfangen hat und im Begriffe ist, den Apollonknaben zu gebären. Wie die Offenbarung Johannis sagt, das Kind sei zum Schutze vor dem Drachen vor Gottes Thron entrückt worden, so schildert der griechische Mythos, wie Leto vor dem Drachen auf die ferne Felseninsel Delos gerettet wird, wo sie ihr sonnenhaftes Götterkind gebären kann. Auch die Ägypter erzählen, Isis habe den Horusknaben in einer fernen Einsamkeit geboren, in die sie zum Schutze vor dem Drachen Typhon entrückt worden sei.

In der Gestalt des Erzengels Michael zeigt die Apokalypse die gleiche sonnenstrahlende Macht des Drachenüberwinders, die dem mythischen Schauen aller Völker unter vielen Namen bekannt gewesen ist. Die Babylonier nannten den Drachenbesieger Marduk, die Inder Indra, die Perser Mithras, die Griechen Apollo, und schließlich taucht im Bereich des germanischen Mythos der letzte nordische Eingeweihte Siegfried, der Drachentöter, als eine späte Michaelsgestalt auf. Innerhalb des christlichen Lebens selbst ist die urchristliche Gestalt des heiligen Georg als eine menschliche Widerspiegelung des himmlischen Drachenbesiegers gesehen und verehrt und so zum Schutzpatron alles christlichen Rittertums erhoben worden.

Seine wunderbarste Parallele hat allerdings der dramatische Mythos, den das 12. Kapitel der Apokalypse beschreibt, nicht in einer Mythologie, sondern in den stillen historisch-menschlichen Begebenheiten der Weihnachtsgeschichte. Wenn in Bethlehem Maria ihren Knaben gebiert und auf dem Arme trägt, so spiegelt sich das erhabene Himmelsbild, das zu allen Zeiten als kosmische Wahrheit lebendig war, in das Menschenreich herein. Auch die lauernde Gegenmacht, der Drache, ist in der Weihnachtsgeschichte enthalten und tritt uns in vermenschlichter Gestalt: als Herodes, entgegen. Er muß dabei sein, weil das Mysteriendrama, das sich bisher im Kosmos abspielte, jetzt auf die Erde heruntersteigt. Wie in dem mythischen Drama der Drache das Kind verschlingen will, wenn es geboren ist, so sinnt in dem historischen Drama Herodes darauf, das Kind zu töten. Und die Flucht nach Ägypten ist die irdisch-menschliche Parallele dazu, daß in dem Himmelsdrama das Weib in die Wüste, das Kind zum Schutze vor dem Widersacher an den Thron der Gottheit entrückt wird.

In der Gegenwart dient es vielleicht der Wiedergewinnung des Weihnachtsgheimnisses, das in seiner lyrischen Gestalt den Feuerbränden der Zeit zum Opfer fiel, wenn wir an Hand der Apokalypse den kosmischen Hintergrund der Weihnachtsgeschichte entdecken: In den stillen Szenen der Weihnachtsgeschichte sind in der Tat riesenhafte Götterbilder vom Himmel herniedergestiegen und haben uns zuliebe Menschengestalt angenommen.

*

Es ist der Mythos von der Seele, der sich uns in diesem Herzstück der Apokalypse offenbart. Das Weib, das dem Apokalyptiker im Himmel er-

scheint, konnte von den seherischen Seelen der alten Völker wahrgenommen und als die große Himmelsmutter beschrieben werden, weil in diesem Bilde die Weltseele selber erscheint. Unser ganzer Kosmos, zu dem nicht nur die Erde, sondern auch Sonne, Mond und Sterne gehören, ist einem Menschen vergleichbar. Wie der Mensch, so hat auch der Kosmos eine Seele. Den Leib des Kosmos sehen wir mit unseren irdischen Augen, wenn wir ihn auch nicht in seiner Ganzheit überschauen können. Wir sind selbst zu sehr nur ein winziges Teilchen davon, als daß wir den umfassenden Blick für seine Gesamtgestalt haben und alle Einzelheiten als Gliedmaßen seines Leibes erkennen könnten. Die Seele, die in diesem kosmischen Leibe wohnt, die Weltseele, vermögen wir heutigen Menschen mit unseren nur-irdischen Augen nicht wahrzunehmen. Sie trat einst den noch schauenden vorchristlichen Völkern im Bilde des himmlischen Weibes vor die Anschauung und erschien schließlich dem Seher Johannes, dem Erstling des neuen Schauens. Die Offenbarung Johannis läßt uns in die Zeit vorausahnen, da die Menschheit im Zeichen der himmlischen Mutter wieder sehend wird.

Das große Geschenk und Geheimnis des Menschseins beruht darin, daß jeder einzelne Mensch, ein so winziges Teilchen im Ganzen des Kosmos er auch sein mag, mit seiner menschlichen Seele ein Abbild der Weltseele in sich trägt. Jede Menschenseele ist eine mikrokosmische Entsprechung zu der makrokosmischen göttlichen Mutter, die die Seele der Welt ist. Wir schauen in dieses Bild wie in einen Himmelsspiegel unseres eigenen Wesens und lesen an ihm ab, welches der Gedanke Gottes war, als er Seelen entstehen ließ, sowohl im Kosmos als auch im Menschen.

In wunderbarer Dreigliedertheit erscheint uns das Weib im Himmel. Ihr ganzes Wesen leuchtet von den Strahlen der Sonne, in die sie wie in ein Gewand gehüllt ist. Das ist die Mitte ihres Wesens. Unter ihren Füßen hat sie den Mond, und auf ihrem Haupte trägt sie als Krone die Sterne. Auch die Weltseele hat Denken, Fühlen und Wollen, so wie wir Menschen den Seelendreiklang in uns tragen des Denkens, das auf unserer Stirne, des Fühlens, das in unserem Herzen, des Wollens, das in unserem unteren Wesen wohnt. Wenn das Weib im Himmel mit der Sonne bekleidet erscheint, so bedeutet das, daß da, wo bei einem seeletragenden Wesen das Herz sitzt, eigentlich immer eine Sonne leuchten soll. Die materialistische Naturbetrachtung will uns glauben machen, die Sonne, die wir am Himmel sehen, sei nichts als ein Ball aus glühender, brennender Materie, der sich durch das Weltall dahinbewegt. In Wahrheit ist die Sonne nichts anderes als die sichtbare Andeutung des Herzens der Welt. Wir sehen in ihr die eigentliche Seele der Seele, das fühlende Weltenherz. Ist die Sonne die makrokosmische Entsprechung des Herzens im mittleren Teil des mikrokosmischen Menschenwesens, so folgt daraus, daß unser Herz eine Sonne zu sein bestimmt ist. So kleingefühlig und sentimental solche Worte auch sein mögen: „Hab Sonne im Herzen“, sie deuten doch,

wenn man sie auf einen genügend großen Hintergrund stellt, auf eine Wahrheit hin. Sie rühren an ein kosmisches Geheimnis. Und gerade angesichts der Tendenz, alles Gefühlsmäßige als altmodisch beiseite zu schieben, ist es besonders wichtig zu erkennen, daß unser Herz die mikrokosmische Sonne ist und sein soll. Die Kultur hat eine Gestalt angenommen, durch die vergessen worden ist, daß der Mensch ein Herz hat. Man bewegt sich zwischen den Extremen der bloßen Kopfmäßigkeit und der bloßen Willensmäßigkeit. In seiner Wesensmitte jedoch sitzt erst der wahre Mensch. Durch eine neue Erziehung und Kultur des Gefühls und des Herzens kann allein der mikrokosmische Sonnenaufgang bewirkt werden, der die Dunkelheiten verscheucht.

Das Willenswesen der Weltseele deutet sich im Bilde der Mondsichel an, auf der das Weib steht. Das ist zugleich das Richtbild für die Erziehung des menschlichen Willens. Was in der Willens- und Trieb-Region des Menschen lebendig ist, ist zunächst mehr im Zustande des Drachen als im Zustande der Mondsichel, als welche das Weib diese Kräfte unter sich hat. Im apokalyptischen Bilde ist die silberne Mondsichel nichts anderes als die Schale, in welcher die Sonne ruht. Die Sonne ist der Inhalt, die Mondsichel das Gefäß. Und so ist eigentlich das Welt- und Menschensein von Gott beabsichtigt, daß alles Mondenhafte, alles Willens- und Triebmäßige im unteren Seelenwesen der Welt und des Menschen, nichts anderes sein soll als Schale und Gefäß. Wie weit ist die Zivilisation unserer Zeit, die in jeder Hinsicht Wert darauf legt, willensmäßiger Prägung zu sein, von diesem Geheimnis entfernt! Man könnte fast sagen, daß keine Zeit auf dem Felde des Willens so dilettantisch war wie die Gegenwart. Wahrhaft stark ist niemals derjenige Wille, der sich kraftmeierisch gebärdet. Der starke Wille ist der, der sich zurückhalten kann. Ein betont willensmäßiges Auftreten ist zumeist die Bemäntelung eines im Grunde schwachen Willens. Nur diejenigen Menschen, die innerlich ruhen können, die wirklich zu schweigen und zu tragen fähig sind, verfügen über einen starken Willen. Es ist eines der tiefsten Geheimnisse menschlicher Selbsterziehung, daß der Wille nur durch ruhevollere Empfänglichkeit und Aufgeschlossenheit stark werden kann, weil er sich dadurch empfangs- und aufnahmefähig für höhere Willenskräfte macht. So paradox das zunächst auch klingen mag: das wunderbarste Leitwort für die Erkräftung des Willens ist das Christuswort: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“, oder die dritte Bitte des Vaterunsers.

Und auch Gedanken hat die Weltseele: Das Weib im Himmel trägt auf dem Haupte die Krone aus zwölf Sternen. Die Gedanken der Weltseele treten uns sichtbar vor die Anschauung, wenn wir zu den Sternen des nächtlichen Himmels emporblicken. Die Gestirne sind nicht tote Gaskörper, die soundsoviel Lichtjahre von uns entfernt sind. Sie sind die Krone auf dem Haupte der Weltseele. Und indem wir Menschen mit der Fähigkeit des Denkens begabt sind — was man nur heute nicht recht zu schätzen weiß, weil man unter Denken den Intellektualismus versteht, dessen man selber überdrüssig ist —,

haben wir Anteil an dem Sternenhaften des Kosmos. Sternenhaft soll unser Denken sein.

Durch das rechte Lesen in der Apokalypse hören wir auf, oberflächlich von Sonne, Mond und Sternen zu sprechen. Wir fangen an, darin die kosmischen Bilder unseres Fühlens, Wollens und Denkens zu erkennen. Wir wachsen zu unserer eigenen Bestimmung empor, indem wir den Zusammenhang von Weltseele und Menschenseele mit Sonne, Mond und Sternen als Leit- und Richtbildern unseres Seelenseins anerkennen. —

In das ruhevollere Bild der Weltseele kommt dramatische Spannung: der feuerrote Drache erhebt sich, die Mächte des Abgrunds lauern auf den entscheidenden Augenblick der Umwandlung, auf die Geburt des Kindes. Aus dem Urweiblichen des Kosmos soll das männliche Prinzip, das Welten-Ich, geboren werden. Auch der Kosmos muß über die bloße Seelenhaftigkeit hinauskommen, indem er das Geistige als eine Art Kern im Seelischen zusammenzieht. In diesem Augenblick sehen wir die Drachengewalt sich regen.

Wir erkennen im kosmischen Spiegel ein Grundgesetz und Geheimnis auch unseres menschlichen Seelenlebens. Wir kommen mit unserer Seele oftmals in die Nähe höherer Ahnungen und berühren uns mit höheren Geheimnissen, durch die unser eigentlichstes, innerlichstes Wesen aus dem Schlaf geweckt und entzaubert werden könnte. Es ist, als ob wir an Gott vorbeistreiften, wenn uns einmal ein besonders starker Natur-Eindruck trifft oder uns ein hohes künstlerisches Erlebnis oder eine schicksalstiefe Begegnung mit einem anderen Menschen zuteil wird. Auch durch leidvolle Schicksalsschläge können solche Ahnungen in uns aufleuchten, als berühre uns ein Wesen aus höheren Welten und wolle bewirken, daß wir eine neue Kraft in uns gebären. Gerade auf solchen Höhepunkten, wo wir uns wie durch ein Wunder über uns selbst hinausgehoben fühlen, sind wir immer auch der Gefahr am nächsten. Gewiß, das Wort ist richtig: Wo die Not am größten, da ist Gott am nächsten. Aber es stimmt auch die Umkehrung: Wo Gott am nächsten, da ist auch die Versuchung am größten. Kommt der Mensch in die Nähe Gottes, so kommt er zugleich auch in die Nähe des Drachen. Und man könnte sagen, daß es gar keine Versuchung in unserem Leben gibt, die nicht die Kehrseite von verschlafenen oder nur halb bemerkten Gottberührungen wäre. In Augenblicken einer besonderen Erhebung und Beseligung des inneren Menschen müssen wir mehr als sonst wachsam sein, weil alles Höhere, das sich aus unserer Seele gebären will, sofort von den Mächten des Abgrundes bedroht wird. Was den Menschen umtreibt und in die Gewalt des Niederen bringen will, ist niemals einfach nur das Niedere, sondern der Schatten und Rückschlag des Höheren in ihm, das er nicht kraftvoll festzuhalten vermochte.

Die Bilder der Apokalypse gelten in großen und kleinen Runden, in makrokosmischen und mikrokosmischen Verhältnissen. Daß das Weib im Himmel,

durch den Drachen bedroht, ihr Knäblein gebiert, bezieht sich auch auf kosmische Entwicklungsphasen. Immer, wenn die Welt wieder in einen neuen großen Zyklus hinübergerissen wurde, wenn ein neuer Äon entstand, ist die kosmische Mutter im Himmel schwanger gewesen, und aus ihrem Seelenschoße wurde unter Wehen der Genius einer neuen Schöpfung geboren. Insbesondere hat einmal im großen Gang der Menschheitsentwicklung die Geburt eines Knäbleins im Himmel stattgefunden, als das Ich-Prinzip zum ersten Male über dem Menschheitsganzen aufleuchtete. Wir kommen da auf eine grundlegende Umwandlung im seelisch-geistigen Gefüge der Menschheit, die nach den Schilderungen der neueren Geisteswissenschaft in der Mitte der atlantischen Epoche stattgefunden hat. Damals trat zu dem umfassenden Seelentum, dem urweiblichen Prinzip der Menschheit, keimhaft das urmännliche Prinzip einer ichhaften Geistigkeit hinzu. Das männliche Menschheits-Ich wurde aus dem mütterlichen Seelenschoß geboren. Dann aber ist etwas eingetreten, das eben besser in den Bildern des christlichen Mythos als in abstrakten Kopfgedanken begriffen werden kann. Als in der Menschheit die Seele das Knäblein gebar, als das Seelische einen Ich-Kern in sich zusammenzog und sich so als Träger einer eigenen Geistigkeit in ein innigeres Verhältnis zur allgemeinen Geistwelt versetzte, da wurde das Kind von der Mutter getrennt. Zum Schutz vor mächtigen kosmischen Gefahren wurde das Ich der Menschen von den Seelen der Menschen entrückt. Es trat eine kosmische Flucht nach Ägypten ein. Die Mächte der Weltenlenkung vollzogen die Sicherstellung des zarten Geistes-Ich, das sich im Seelenraum der Menschheit bildete. Die Apokalypse sagt, daß das Kind des Weibes entrückt wurde vor Gottes Thron. Zugleich wird das Weib im Himmel, das Mutter geworden ist, angewiesen, in die Wüste zu fliehen. Das Kind wird in die höchsten Höhen des Geistes versetzt; die Mutter muß die himmlische Sphäre, der sie bisher angehörte, verlassen und in die Wüste der physisch-hartgewordenen Erde hinuntersteigen.

Wir alle sind in unseren Seelen das Weib, das in die Wüste mußte. Schon seit vielen Jahrhunderten sind wir außerdem Ich-Menschen geworden. Wären wir bloß Seelen, so würden wir formlos zerfließen. Als Ergebnis eines kosmischen Vorganges weit zurückliegender Zeiten haben wir in ichhafter Prägung Anteil an dem Geistigen, das einen Kern in unserer Seele bildet. Aber hier lehrt uns die Apokalypse ein tiefes Geheimnis unserer selbst, indem sie von der kosmischen Flucht nach Ägypten, von der Entrückung des Kindleins vor Gottes Thron spricht. Als sich in der Welt das Ich bildete, wurde es nicht sogleich dahin gelassen, wo es in der Zukunft einmal walten und wirken soll. Zum Schutz vor den Mächten des Abgrundes mußte es eine Zeitlang in hohe Geistessphären entrückt werden. So sind wir Menschen zwar in eine Ich-Entwicklung hineingekommen, aber unsere wahren Iche schweben über uns. Sie sind noch nicht in uns gegenwärtig. Was die Menschheit erringen konnte, insbesondere seit in Griechenland unter der Sonne Homers das abendländische

Denken geboren wurde, war die Ich-Form. Wir sind nicht mehr bloß zerfließende Seelen. Wir sind geprägt. Wir haben angefangen, ein jeder seine Persönlichkeitsprägung, seine Ich-Prägung zu erlangen. Ja, die Formung und Zusammenziehung ist heute in uns bereits zu einer gewissen Verhärtung und Abkapselung geworden. Wir fangen an, darunter zu leiden, daß wir in die harten Grenzen, in den Körper der Ichheit, wie eingesperrt sind. Im Spiegel der Apokalypse erkennen wir, daß es sich dabei zunächst nur um unser formhaftes irdisches Ich handelt. Unsere höheren Iche sind da, aber sie sind in den Himmeln; wir sind von ihnen nur wie von Sternen überschwebt. Das zu erkennen, bedeutet vielleicht einen Schritt zu dem Ziele hin, daß unser wahres höheres Selbst, unser eigener Genius, näher an uns herankommt. Wenn einmal unsere wahren Iche in unseren Seelen gegenwärtig und wirksam sein können, so werden sie uns den Anschluß an eine höhere, göttliche Kräftewelt vermitteln.

Die gottgewollte Doppelheit unseres Wesens besteht darin, daß wir als Seelenwesen auf der Erde „in der Wüste“ leben müssen und daß unser wahres Wesen noch im Himmel ist. Von da aus können wir erst ermessen, was die dritte Gestalt in dem apokalyptischen Mittelpunkt drama für uns bedeutet: der Erzengel Michael.

So wie das Weib im Himmel das Bild für das Prinzip des Urweiblichen ist, so tritt ups in der Gestalt des Erzengels Michael das urmännliche Prinzip entgegen, das Geistprinzip im Weltenwerden. Das Knäblein, das das Weib gebiert, ist auch ein Geistkeim. In ihm wird das männliche Prinzip des geistigen Menschen-Ich sichtbar. Aber es ist noch nicht erwachsen, es kann noch nicht selber seinen Weg gehen. Ein göttlicher Geist tritt stellvertretend für es ein. Die sonnenhafte Erzengelgestalt ist der Stellvertreter und Platzhalter des künftigen Menschen-Ich. Sich an diese Gestalt zu halten, heißt, sich mit derjenigen Sphäre zu verbinden, in welcher unser eigenes höheres Ich lebt.

Ein großkosmisches Bild bietet sich uns dar für die Lage, in welcher sich alles Seelische befindet. Das Weib steht zwischen dem Drachen und dem Erzengel Michael. Weltseele und Menschheitsseele stehen zwischen Engel und Dämon. Der Erzengel kämpft als Schützer der Seele im Himmel gegen den Drachen, überwindet und stürzt ihn.

*

Keineswegs aber ist durch den Sieg Michaels über den Drachen die Gefahr und Prüfung der Seele beendet. Im Gegenteil, jetzt eigentlich beginnt erst der Weg der Prüfungen. Die Bilder, die sich vor uns entrollen, sind die Urtragödie; das Prinzip des Tragischen kann uns an ihnen deutlich werden.

Wirft es nicht eine abgrundtiefe Frage auf, wenn uns die Apokalypse schildert, wie Michael im Himmel gegen den Drachen streitet? Wie kann es sein, daß sich die Widersachermacht im Himmel befindet? Die üblichen

oberflächlich-dualistischen Begriffe legen die Meinung nahe: im Himmel ist Gott, und der Teufel ist in der Hölle. Das ist aber eine irreführende Vorstellung.

Am Anfang des Hiob-Buches, das wir als biblische Faust-Dichtung ansprechen können, werden wir Zeugen eines Gespräches, das Gott der Herr mit Satan über Hiob, den Gottesknecht, führt: „Es begab sich an einem Tage, da kamen die Göttersöhne und traten vor den Herrn. Und mit ihnen trat auch Satan vor ihn hin.“ Der Herr fragt den Satan: Woher kommst du? Der Widersacher antwortet: Ich habe alle Länder der Erde durchstreift. — Ist dir nicht auch mein Knecht Hiob begegnet? — Mit sich überstürzendem Eifer tritt Satan als Ankläger des Menschen auf; er kann sich nicht genug tun, ihn schlecht zu machen. Schließlich erbittet und erhält er die Erlaubnis, Hiob bis zum äußersten zu plagen, zu schlagen und zu verführen. Zu unserem höchsten Erstaunen müssen wir erkennen, daß Gott an den Menschen glaubt und deshalb dem Teufel freie Bahn läßt: Versuche es nur; es wird dir nicht gelingen!

Das hat Goethe aufgegriffen in der Einleitung zu seiner Faust-Dichtung, dem „Prolog im Himmel“. Die Göttersöhne treten herbei, die Erzengel Raphael, Gabriel und Michael. Mitten unter ihnen ist auch Mephistopheles: wir sehen den Widersacher als Mitbewohner des Himmels. Es entspinnt sich ein ähnliches Gespräch. Der Herr erlaubt Mephisto, Faust nach Kräften zu verführen. Gott glaubt an den Menschen:

Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab . . .
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Daß Gott mehr an den Menschen glaubt, daß er ein größeres Zutrauen zu ihm hat als der Teufel, das ist der geheimnisvolle Grund alles Tragischen. Die Götter lassen es zu, daß der Mensch, je größer er ist, in um so härtere Prüfungen, Leiden und Untergänge gestürzt wird; sie sind gewiß, daß er zuletzt nur reifer und reicher daraus hervorgehen wird. Mit Zustimmung und Willen der Gottheit hat der Mensch die Auseinandersetzung mit den Mächten des Bösen zu vollziehen: Daraus ergibt sich die innere Sinnggebung unseres Zeitalters und die Gesinnung, die ein gegenwartsnahes Christentum in die Seelen der Menschen pflanzen sollte.

Die Offenbarung Johannis bringt die größte Steigerung dieses zum innersten Mute des Menschen sprechenden Motivs. Der Drache gehört zu den In-sassen des Himmels, wenn er zum ersten Male auftaucht. Im Himmel aber wird er mit seinen Scharen durch Michael und seine Engel überwunden und gestürzt. Wohin stürzt er? Das Ergebnis des Michaels-Sieges ist, daß der

Wirkenbereich der Widersachermächte aus dem Himmel auf die Erde verlegt wird. Im Himmel kann Jubel herrschen darüber, daß der Drache ausgestoßen ist. Dafür aber ertönt der Weheruf über die Erde: „Wehe aber denen, die auf Erden wohnen, denn zu ihnen ist der Widersacher herabgestiegen und lodert in wütendem Zorn.“ Die Erde ist die Wüste, in welche das Weib im Himmel hat fliehen müssen. Das Kind ist entrückt und gerettet; aber was wird aus der Mutter, die auf die Erde geflohen ist? — Derselbe göttliche Wille, der zuerst die Mutter und das Kind schützte, bewirkt, daß nun die Seele erst recht von den dämonischen Gewalten bedroht und bekämpft wird. Das Zutrauen der Gottheit zur Menschheitsseele wirkt sich nach dem Gesetz der Urtragödie aus. Die siebente Posaune, in welcher dieses Drama sich entfaltet, ist zugleich das dritte Wehe. Die Folge des Michaelkampfes ist, daß nunmehr die Menschenseele auf der Erde mit den Mächten des Abgrundes kämpfen muß. Für die Erdenmenschen ist die Zeit der Ruhe vorbei: Das ist die Folge der Taten der guten Götter. Die Widersacher treten mit göttlicher Erlaubnis gegen den Menschen an. In allen Schwierigkeiten und Kämpfen aber, die nunmehr auf Erden gegen die Mächte des Bösen zu bestehen sind, gibt es den einen Trost: daß der Gegner im Himmel bereits überwunden, daß ihm das Genick eigentlich schon gebrochen ist. Jedoch hat dieser Trost nur Sinn, wenn er zugleich eine Stärkung des Mutes und der Kampfbereitschaft bedeutet. Auf Erden muß dennoch der Sieg durch den Menschen selbst erfodten werden. —

Der nächste Akt des Dramas zeigt, wie der Drache gegen das Weib zum Angriff vorgeht. Er schleudert ungeheure Wassermassen aus seinem Munde hervor. Eine Art Sintflut ist das Ergebnis des Drachenangriffs. Das Weib ist in Gefahr, in den Fluten zu ertrinken. Da wird ihm eine doppelte Hilfe zuteil. Es werden ihm Adlerflügel gegeben. Mit den Kräften des Aufschwungs kann es trotz aller Gefahren seinen Weg weitergehen. Die andere Hilfe leistet ihm die Erde: sie tut ihren Mund auf und trinkt die Sintflut in sich hinein.

Indem diese Bilder für die großen und kleinen Zyklen gelten, schildern sie sowohl große kosmische Ereignisse als auch innerseelische Entwicklungen. Erkennen wir in ihnen große kosmische Vorgänge wieder, so kann uns das Anschauen derselben die bildhafte Orientierung über die Gesetze des seelischen Werdens erleichtern. Wir erwähnten schon, daß sich das Drama des 12. Apokalypse-Kapitels insbesondere auf ein bedeutungsvolles Umwandlungsereignis beziehen läßt, das die irdische Menschheit in der Mitte der atlantischen Zeit durchgemacht hat. Damals spielte sich das fortschreitende Leben der Menschheit noch auf dem Erdteil ab, der zwischen dem heutigen Europa und Amerika lag und im Anschluß an die alten griechischen Schriftsteller Atlantis genannt wird. Da tat die Menschheitsseele den entscheidenden Schritt zur ersten Keimbildung der Ichheit. Das Weib im Himmel gebar ihren Sohn. Aber diese Umwandlung, die Geburtswehen eines sich vorbereitenden Ich-Zeitalters, konnte nicht eintreten, ohne daß die Drachengewalten, durch

einen Sieg der michaelischen Macht auf die irdische Ebene verwiesen, hier ihre Regsamkeit aufs höchste steigerten. Sie griffen nach der neuen Kraft, die sich in der Menschheit ankündigte. Die alte Atlantis ist das Nifelheim, Nebelheim, des germanischen Mythos. Das Verhältnis des Luft- und Wasserelementes war damals noch ein anderes als heute, so daß der ganze Kontinent von riesenhaften Nebelmassen überlagert war. Dieser formlos sich einherwälzenden Nebelgebilde bediente sich der Drache als seiner Leiblichkeit. In gewissen westeuropäischen Gegenden, wie in England und Irland, aber auch zum Beispiel in der Rheinebene um Worms, kennt man bis auf den heutigen Tag die drachenartigen Nebelzüge, die sich zu bestimmten Zeiten bilden. Nicht umsonst spielt die Sage von den Nibelungen (den im Nebel Wohnenden) und Siegfried, dem Drachentöter, auch in der Gegend von Worms. In der Mitte der atlantischen Zeit, als hoch über den Häuptern der Menschen das Ich geboren wurde, trat dadurch doch auch eine heftige Veränderung im Seelenleben der Menschen ein. Ein erster Traum von Persönlichkeit versetzte die Menschheitsseele in Bewegung. Grandiose Versuchungen und Abirrungen waren die Folge davon, daß der Verführer versuchte, sich der neuen Kraft im Menschenwesen zu bemächtigen. Damals hatte alles, was sich geistig-seelisch zutrug, eine so unmittelbare Einwirkung auf die Elemente der Natur, daß sich die Nebelmassen zu jener ungeheuren Wasserkatastrophe verdichteten, der schließlich der ganze atlantische Erdteil zum Opfer fiel. Der Drache wurde zum Urheber der großen Sintflut. Aber die Erde kam dem Weib, das sich jetzt anschicken mußte, in der Wüste einer verhärteten Erdenwelt zu leben, zu Hilfe. Sie nahm die Katastrophenfolgen der Sintflut auf sich und veränderte ihre Gestalt. Vor der großen Flutkatastrophe war der zukunftsfähige Teil der Menschheit entrückt und gerettet worden. Vom Inneren Asiens aus konnte er die Kolonien aussenden, durch welche die großen nachatlantischen Kulturen begründet wurden. So kann der Untergang der Atlantis als eine apokalyptische Errettung der Menschheit, als die große Hilfe über die Schwelle einer großen Epoche vor uns stehen.

Nach dem gleichen Gesetz, welchem dieses kosmische Drama folgte, verläuft die Entwicklung der Menschheit immer wieder. Immer wenn im großen Rhythmus des Werdens die Scharen des Erzengels den Drachenmächten siegreich entgegengetreten sind, so ist die Folge davon auf Erden eine solche Entfesselung der dämonischen Gewalten, die, wenn auch nicht physisch, so doch atmosphärisch-seelisch eine Sintflut nach sich zieht. Zeiten gewaltiger Erregung gehen durch die Menschheit, und es ist notwendig, daß mitten in dem sich überstürzenden Getriebe der großen Weltverhältnisse sich die kleinen Kreise bilden, die nach außen hin anspruchslos sind, aber nach innen hin mit äußerstem Mut und Opferwillen die Zukunft vorbereiten.

*

Zeiten, die auf einen Michaelssieg im Himmel folgen, sind michaelische Zeitalter ersten Ranges. Nicht immer trifft mit dem großen Rhythmus zyklischer Wiederkehr, der dadurch entsteht, der Zyklus der 7 Erzengel-Zeitalter zusammen, in welchem ungefähr alle zweitausend Jahre Michael für drei bis vier Jahrhunderte die Aufgabe des Zeitgeistes zu übernehmen hat.* Seit etwa 7 Jahrzehnten leben wir nun aber innerhalb des Erzengel-Kalenders in einem Michael-Zeitalter, das zugleich eine Michaels-Zeit ersten Ranges ist, weil sein Beginn mit einem Himmels-Siege Michaels über den Drachen zusammengefallen ist. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an tobte in den geistigen Welten der Kampf. Reale Schatten davon fielen auf die Erde, weil die jeweils bereits besiegten Scharen aus dem Heere des Drachen herunterstürzten und im Bereiche der Erdenmenschen ihre Wirksamkeit fortsetzten. Das sind die übersinnlichen Hintergründe des Absturzes, den zum Beispiel in Mitteleuropa das Kulturleben aus den Sonnenhöhen des Goetheschen Zeitalters in die dunklen Niederungen des derbsten Materialismus durchmachte.

So ist es heute aktuell zu fragen, woran man ein michaelisches Zeitalter erkennt. In einer solchen Epoche ist es nicht etwa besonders leicht, ein geistiges Leben zu pflegen. Ein michaelisches Zeitalter ist ein solches, in welchem das Geistige schwer durchzusetzen ist, weil dann der Erzengel wieder einmal seine so schwer zu verstehende Liebe zu uns dadurch kundtut, daß er uns die irdische Fortsetzung seines Himmelskampfes gegen die Drachenmächte zumutet. In einer Michaelszeit ist immer die Gefahr einer seelischen Sintflut zu bestehen. Aber wenn die Wogen des Schicksals und der Gefahren hochschlagen, ist auch immer die doppelte Hilfe zu erlangen, die nach der Offenbarung Johannis dem Weibe zuteil wird: die Erde hilft dem Weib, und ihr werden die Adlerflügel des Aufschwungs gegeben.

Im Gesamtaufbau der Apokalypse ist es von großer Bedeutung, daß auf dem Höhepunkt des Buches, genau in seiner Mitte und in seinem Herzen, beim Ertönen der siebenten Posaune, der Name des Erzengels Michael genannt wird. Damit gibt die Apokalypse ihr zentrales Geheimnis preis. Sie gibt sich als das eigentliche Michaelsbuch zu erkennen. Die Gestalt Michaels schreitet, ohne immer mit Namen genannt zu werden, durch das ganze Buch hindurch. Er ist der Regisseur hinter und auf der Bühne, die mächtig vorwärts-

* Siehe hierzu die Aufsätze, die unter dem Titel „Im Michaelischen Zeitalter“, Stuttgart 1948, zusammengefaßt sind. Die Betrachtungen des Büchleins gehen von dem Erzengel-Kalender aus, den bereits um 1500 der gelehrte rosenkreuzerische Abt Johannes von Tritenheim (Trithemius von Sponheim) und sein Schüler Agrippa von Nettesheim dargestellt haben, der aber auch als Ergebnis der heutigen Geistesforschung von Rudolf Steiner geschildert worden ist: In zyklischer Folge übernehmen die 7 Erzengel Gabriel, Michael, Oriphiel, Anael, Sachariel, Raphael, Samael die Führung eines Zeitalters, das aus ungefähr so viel Jahren besteht, wie ein Jahr Tage hat. Jeder prägt in der Zeit seiner Herrschaft der Menschheit seine planetarische Nuance auf. 1879 ist Gabriel, der Erzengel des Mondes, von Michael, dem Erzengel der Sonne, abgelöst worden.

treibende Kraft des Dramas. Und weil er der Erzengel der Sonne ist und als solcher der Herold und Wegbereiter des Christus, des hohen Sonnengeistes selbst, so ist die Apokalypse vor allem die heilige Schrift eines Michaelzeitalters, ein michaelischer Leitfaden der christlichen Sonnenmysterien. In ihr ist alles von der Tonart der geistigen Sonne bestimmt. Haben wir doch auch gesehen, wie alle Posaunenklänge miteinander den großen Sonnendurchbruch im Geistgebiet bedeuten.

Es wird nicht lange dauern, bis dieses Buch unter den Menschen vielleicht sogar eine größere Rolle spielen wird als die Evangelien. Man wird die Evangelien gar nicht mehr voll verstehen, wenn man nicht vorher in der Offenbarung Johannis heimisch geworden ist und dadurch die ganze Ernsthaftigkeit und Gedankenstoßkraft errungen hat, die man brauchen wird, um heute noch und auf heutige Art Christ sein zu können. Das Wesen Christi als einer gegenwärtigen Macht wird man immer mehr nur dann begreifen, wenn man etwas von dem Hauch des Erzengels Michael verspürt hat, der die Offenbarung Johannis durchatmet. Kommt einmal das apokalyptische Element in den Vordergrund des christlichen Lebens, so wird deutlich werden, daß das Christentum die wahre Sonnenreligion ist. Seine michaelische Sonnenhaftigkeit aber kann sich nicht entfalten ohne den Schattenhintergrund, die Drachenkulissen, vor denen das Sonnendrama spielt.

Man kann viele Symptome dafür anführen, wie das Michaelsmotiv überall instinktiv zur Deutung des inneren Sinnes auftaucht, den das gegenwärtige Zeitalter mit seinen Schicksalen hat. Allerdings ist mit dem Auftauchen und der Anwendung des Michaelnamens noch nichts getan. Notwendig ist der Aufbau und die Pflege eines wirklich michaelischen Geisteslebens. Das ist schließlich nur auf apokalyptischer Grundlage möglich. Jedenfalls kann und wird dabei die Offenbarung Johannis eine ganz entscheidende Hilfe bieten können.

Gelegentlich wird einmal ein Zeitgenosse aufmerksam, wie das Motiv des Michaelischen heute überall in der Luft liegt. So war in den „Evangelischen Jahresbriefen 1940“ ein Aufsatz enthalten von Kurt M e s c h k e: „Michael, Sinn des Reiches.“ Es wurde da darauf hingewiesen, wie heute überall der Name Michael auftaucht. Der Verfasser erzählt von einer Pfarrerkonferenz, die Anfang der 30er Jahre in Thüringen stattfand. Eine Anzahl von jungen protestantischen Studentenpfarrern führten Gespräche und stellten zu ihrer Überraschung fest, daß eine größere Anzahl von ihnen, die erst kurz vorher geheiratet hatten, unabhängig voneinander ihre ersten Kinder Michael genannt hatten. Es wird geschildert, wie man dadurch auf einen gemeinsamen Impuls aufmerksam geworden sei, der schließlich zur Begründung der „Michaelsbruderschaft“ führte, einer Gruppe, in der sich ein bestimmter Teil der Evangelischen Kirche zusammenfindet. In dem Aufsatz heißt es: „Dabei war Michael nicht Modename wie mancher andere. Der Grund für solche Namengebung lag tiefer. Es sprach sich darin eine bestimmte Entwicklung aus, nämlich die, daß die damals in Werk und Verantwortung kommende Generation, die ihr Jugenderlebnis in der Jugendbewegung als völkischem und religiösem Aufbruch gehabt hatte, der

Gefahr des Sektierertums entgangen und zu einem gegründeten und spannungsreichen Christentum gekommen war. Es war nicht eigentlich ein rationaler Vorgang, wenn die damals etwa dreißigjährigen Väter ihren ersten Söhnen den Namen Michael gaben, sondern der Name kam zu ihnen wie ein Zeichen und Symbol ihres tiefsten, innersten Anliegens. Wenn sie dann nach der feierlichen Verpflichtung, die sie mit dieser Namengebung vollzogen, Umschau hielten, mußten sie gewahr werden, daß Michael bereits allerorten auf den Fahnen stand. Goebbels schrieb ein Buch mit dem Namen ‚Michael‘ und charakterisierte mit diesem Namen den nationalsozialistischen Willen. Die Anthroposophen deuteten in ihm das Zeitalter. Die katholische Kirche nannte ihre Jugendzeitschrift ‚Michael‘. Jene protestantische Verpflichtung zum Namen wurde aufgenommen in der ‚Michaelsbruderschaft‘, die sich zur gleichen Zeit bildete. Schließlich kam nach so viel geistiger Vorbereitung der Name in die Hände der Schriftsteller. Von katholischer Seite zeigte sich Joseph Bernhart als feinsinniger Interpret der Michaelsgeschichte („Der Engel des deutschen Volkes“, Verlag Joseph Müller, München), von der evangelischen versuchte Herrmann Sauer in der ‚Abendländischen Entscheidung‘ (J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig 1938) eine umfassende Konzeption des Michaelssymbols einmündend in eine Verbindung von ‚arischem Mythos‘ und gegenwärtiger Michaelsaufgabe der Deutschen.“ Schon die Zusammenstellung von Symptomen aus nationalsozialistisch-völkischen und aus kirchlich-konfessionellen Strömungen zeigt, daß zwar die aktuell werdende Bedeutung des Michael-Motivs dunkel gefühlt wird, daß man aber weit davon entfernt ist, auch nur den ersten Schritt zur Erlangung gekläarter Begriffe und Vorstellungen zu tun.

*

Alljährlich bietet uns die spirituellerfaßte Folge der Jahreszeiten die wunderbarste Hilfe für das Hineinwachsen in das Michaelsgeheimnis. In jedem Jahr feiern wir an der Schwelle des Herbstes das Fest des Erzengels Michael. Das bedeutet im Wechsel der Jahresstimmungen einen wichtigen und aufschlußreichen Übergang. Der September ist noch wunderbar von den Nachklängen des Sommers überglänzt. Noch einmal umfängt uns mit besonderer Beseligung die Natur, wenn sie sich auch schon zum Abschied schmückt. Die Erdenseele verströmt still-durchseelten Schönheitsglanz in der Zeit der Ernte; wir können uns ihr fast noch inniger verbunden fühlen, als wir es selbst im Hochsommer konnten. Das ist der Monat, in welchem die Sonne durch das Zeichen der Jungfrau geht. Das Jahr gelangt an den Punkt, wo sich das apokalyptische Bild des Weibes im Himmel, das mit der Sonne bekleidet ist, auch am physischen Himmel verwirklicht. Wenn später der November kommt, so steht die Sonne im Zeichen des Skorpions. Die Welt ist kahl und heimatlos geworden. Die letzten Sommer- und Herbstfarben sind erloschen. Die Welt fröstelt den Menschen an. Da haben wir im Horoskop des Jahreslaufes den Drachen, die drohende Widersachermacht. September und November stehen einander gegenüber wie das Weib im Himmel und der Drache, der es bedroht. Dazwischen durchschreiten wir im Oktober die Michaelszeit. Die Sonne steht in der Waage. Der Erzengel tritt, die Waage in der Hand, zwischen Jungfrau und Skorpion, zwischen das Weib im Himmel und den Drachen. Die Waage-

Kraft des michaelischen Gleichgewichtes läßt uns den Kampf zwischen Engel und Dämon bestehen. Das alljährliche bewußte Hindurchgehen durch den Michaelsmonat gliedert uns immer wieder ein in das Drama, das die Apokalypse im 12. Kapitel beschreibt. Es bestärkt in uns die michaelische Kraft und die sonnenhafte Lebenszuversicht.

Die Natur spricht zur Herbsteszeit in Bildern zu uns vom Michaelsgeheimnis. Ihre Symbolsprache belehrt uns über die Gegenmächte, gegen die wir uns zu behaupten haben. Das Bild des Drachen darf nicht einfach bloß moralisch verstanden werden. Es gilt nicht nur den Kampf gegen moralische Schlechtigkeiten und Verirrungen. In der Michaelszeit stößt die Natur alles Alte ab, so wertvoll und schön es auch gewesen sein mag. Was als Ergebnis eines ganzen Jahres an den Bäumen gereift ist, wird fallen gelassen. Zuletzt schütteln die Bäume und Sträucher noch das goldene Laub ab. Der Raum muß frei werden für das Neue, und so ringt sich die Natur zur völligen Verarmung durch. Darin können wir eine naturhafte Illustration sehen für die Gesinnung und den Willen Michaels. Der Erzengel der Sonne ist stürmisch darauf bedacht, der Bahnbrecher des Neuen zu sein. Das Alte, so reich und beseligend es auch war, darf dem Neuen nicht im Wege stehen. Der Drache ist es, der dem Menschen nahelegen will, an den überkommenen Gütern der Vergangenheit festzuhalten. Das bloß Vererbte, das bloß Traditionelle, sei es auf körperlichem, seelischem oder geistigem Gebiet, kann dem Menschen zum Drachen werden. Das michaelische Prinzip schwingt sich über die Prinzipien der bloßen Tradition und Vererbung hinaus. Es ist auf den mutvoll-schöpferischen Kampf um das Neue bedacht. Will man michaelisch werden, muß man vor allem den Satz bewahrheiten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Wer nicht Abschied zu nehmen vermag von den Gütern der Vergangenheit, gleicht dem reichen Jüngling im Evangelium, der sich nicht aufschwingen kann, den Weg der Nachfolge zu gehen. Gegenüber allen drachenhaften Vergangenhetsuggestionen will Michael den Menschen in das Gesetz des freien, steten Neubeginns einweihen.

Der Drache wird als ein Wesen mit sieben Köpfen und zehn Hörnern geschildert. Über den Sinn solcher Bilder wäre vielerlei zu sagen. Wir beschränken uns hier auf einen speziellen Aspekt: Die Zahl der Hörner ist größer als die der Köpfe. Die Hörner zeigen an der Gestalt des Drachens diejenigen Partien an, die verhärtet sind. So werden wir an ihm das Übergewicht der nicht aufgearbeiteten, verhärteten Vergangenhetskräfte über das lebendig-gegenwärtig Errungene gewahrt. Auch in uns ist der Drache wirksam, wenn in uns die Hörner zahlreicher sind als die Köpfe, d. h. wenn in uns die Vergangenhetsbindungen die lebendig schöpferische Kraft und Zukunftsbereitschaft überwiegen. Hörner können dem Menschen in allen Provinzen seines Wesens wachsen: Hörner der Verkalkung, der Verschrobenheit, vielleicht auch des als Pietät bemäntelten Klebens an alten, nur überkommenen und nicht

neu aufgebauten und verwandelten Lebensinhalten. Michael liebt das mühevoll Errungene mehr als das pietätvoll Bewahrte. Wer sich an seinen radikalen Zukunftswillen anschließt, kann sich dem Banne des Drachen entziehen.

*

Zur michaelischen Signatur unserer Zeit gehört, daß das Böse offen hervortritt. Wir dürfen nicht mehr nur auf mittelalterlich-abergläubische Vorstellungen vom Teufel angewiesen sein. An den rechten Begriffen und Erkenntnismitteln fehlt es heute. Man lebt in der Arena der Auseinandersetzung mit den dämonischen Mächten und ist doch völlig ohne die geistige Ausrüstung, die für diesen Kampf nötig ist.

Wir stehen mitten darin in einer ungeheuren Tragödie des guten Willens. Mit dem guten Willen allein kommt man nicht einen einzigen Schritt mehr vorwärts. Das hat Gründe, die es genau ins Auge zu fassen gilt. Daß die dämonischen Gewalten entfesselt und in die menschlichen Verhältnisse eingebrochen sind, wird gefühlt. Als 1945/46 der Krieg zu Ende war, war es geradezu Mode, von Dämonen zu reden. Es gab kaum noch eine Zeitschrift, in der nicht von den Dämonen die Rede war. Die Pastoren predigten es von der Kanzel, die Professoren dozierten es auf ihren Kathedern: „Wir haben den Dämonen ins Auge gesehen.“ Aber muß nicht ein solches Reden von den Dämonen eine bloße Phrase bleiben, wenn man sich dadurch nicht verpflichtet fühlt, die übliche Weltanschauung von Grund auf einer Revision zu unterziehen? Man begibt sich doch in eine klägliche Inkonsequenz, wenn man plötzlich wieder von Teufeln und Dämonen redet und daneben doch behauptet, ein moderner Mensch zu sein, d. h. in einer Denkungsweise zu leben, die die Existenz einer übersinnlichen Welt grundsätzlich bestreitet. Wo ist innerhalb des landläufigen naturwissenschaftlichen Weltbildes Platz für die Dämonen, an die man plötzlich wieder zu glauben scheint? Das Gerede von den Dämonen kann man gar nicht ernst nehmen, weil es nicht aus einer klaren, in sich konsequenten Denkungsweise hervorgeht. Es stimmt zwar, daß wir den Dämonen ins Auge gesehen haben, aber es geht nicht an, daß man glaubt, von den Dämonen reden und trotzdem noch so weiterdenken zu können wie bisher: als ob es keine übersinnliche Welt gäbe. Es muß eingesehen werden, daß die Weltanschauung der materialistisch-naturwissenschaftlichen Ära längst bankrott gemacht hat. Sie ist, wenn schon nicht durch gute Genien, so doch mindestens durch die Dämonen widerlegt.

Was am allermeisten im Wege steht, den Mächten des Bösen mit klarer Erkenntnis gegenüberzutreten, ist das dualistische Denken, die Anschauung von Himmel und Hölle, von Gut und Böse als von zwei Faktoren, die sich in einfacher Gegensätzlichkeit gegenüberstehen. Man denkt: wenn ich mich durch gute Werke auf die Seite des Guten stelle, so werde ich mit dem Bösen fertig. So ist es nicht.

Wir haben in unseren Tagen genügend Offenbarungen des Dämonischen erlebt, angesichts derer man sagen kann: Menschen sind zu Bestien geworden, das Tier hat sich durch Menschen geoffenbart. Die Dämonien der tierischen Gesinnung und der Vertierung sind auf den Plan getreten. Man ist bemüht, die Menschen, die in diese Verführung geraten sind, zur Rechenschaft zu ziehen. Das muß natürlich geschehen. Aber man sollte doch noch etwas anderes dazu erkennen: es gibt nicht nur die Tier-Dämonie, die sich zu so unverkennbaren Steigerungen aufgeschwungen hat, sondern daneben auch, weniger leicht zu durchschauen, die Tier-Theorie. Und eigentlich beherrscht die Tier-Theorie das ganze Erkenntnisleben der Menschen: man hat eine naturwissenschaftliche Anschauung vom Menschen, die nicht über das Tierreich hinausführt, die den Menschen nur so weit versteht, als er zu den Tieren gehört. Man hat keine wahre Menschenkunde. Wenn man z. B. — und das geschieht heute genau so gut wie zur Zeit des Nationalsozialismus — eine Vererbungslehre verkündet, nach welcher der Mensch wie das Tier ein Produkt der Vererbung ist, dann hat man das Tier im Denken. Man kann ein ganz anständiger Mensch sein, der sich keiner Brutalität schuldig macht, und doch insgeheim eine Herrschaft des Tieres aufrichten. Welche Folgen muß eine Denkungsweise haben, die den Menschen wissenschaftlich in die Tierreihe einordnet? Muß sie nicht schließlich dazu führen, daß sie stimmt? Müssen die Gedanken, die man über den Menschen denkt, nicht schließlich den Menschen beeinflussen und formen? Hat man eine Zeitlang vom Menschen materialistische Begriffe gebildet, so daß man ihn nach Erbforschungs-Experimenten begreift, die man an Kaninchen, Mäusen oder an anderen Tieren macht, so muß man sich nicht wundern, wenn schließlich wirklich die Tiergesinnung im Menschen durchbricht.

Das Böse tritt nicht nur auf dem Felde der Gesinnung und der Moral auf, sondern auch auf dem Felde des Denkens, des Erkennens. Hier macht es sich nicht sogleich als solches bemerkbar, es bleibt sozusagen salonfähig. Wenn einer seinen Nebenmenschen bestialisch quält oder tötet, so ist das nicht schwer zu diagnostizieren. Wenn aber ein Gelehrter ein Buch schreibt, das höchste Wissenschaftlichkeit beansprucht, so kommt man nicht so leicht darauf, daß es sich hier auch um eine Dämonie handeln kann. Hier kann sogar eine noch viel dämonischere Gefahr drohen als da, wo in direkter Art Unmenschlichkeiten begangen werden.

Welcher Mittel bedient sich in Goethes „Faust“ der Widersacher, nachdem er von Gott dem Herrn die Erlaubnis bekommen hat, Faust zu Fall zu bringen? Auf der einen Seite ist er der Verführer, der es zustandebringt, daß z. B. Faust Gretchen gegenüber schuldig wird. Das ist aber nicht das einzige. Wir sehen ihn z. B. am Anfang des zweiten Teils kavaliermäßig-geistreich am Kaiserhof auftreten. Jetzt ist er nicht auf Unmoralisches bedacht. Vielmehr rät er in der Not, in die das Reich gekommen ist, eine Abhilfe. Er tritt auf als

der geniale Erfinder des Papiergeldes: und schon ist alles Elend behoben. Hier stehen wir vor einer der bedeutendsten Kulturprophetien Goethes. Damals gab es höchstens erste primitive Vorstufen des Papiergeldes, das wir unterdessen so gründlich kennengelernt haben. Sind nun aber die Menschen von heute auch der Meinung Goethes, daß die Erfindung des Papiergeldes von Mephistopheles stammt? So weit hat man die Mächte des Bösen doch noch nicht durchschaut. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind viele Genialitäten des Mephistopheles unter den Menschen wirksam geworden; nur so konnten die modernsten Errungenschaften der Technik auf den Plan treten. Auch da ist eine Verführung im Spiel. Zwei polarisch-verschiedene Seiten des Bösen hat Goethe in Mephisto zusammengefaßt: Einmal wirkt er als eine auf Verführung, Rausch, Unmoralität bedachte Macht, und dann wieder nach der Art des gleißnerischen, seelenlos-klugen Geistes. Den heißen und den kalten Widersacher haben wir überall im Leben zu unterscheiden.

*

In der Offenbarung des Johannes tritt zunächst das Böse, noch kompakt zusammengegriffen, in der Gestalt des Drachen auf. Dann aber spaltet sich der Drache in das Zweigetier auf (Kapitel 13). Der von Michael gestürzte Drache steigt aus der Tiefe wieder empor: dem Abgrund entsteigt der Widersacher in zweifacher Gestalt. Der Apokalyptiker steht an der Grenze zweier Welten, am Ufer von Land und Meer. Da sieht er aus dem Meer ein Ungetüm aufsteigen, ein Tier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern. Aus dem festen, harten Land sieht er ein anderes Tier sich erheben. Es ist unscheinbar und könnte mit einem Lamm verwechselt werden. Es ist das zweigehörnte Tier, hart wie Stahl, die kalte Macht.

Um den Übergang vom 12. zum 13. Kapitel richtig zu verstehen, muß man gelernt haben, in dem flutenden Gestaltenwandel des übersinnlichen Bilderwebens zu leben. An solchen Stellen versagen die üblichen Kommentare durchweg. Ohne Empfindung und Spürsinn für die Qualität und das metamorphische Leben der apokalyptischen Bilder stellt man die Schilderungen des Drachen und des Zweigetiers starr nebeneinander und sucht nach Beziehungen, die zwischen beiden walten. Die Bilder der Apokalypse sind jedoch in steter Bewegung begriffen; eines geht aus dem anderen hervor, wie in einem Kaleidoskop eine neue Figur sich durch Metamorphose und Bewegung aus den Elementen der vorangehenden bildet. Der Übergang vom Bilde des Drachen im 12. zu dem des Zweigetiers im 13. Kapitel ist ein ähnlicher, wie er vom Bilde des himmlischen Viergetiers im 4. zu dem Bilde des Lammes im 5. Kapitel geführt hat. Als unser Blick zu den heiligen Tiergestalten der Götterhöhen empordrang, wurden wir Zeugen einer synthetischen Metamorphose: die Vierheit verwandelte sich in eine Einheit. Das Lamm erschien als Zusammenfassung und Inbegriff des Viergetiers. Jetzt, da wir die dämo-

nischen Tiergestalten aus dem Abgrund emporsteigen sehen, werden wir umgekehrt Zuschauer einer analytischen Metamorphose: ein Übergang findet statt von der Einheit zu einer Zweiheit. Das Böse tritt in seiner Doppelheit vor uns hin. Schicken wir uns an, auf Erden den Kampf fortzusetzen, dessen erster Akt im Himmel durch die michaelischen Scharen ausgefochten worden ist, so finden wir uns in einen Zweifrontenkrieg hineingestellt.

Die Zweiheit der Tiergestalten knüpft bedeutungsvoll an die Bilder des 10. Kapitels an. Da tauchte mitten in den Weltgewittern der große Engel auf, dessen Antlitz wie die Sonne leuchtet und der mit seinen gewaltigen Säulenfüßen zugleich auf dem Lande und auf dem Meere steht. Wir sprachen davon, wie diese Vision sich zeigt, wenn die Menschheit an die Schwelle der geistigen Welt herankommt. Ein Tor bildet sich dann, das zu durchschreiten ist. An den gleichen Stellen nun, auf denen der Engel mit seinen Füßen steht, tauchen die beiden Tiere aus dem Abgrund empor. Da, wo der Fuß des Engels auf dem Ozean steht, zeigt sich das schlangenartige Ungeheuer mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern; und da, wo der Engel seinen Fuß auf das feste Land setzt, steigt das finstere, verbissene, zweigehörnte Tier auf. Die Menschheit kann also nicht an die Schwelle der geistigen Welt herankommen, ohne an den Torpfeilern den beiden dämonischen Widersachern zu begegnen. Wenn das Schauen des Übersinnlichen in der Menschheit eintritt, zeigt sich sogleich auch das Doppelantlitz des Bösen. Die Mächte offenbaren sich, die der Menschheit auf beiden Seiten der Schwelle den Eintritt verwehren. Deshalb ist in den Zeiten des beginnenden übersinnlichen Erlebens nichts notwendiger als die Erringung einer klaren Erkenntnis über das Doppelwesen des Bösen. Die Apokalypse gibt diese Erkenntnis in bildhafter Form.

Auch im Bilde des Zweigetiers haben wir ein Stück wiedergeborener Urmythologie. Wir stehen am Zusammenfluß und Brennpunkt der mannigfaltigsten mythologischen Motive aller Zeiten. Der griechische Mythos kannte das Doppelantlitz des Bösen. Er schildert uns die Reise des Odysseus als die Wanderung der Menschenseele und zeigt uns, wie sein Held schließlich den Weg finden muß zwischen Scylla und Charybdis hindurch. Er muß den Gefahren des zerschmetternden Felsens sowohl als des saugenden Flutenwirbels gewachsen sein; aber Scylla und Charybdis sind nicht nur Klippe und Strudel, sie sind übersinnliche Feindgewalten, die sich der äußeren Gefahren bedienen. Das Alte Testament nennt die beiden Tiere, in denen die Doppelgestalt des Bösen erscheint, Leviathan und Behemoth. In den apokryphen Schriften des Alten Testaments finden wir exakte Parallelen zum 13. Kapitel der Apokalypse. So heißt es im 60. Kapitel des großen Henochbuches, das uns in griechischer und syrischer Sprache überliefert ist: „An jenem Tage werden zwei Ungeheuer aufgeteilt, ein weibliches namens Leviathan, um in des Meeres Tiefe über den Wasserquellen zu hausen. Das männliche aber heißt Behemoth.

Es nimmt mit seiner Brust eine ungeheure Wüste ein . . . Ich bat jenen anderen Engel, mir die Macht jener Ungeheuer zu zeigen, wie sie an einem Tage geschieden und das eine in die Meerestiefe, das andere auf das trockene Land der Wüste geworfen wurden.“ Auch am Schlusse des Hiobbuches erscheint das Zweigetier. Hiob hat alle Prüfungen des Leidens bestanden und ist dadurch schließlich an die Pforte der geistigen Welt herangelangt. Hier wird zu ihm gesprochen: „Siehe, da ist Behemoth. Seine Knochen sind wie eiserne Röhren, seine Gebeine wie eiserne Stäbe.“ Das zweigehörnte Tier wird also hier wie eine dämonische Maschine beschrieben, als ein seelenloses Gebilde, das zermalmend über die Kreaturen hinweggeht und alles kalt mit seinen Pranken und Zähnen zerfleischt. Dann vernimmt Hiob die Worte: „Kennst du auch den Leviathan? Aus seinem Munde flammen Fackeln, und feurige Funken schießen hervor. Aus seinen Nüstern quillt Rauch, wie von heißen Töpfen und Kesseln. Sein Odem ist wie lichte Lohe. Sein Herz aber ist so hart wie ein Stein, so fest wie ein unterer Mühlstein.“ So kalt Behemoth ist, so heiß und glühend ist Leviathan. Das Rätselhafteste ist, daß zu Hiob von Behemoth gesprochen wird: „Er ist der Anfang der Wege Gottes“ (40, 14). Das kann doch nur heißen, daß da, wo diese beiden Tiere erscheinen, die Schwelle ist. Hier hören die Menschenwege auf; die Wege Gottes fangen an. Die Tiere aber wollen den Menschen daran hindern, den Fuß über die Schwelle zu setzen. — Der germanische Mythos kennt die gleiche Doppelheit von Widersachermächten. Er schildert sie als Midgardschlange und Fenriswolf, als das heiße und das kalte Tier. Und auch das Neue Testament läßt erkennen, daß es überall diese wichtige Unterscheidung voraussetzt, indem es die Mächte des Bösen mit zwei ganz verschiedenen Namen bezeichnet. Die Macht, die in der Apokalypse aus dem Meere emporsteigt, heißt hier Diabolos, der Teufel, während das Tier, das aus dem Lande aufsteigt, als Satanas bezeichnet wird.

Es ist also nur eine für die heutige Zeit angemessene Wiedererweckung eines früher immer schon vorhandenen Wissens, wenn die neuere Geisteswissenschaft unter Verwendung alter Namen zur Unterscheidung zwischen dem luziferischen und dem ahrimanischen Prinzip anleitet. Sie steht damit auch in genauer Übereinstimmung mit der Bildweisheit der Apokalypse: das siebenköpfig-zehngehörnte Tier ist die luziferische, das zweigehörnte Tier die ahrimanische Macht. Und wir können aus den Bildern der Apokalypse sogleich entnehmen: vor der luziferischen Gefahr hat sich der Mensch in dem flutenden Element des seelischen Lebens zu hüten — das erste Tier steigt aus dem Meere empor; die ahrimanisch-satanische Gefahr tritt mehr aus den äußeren Verhältnissen des irdischen Lebens an den Menschen heran — das zweite Tier steigt aus dem festen Lande auf. Damit hängt es zusammen, daß sich die Bedrohungen durch die heiße, luziferische Dämonie mehr im persönlichen Seelenleben des einzelnen Menschen abspielen, während die kalte ahrimanische

Verführung mehr als das soziale Böse in den unpersönlichen Kulturzusammenhängen, in den sogenannten Objektivitäten, auftritt. Die unterscheidungslose abstrakte Art, über das Böse zu denken, hat zu allermeist dazu geführt, daß man zwar das persönlich oder moralisch Böse kannte, gegen die ahrimanische Gefahr jedoch, die dem sozial-kulturellen Ganzen droht, blind war.

*

Die luziferische Macht, die aus dem Meere emporsteigt, tut sich groß. Das ist schon an der Gestalt mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern abzulesen. Sie ist überall da in der Menschheit anzutreffen, wo unbeherrschtes Seelisches sich auslebt, wo Menschen sich in Leidenschaftlichkeit den Anwandlungen von Eitelkeit, Ehrgeiz, Hochmut und Machtgier überlassen. Überall, wo das Seelische nicht durch das Ich regiert und unter die Herrschaft des Geistes gestellt wird, waltet die luziferische Gefahr: die Gefahr der geistlosen Seele. Alle moralischen Verirrungen haben hier ihre Wurzel. Die Apokalypse schildert, wie alle Welt dieses Tier anstaut und seinen hochtrabenden Worten Glauben schenkt. Wo Menschen sich von den luziferischen Mächten leiten lassen, machen sie leicht auf ihre Umwelt einen großen Eindruck. Vor dem genialischen Element möchten viele gern sogleich auf die Knie sinken, zumal in Zeiten, in denen sich eine gewisse Eintönigkeit und Einförmigkeit des Lebens zu bemächtigen droht. Vor dem Glanz und Funkensprühen luziferischer Größe glaubt man dem Prinzip des Lebendigen inmitten von so viel Totem zu begegnen. So kann es sogar der Weg zu großen äußeren Erfolgen sein, wenn der Mensch sich der luziferischen Einflüsterung überläßt.

Auf dem Kopf des Tieres, so heißt es, stehen Namen der Lästerung. Es ist nicht zu verwundern, daß da, wo luziferische Impulse in den Menschen wirksam sind, Feindschaft, Spott, Zynismus dem Göttlichen gegenüber entsteht. Luzifer bewirkt, daß der Mensch sich selbst als eine Gottheit fühlt und deshalb sonst nichts Göttliches und Heiliges mehr gelten lassen will. Das Prinzip der Frömmigkeit und Andacht wird in den Hintergrund gedrängt. Das religiöse Leben ist zu unscheinbar und längst nicht glanzvoll genug. Die Suggestion des genialischen Glanzes will nicht, daß der stille Blick der Ehrfurcht in die tieferen Schichten des Daseins dringt. Alles Leben hüllt sich in einen illusionären, phantastischen Nebel ein.

Nun wird eine rätselhafte Charakterisierung hinzugefügt. Es heißt: einer von den sieben Köpfen des Tieres trage eine tödliche Wunde, die jedoch zuheilt. Was ist nicht alles zusammengeklügelt worden, um diese seltsame Angabe der Apokalypse zu deuten! Am häufigsten ist die Auffassung geltend gemacht worden, daß mit den Köpfen des Tieres römische Cäsaren der urchristlichen Zeit gemeint seien, unter denen einer von einer tödlichen Krankheit genesen wäre. Solche Deutungen verkennen durchaus das Niveau und die Sphäre der Offenbarung Johannis. Man kommt auf lauter Belangsig-

keiten, wenn man von den apokalyptischen Bildern zu bestimmten irdischen Sachverhalten hinuntersteigt, statt sich zu den geistigen Urbildern zu erheben, auf die wir dadurch hingewiesen werden sollen. Die Bildvokabeln der Apokalypse müssen von vielen Seiten betrachtet werden, um die darin enthaltenen Urbilder zu entziffern. Von einer Seite her liegt aber jedenfalls das Grundlebensgeheimnis, auf welches die Wunde am Kopf des Tieres hindeutet, offen zutage. Es ist leicht zu durchschauen, daß Eitelkeit niemals aus Stärke, sondern immer aus Schwäche hervorgeht. So sehr sich der eitle Mensch seiner Vorzüge glaubt rühmen zu können, so gewiß sind es im Grunde ganz bestimmte innere Schwächen seines Wesens, die ihn dazu veranlassen. Tritt ein Mensch mit Selbstüberschätzung auf, so kann man von vornherein wissen, daß es sich um eine schwache Seele handelt. Hinter aller luziferischen Aufplustering steht die Ärmlichkeit eines schwachen Innenlebens. Wer innerlich stark ist, kann es sich leisten, unscheinbar und anspruchslos seinen Weg zu gehen. Nur wer innerlich schwach ist, muß für sich Reklame machen. Überall, wo Luzifer die Seele dazu antreibt, Eindruck machen zu wollen, ist ein Minderwertigkeitskomplex aus dem unbewußten Teil der Seele heraus wirksam. Hier wirkt sich die Wunde aus, die das Tier an einem seiner Köpfe hat.

Wenn es nun heißt, daß diese Wunde zuheilt, so ist auch das von dieser einen Seite her gesehen nicht schwer zu verstehen. Die Minderwertigkeitskomplexe im Menschen werden — um uns eines Modeausdruckes zu bedienen — verdrängt. Sie scheinen verschwunden. Sind sie es aber wirklich? Die verdrängten Komplexe, die der moderne Mensch in seiner Seele trägt, die nicht aufgearbeiteten Restbestände solcher Erlebnisse, denen die Seele nicht gewachsen war, die unerfüllt gebliebenen Aufgaben des inneren Menschen, sie rumoren auf dem Grunde des Menschenwesens dennoch weiter. Sie werden gewissermaßen ins Physische abgeschoben. Was entsteht aber, wenn sich der Mensch an den kraftvollen Lebensstil gewöhnt, dem keine wirkliche innere Kraft zugrunde liegt? Dadurch entstehen diejenigen Einschlüge unseres Wesens, welche die Apokalypse als Hörner bezeichnet: die Verhärtungen und Verkrampfungen bis hin zu sklerotischen oder krebsartigen Erscheinungen, an denen der Mensch erkrankt. Gewisse psycho-analytische Theorien, die auf solche Zusammenhänge hinweisen, haben gar nicht unrecht, wenn auch alle Erkenntnisse über das Menschenwesen unzureichend und irreführend bleiben müssen, die das reale Geistige unberücksichtigt lassen. Heute sind viele Menschen krank durch nicht eingestandene innere Schwächen. Die Wunde ist zwar im Seelischen notdürftig geschlossen, aber im Körperlichen treten die Folgeerscheinungen der luziferischen Anwandlungen auf.

Leviathan-Luzifer übernimmt vom Drachen das Hörnerprinzip, das Übergewicht der Hörner über die Köpfe. Alles Unmoralische, da es auf nichteingestanden Schwächen der Seele beruht, muß das Menschenwesen mit Verhärtungen durchsetzen, die es an wirklicher innerer Weiterentwicklung verhindern.

Den imposanten äußeren Erfolgen, die der Mensch im Gefolge des ersten Tieres erzielen kann, steht das Lebensprinzip derer gegenüber, welche die luziferische Versuchung überwinden: „Hier ist die Geduld und der Glaube der Heiligen; wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Diejenigen, die still in Hingabe an das Göttliche ihren Weg gehen, können es sich leisten, Geduld zu haben. Sie können selbst dann noch Sicherheit bewahren, wenn sie in Not geraten oder getötet werden. „Wer ins Gefängnis bringt, der soll selber ins Gefängnis gebracht, wer mit dem Schwert tötet, wird selber mit dem Schwert getötet werden.“ Daß die bloße Machtanwendung stets auf den Anwender zurückschlägt, ist ein Weltgesetz, das sich immer, ob über kurz oder lang, erfüllt. Das luziferische Prinzip schlägt immer auf denjenigen, der sich von ihm leiten läßt, zurück. Nur wer in bescheidener Stille aus innerer Kraft geduldig und gläubig sein Leben gestaltet, ist vor den Rückschlägen des Lebens geschützt. Unabhängig von allen äußeren Schicksalen schreitet er vorwärts. Mögen es auch kleine Schritte sein: diese kleinen Schritte führen ihn näher an seine Geistesziele heran.

Die luziferische Macht, das Moralisch-Böse, hat man bisher immer im Auge gehabt, wenn man das Wesen des Bösen zu erfassen versuchte. Viel zu wenig aber hat man die andere Gefahr durchschaut, die Bedrohung des Denkens, das Sachlich-Böse, das seine Kälte in alle Bemühungen der Menschen ausgießt, die irdische Sinneswelt zu verstehen und zu meistern.

Die ahrimanische Gegenmacht, die aus dem festen Lande aufsteigt, ist viel gefährlicher als das Tier, das sich aus dem wogenden Element erhebt. Sie gibt sich kein großtuerisches Ansehen; sie ist unscheinbar und erscheint unschuldig wie ein Lamm. Aber in ihren beiden Hörnern trägt sie eine unheimliche Waffe. Auch die Hörner des zweigehörnten Tieres müssen von vielen Seiten her betrachtet und enträtselt werden. Eine Seite ist die folgende. Das Menschenwesen ist, wenn es lebendig sein soll, darauf angewiesen, daß in ihm gewisse Grundspannungen und Polaritäten wirksam sind. Ohne diese Polaritäten ist das Menschenleben ohne innere Steigerung, arm und tot. Wie arm wäre zum Beispiel das Menschendasein ohne die Spannung und Polarität zwischen dem männlichen und dem weiblichen Prinzip, nicht nur in den Menschen verschiedenen Geschlechts, sondern auch innerhalb des einzelnen Menschen. Wieviel Farbe, Wärme und Steigerung fließt aus dem fortwährenden Spiel und Ausgleich dieser beiden Pole des Menschenwesens hervor. Das gleiche gilt von dem Gegensatz zwischen Jugend und Alter. Mißleitet durch materialistische Gedanken und Gesinnungen, steht die heutige Menschheit in Gefahr, den Sinn und Wert des Alters zu verkennen und zu verlieren. Welche wunderbare Universalität könnte aber durch ein lebendiges Zusammenspiel und Zusammenklängen von Jung und Alt entstehen. Eigentlich können die jungen Menschen nur durch diesen Zusammenklang ihre Jugend recht bejahen und

bewahren, und die alten Menschen, statt bloß zu altern, zur geistigen Reife gelangen. Und auch hier ist es so, daß die Polarität schließlich in jedem einzelnen Menschen wirksam sein muß. Es gibt viele solche Polaritäten, die im Menschenwesen die ständige Bewegung von Austausch und Ausgleich zu bewirken haben. Kommt aber in diese Spannungen Verhärtung hinein, hört der Austausch der fruchtbaren Zweiheiten im Menschen auf, so verarmt und erstirbt die Seele. Es entsteht in ihr die erstarrte Zweiheit, das Zweigehörn. Der Mensch kann dann zwar noch Geistigkeit entwickeln, aber es ist eine tote, seelenlose Geistigkeit: die ahrimanische Geistigkeit des zweigehörnten Tieres. Wie das erste Tier die Urgestalt der geistlosen Seele, so ist das zweite das Urbild des seelenlosen Geistes. Ist die Seele geistlos, so wuchert sie; ist der Geist seelenlos, so macht er den Menschen kalt und hart und tot. Ahriman will den Menschen zu einem herzlosen, maschinenartigen Wesen machen.

Das Behemoth-Ahriman-Prinzip ist im größten Stil die Gefahr unserer Zeit. Das eigentlich unterscheidet unser Zeitalter von früheren Zeiten. Das ahrimanische hat das luziferische Prinzip, das früher im Vordergrund stand, in seiner Vorherrschaft abgelöst. Oft wird behauptet, unsere Zeit sei derjenigen des Mysteriums von Golgatha ähnlich. Man kann aber doch im Grunde die Zeit des Cäsarenkultes und der Christenverfolgungen nicht mit der Gegenwart vergleichen. Damals wirkten hauptsächlich die luziferischen Gewalten als die Gegenmacht des Guten. Sie waren es auch, die den Cäsarenwahnsinn hervorbrachten und im Cäsarenkult wirksam waren.

Heute haben die ahrimanischen Gewalten bei weitem die Vorherrschaft über die Menschheit an sich gerissen. Sie wirken sich in dem kalten, mechanisch-maschinellen Geist aus, durch den unser Zeitalter auf grandiose Weise im Zeichen der Technik steht. Manches Licht kann auf unsere Zeit fallen durch die Schilderung der Wunder, die das zweigehörnte Tier tut, das ja zum Beispiel auch Feuer vom Himmel fallen lassen kann. In der Technik wird heute bereits Magie geübt. Es muß eingesehen werden, daß dies mit Hilfe ahrimanischer Mächte geschieht, die in die Menschheit hereingelassen worden sind. Es wäre töricht und falsch, sich der Errungenschaften der modernen Technik nicht bedienen zu wollen. Aber nur durch den unbestechlichen apokalyptischen Blick, die klare Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, können die ahrimanischen Kräfte ausgeglichen und so auf segensvolle, das Menschenwesen fördernde Art in den Dienst der Kultur gestellt werden.

Die bloße Kopfmäßigkeit, die das Papiergeld erfindet und Maschinen baut, bietet den Ansatzpunkt für die ahrimanische Irreführung. Dadurch, daß man sie nicht durchschaute, ließ man die ahrimanische Macht über den Menschen triumphieren. Man entwickelte die Technik in hemmungsloser Unersättlichkeit, ohne daß der Mensch sich mitentwickelte. So steht am Ende der Mensch ratlos und versklavt da, von seinen eigenen Schöpfungen, dem Maschinentum,

dem Organisationswesen, dem Bürokratismus tyrannisiert. Erst durch bitterste Erfahrungen kommt er zu der Einsicht, daß er nur dann im Gleichgewicht und in freier Entfaltung seines Wesens leben kann, wenn er ebensoviel Innerlichkeit aufbringt, wie er Äußerlichkeit hervorgebracht hat. Daß um uns her alles zusammenstürzt, ist eine Folge davon, daß die sich überstürzende Zivilisationsentwicklung auf die Bahn der seelenlosen Geistigkeit, der bloßen Klugheit geraten ist: auf den Gebieten der Organisation, des Geldes, der Maschine, bis hin zur modernen Atomphysik und ihrer praktischen Anwendung.

Wann wird man anfangen, auch dafür Rechenschaft zu fordern und Ausgleich und Heilung zu suchen? In der materialistischen Weltanschauung, die als wissenschaftlich gesichert gilt und die bis in die Kirchen hinein zur selbstverständlichen Lebensgrundlage gemacht worden ist, ist die für unsere Zeit entscheidende Macht des Bösen wirksam. Die Auseinandersetzung mit der ahrimanischen Macht geschieht demnach durch die Befreiung des Denkens aus der Seelenlosigkeit und bloßen Kopfmäßigkeit, durch das Ringen um ein vollmenschliches, geistig richtiggestelltes Denken und Erkennen. Immer mehr wird eingesehen werden, daß in dieser Hinsicht das Lebenswerk Rudolf Steiners eine michaelische Leistung höchsten Ranges darstellt, eine kämpferische Errungenschaft, durch welche die Irrtümer der materialistischen Weltanschauung an der Wurzel gefaßt und überwunden sind. Ein Weltbild, welches die übersinnliche Welt nicht mitumfaßt, welches nicht berücksichtigt, daß vor allem der Mensch selbst ein übersinnliches Wesen ist, ist eine Lüge. Die Wissenschaft mag im einzelnen stimmen und großartigste Ergebnisse zeitigen. So wäre es selbstverständlich töricht zu leugnen, daß die Vererbungsforschung oder die moderne Atomphysik im einzelnen phänomenale Entdeckungen gemacht hat. Falsch und zur Lüge wird das alles, wenn gemeint wird, das sei nun schon „die Welt“, und wenn nicht eingesehen wird, daß man so nur an der Außenseite des Seins herumbuchstabiert. Wir alle tragen viel Erbmasse an uns, aber wenn wir denken, wir seien nichts anderes als unsere eigene Erbmasse, wenn wir nicht erkennen, daß in der vererbungsbelasteten leiblich-seelischen Hülle erst das wahre Wesen des Menschen drinnensteckt, der geistige Mensch, der ein Sieger und Meister über die Vererbung sein kann, wenn man zu der sinnlichen Weltbetrachtung nicht die Erkenntnis des Übersinnlichen hinzufügt, dann wird auch die geistvollste Wissenschaft zur Lebensverfälschung. Die ahrimanische Macht hat es im größten Stile fertiggebracht, daß die Menschen die Außenseite der Welt schon für die ganze Welt halten. Das ist die heutige Lage. Durch diese unbemerkten, kalten Dämonien, die sich in die Menschheitsverhältnisse hineingeschlichen haben, sind die Seelen moralisch schwach gemacht worden. Es ist kein Wunder, daß auf den Spuren Ahrimans auch Luzifer eine reiche Beute und Ernte findet. Das bloß-äußere Wissen ließ das Gewissen absterben. Innerhalb der großen maschinenartigen „Systeme“, in die man nach den Prinzipien der Technik das soziale Dasein

hineinzwang: „der totale Staat“, „der totale Krieg“ usw., verlor das Menschenleben seinen Wert, und man bemerkte nicht einmal, wie man es bestialisch vernichtete. Die Apokalypse schildert, wie das zweite Tier selbst gar nicht voll in Erscheinung tritt, sondern wohlweislich im Hintergrunde bleibt, um die Menschheit um so besser dem ersten Tiere, der luziferischen Macht des Moralisch-Bösen zuspieren zu können. Das zweigehörnte Tier streut dem Menschen Sand in die Augen. Indem es ihn zu der flach-intellektualistischen Gedankenart hinlenkt, die nur bis an die Oberfläche der Welt herandringt, richtet es eine große luziferische Illusion auf. Es sorgt dafür, daß ein Bild des ersten Tieres entsteht, mit einer Scheinseele begabt, von dem alle Menschen so fasziniert werden, daß sie davor niederfallen, um es anzubeten. Das Weltbild des Materialismus ist selbst das Bild des Tieres, weil es nicht bis zum wahren Menschenbilde vordringt und auch den Menschen nur als Tier versteht. So bedient sich Ahriman listig des Tier-Bildes, um den Menschen seinem wahren Wesen und seiner Bestimmung zu entfremden. Der Mensch wird moralisch schwach und hemmungslos gemacht, indem ihm weltanschaulich-wissenschaftlich das, was ihn vom Tiere unterscheidet, wegbewiesen wird. Das Dogma von der Tierabstammung des Menschen bzw. von der Vorbestimmtheit seines Wesens durch die Vererbung muß schließlich dazu führen, daß die Menschen bis in ihre Physiognomie hinein den Adel des Menschentums verlieren und das Zeichen des Tieres auf der Stirn tragen. Es ist dann nur ein weiterer Schritt, daß dem Menschen das tierische Malzeichen auch auf die rechte Hand geprägt wird. Nicht nur das Denken, sondern alles kulturelle Handeln zwingt die ahrimanische Macht so unter ihren Einfluß. Wenn es heißt, daß schließlich keiner mehr kaufen oder verkaufen kann, der nicht das Zeichen des Tieres an sich trägt, so tut sich die erschreckende Perspektive eines gänzlich von Ahriman durchsetzten Wirtschaftslebens vor uns auf. Alle Reste naiver Menschlichkeit und Brüderlichkeit werden durch die technischen Zwangsläufigkeiten des organisatorischen Prinzips sowie durch die Brutalität der bloßen Nützlichkeit und des hemmungslosen Egoismus verdrängt.

*

Zu allerletzt wird das zweigehörnte Tier durch eine geheimnisvolle Zahl gekennzeichnet, deren Nennung ausdrücklich durch die Ankündigung eines besonderen Mysteriums vorbereitet wird: „Hier ist Weisheit. Wer Verstand besitzt, der bedenke die Zahl des Tieres, denn es ist eine Menschen-Zahl. Seine Zahl ist 666.“ Auch an dieser apokalyptischen Hieroglyphe ist viel herumgerätselt worden. Die Ausleger haben vielfach gemeint, auf des Rätsels Lösung gekommen zu sein, als sie fanden, daß man den Namen des römischen Cäsars Nero, wenn man ihn mit hebräischen Buchstaben schreibt, als die Zahl 666 lesen könne. Strebt man statt nach einer trivial-äußerlichen nach einer spirituell-urbildlichen Erklärung, so muß man hier ganz besonders

bedenken, daß die apokalyptischen Zahlen nicht quantitativ, sondern qualitativ zu verstehen sind. Das geistige Antlitz der Zahl muß gefunden werden. Die siebente Posaune ertönt; ein Zeitenrhythmus kommt an sein Ende, der nach der Siebenerzahl geht. Das legt nahe, die Zahl 666 statt im Zehnersystem im Siebenersystem zu lesen. Allerdings, wenn wir die Zahl mit den Worten Sechshundertsechundsechzig aussprechen, so bewegen wir uns bereits im Zehnersystem. Wir können die Begriffe, die wir im Anschluß an das Zehnersystem gebildet haben, nur benutzen, um vergleichsweise anzudeuten, was die Zahl im Siebenersystem bedeutet. Im System der apokalyptischen Zahl beginnt nicht erst bei jeder zehnten, sondern bereits bei jeder siebenten Zahl eine neue Zahlengruppe; auf 6 folgt 10, auf 66 folgt 100. So müssen wir statt sechshundertsechundsechzig lesen: 6—6—6. Die Zahl, die in einer nach dem Zehnersystem gebildeten dreistelligen Zahl vorne steht, bezeichnet im Siebenerhythmus die Stelle, die innerhalb der großen Runden erreicht ist. Die mittlere Zahl gibt den Stand der mittleren, und die letzte den der kleinen Runden an. Die Zahl 6—6—6 bedeutet also, daß sowohl in der großen wie in der mittleren und in der kleinsten Runde überall die letzte Stufe vor der Sieben als der Stufe der Vollendung erreicht ist. Man braucht von der Zahl 6—6—6 nur eine einzige Einheit innerhalb der kleinen Runden weiterzuzählen, so ist die erste der übergroßen Runden voll. Es steht also unmittelbar die Zahl der großen Vollendung bevor, die im Zehnersystem Tausend heißt. Die Zahl 666 nimmt im Siebenersystem die gleiche Stellung ein wie die Zahl 999 im Zehnersystem. Sie ist die Zahl des letzten Augenblickes. Drastisch gesprochen bedeutet sie: es ist eine Minute vor 12 Uhr; es währt nur noch einen Augenblick, bis es für alles zu spät ist. So verstanden, macht uns die Zahl 666 auf eine satanische List Ahrimans aufmerksam: Das zweigehörnte Tier erzeugt in der Menschheit die Illusion des Tempos. Es hetzt und knallt mit der Peitsche: Keine Zeit, höchste Zeit! Der moderne Mensch ist bereits weitgehend unter die Suggestion der Zahl 666 geraten. Nicht nur, daß er es allmählich selber glaubt, was bereits zur Phrase geworden ist, er habe keine Zeit, sondern er gefällt sich sogar als Jünger des Tempos und blickt verächtlich auf die Menschen herab, die sich noch nicht in die Hetzjagd des modernen Lebens haben hineinziehen lassen. In Wirklichkeit ist der Peitschenknall des Tempos eine ungeheure Lüge. Man kann leicht feststellen, daß Menschen in ruhiger lebenden Zeiten eine auch quantitativ wesentlich größere Lebensleistung vollbringen konnten, als es in der Regel heute der Fall ist. Hier gilt es, einen besonders abgefeimten Verführertrick Ahrimans zu durchschauen. Der Mensch kann ja durch nichts wirksamer von seinen inneren Aufgaben abgehalten und abgelenkt werden, als durch die Illusion des sogenannten Tempos. Wer diese über sich Herr werden läßt, findet bald, selbst dann, wenn er es will, die innere Zeit und Ruhe nicht mehr, die er braucht, um Einkehr zu halten und an seiner Seele zu arbeiten. Das Zeithaben ist nicht eine Frage

der Uhr, sondern der inneren Ruhe. Geht dem Menschen die innere Ruhe verloren, so verliert er nicht nur die Zeit, sondern den eigentlichen Anschluß an das Leben, ja zuletzt sich selbst. Das wird die große Bedeutung und Wichtigkeit eines erneuerten religiösen Lebens sein, daß es auch den modernen Menschen, der nicht verschlafen sein, sondern mit dem eilenden Schicksal Schritt halten will, anleitet und in den Stand setzt, die Sphäre der inneren Ruhe und Andacht zu finden und zu pflegen. Nur durch das Bürgerrecht in dieser Sphäre ist es möglich, der ahrimanischen Verführung und Selbstentfremdung zu entgehen, die sich in der Zahl 666 ausdrückt.

*

Nimmt man die Erkenntnis vom Doppelantlitz des Bösen ernst, wie es uns die Apokalypse in Fortführung des Bildes vom michaelischen Kampf im 13. Kapitel zeigt, so erkennt man, wie irreführend die traditionelle dualistische Denkungsweise ist, die einfach Gut und Böse einander gegenüberstellt. Dem Bösen steht nicht das Gute, sondern ein anderes Böses gegenüber. Und wo finden wir das Gute? Wir finden es als die goldene Mitte, als das Gleichgewicht zwischen den Extremen der beiden Gegenmächte. Deswegen hat der Erzengel Michael die Waage in der Hand. Die Formel von der goldenen Mitte, wie sie die griechische Ethik geprägt hat, ist mehr als eine billige Lebensweisheit. Sie ist der Schlüssel zu den Mysterien des Moralischen. Man muß sich von Luzifer dienen lassen — wir hätten ohne das Luziferische keine künstlerischen Begabungen und keine Kunst —, und man muß sich auch durch Ahriman dienen lassen, denn wir brauchen Erden-Wissenschaft und Technik. Aber der Mensch muß in der Mitte stehen und sozusagen nach beiden Seiten hin die Tiere aus dem Abgrund am Zügel halten. Auch dem Rätsel des Bösen kommen wir nur durch eine trinitarische Denkungsweise und Weltauffassung bei. Das allerdings noch ganz unentzifferte Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit schließt uns alle Daseinsrätsel auf, auch das des Bösen. Welche Macht steht in der Mitte und läßt uns den Weg zwischen Teufel und Satan, zwischen Luzifer und Ahriman finden? Das Wort von der „goldenen Mitte“ ist selber Gold wert: in der Mitte ist die Sonne des Geistes, das goldene Herz der Welt, Christus selbst. Und Michael ist der Erzengel der Sonne und des Christus, weil er als der Diener des goldenen Gleichgewichtes die Dämonien überwinden hilft. —

Fassen wir zusammen, was uns das Drama im 12. und 13. Kapitel der Apokalypse lehren will für die Geisteskämpfe des gegenwärtigen Michaels-Zeitalters. Wir müssen uns in die Rolle des Weibes begeben, das in die Wüste geht. In der Wüste der inneren Einsamkeit und Besinnung wird uns die Hilfe Michaels zuteil. Es werden uns die Flügel des Adlers gegeben. Und der Adler ist nicht umsonst das Zeichen des Evangelisten und Apokalyptikers Johannes. Die Adlerflügel des apokalyptischen Aufschwungs tragen uns auf die hohe

Warte empor, von wo aus wir eine Gesamtschau unseres Zeitalters und die Erkenntnis von der Innenseite des Weltgeschehens erlangen. So gewinnen wir die Möglichkeit, über die geistlose Seelenhaftigkeit Luzifers und die seelenlose Geistigkeit Ahrimans zu triumphieren. Wir können nach durchgeistigter Seelenhaftigkeit und durchseelter Geistigkeit streben und nach beiden Seiten hin innere Souveränität erlangen.

Die goldene Mitte zwischen dem Hörnerprinzip: an der Vergangenheit zu kleben und sich nicht trennen zu können von dem Bloß-Mitgebrachten, und zwischen der Zahl 666, die uns umtreiben will, das ist die Sphäre der wirklichen Frömmigkeit. Insbesondere diejenigen, die mit Maschinen oder mit Elektrizität zu arbeiten haben, müssen wissen, daß sie des inneren Ausgleichs bedürfen gegenüber dem Abbauenden, dem sie ausgesetzt sind. Man muß aber den Weg zu einer Frömmigkeit finden, die dem modernen Menschen ehrlich möglich ist. Das ist die Frömmigkeit des Ruhens in der goldenen Mitte, in der Christus-Sphäre. Das ist zugleich die Sphäre des Michael. Obwohl es paradox erscheint: Ruhe zu pflegen, ist zugleich die wirksamste Art, das Böse zu bekämpfen. Man muß nicht immer so kämpferisch tun, wenn man den Geisterkampf bestehen will. Aus dem Mutterschoß einer Friederfüllten Seele, die wir uns durch Andacht und Frömmigkeit im sakramentalen Sinn erringen, geht auch eine neue Moral hervor. Man kann wieder, was man will, und bleibt nicht hinter seinen Vorsätzen zurück. Die Seelen sind durch Ahriman schwach geworden; durch Frömmigkeit, durch ruhevolleres Atmen in der „goldenen Mitte“ werden sie wieder stark. Das ist der Kampf, der heute zu vollführen ist. Bevor die Offenbarung Johannis den Kampf Michaels mit dem Drachen beschreibt, heißt es im letzten Vers des 11. Kapitels: „Der Tempel Gottes im Himmel tat sich auf, und es wurde sichtbar die Arche des Bundes.“ Vor dem Altare des offenen Tempels spielen sich die Kämpfe ab, durch die der Sieg über die Mächte des Bösen errungen wird. Die Welt des Altares im Hintergrund, werden auch wir imstande sein, die Auseinandersetzung mit dem Bösen im christlichen Sinne zu vollbringen.

VIII. POSAUNEN UND HARFEN: DIE SCHEIDUNG DER GEISTER

Das vierzehnte und fünfzehnte Kapitel

Die siebente Posaune hat uns auf den Höhepunkt des apokalyptischen Dramas emporgeführt. In ihrem Verklingen tun sich vor uns mit einem Male ganz neue Ausblicke auf. Die Tonart der Symphonie wechselt von Grund auf. Haben sich eben noch die Dämonien des Zweigetiers entfaltet, das bedrohlich aus dem Abgrund emporsteigt, so wird nun vor unserer aufatmenden Seele eine beseligende Aussicht frei.

Der Gedanke an die siebente, letzte Posaune ist immer mit der Vorstellung vom „Jüngsten Gericht“ verbunden worden. Darin hat man sich insbesondere auch gestützt auf das Pauluswort, in welchem der Apostel, der die apokalyptischen Vokabeln in voller Selbstverständlichkeit handhabt, von der 7. Posaune spricht: „Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden und dasselbe plötzlich in einem Augenblick zur Zeit der letzten Posaune“ (1. Kor. 15, 52). Man hat gemeint, die 7. Posaune sei das Schlußsignal der Weltgeschichte. Wenn sie ertönt, so dachte man, kommt der Weltenrichter, und durch seinen endgültigen Richterspruch werden nicht nur die Menschen zur ewigen Seligkeit oder zur ewigen Verdammnis bestimmt; es wird dadurch auch unserer ganzen Welt ein Ende gesetzt. Ist es wahr, daß die letzte Posaune den endgültigen Abschluß aller Entwicklung bedeutet? Führt sie den „Jüngsten Tag“ im Sinne des letzten Tages herbei?

Die Offenbarung Johannis beantwortet diese Frage durch ihre Architektur. Wir sehen, daß die Entwicklung keineswegs mit der 7. Posaune abbricht. Die Apokalypse schreitet weiter. Der Ausblick auf eine weitere große Runde von Zeitaltern eröffnet sich: es folgt noch die Ausgießung der sieben Zorneschalen und alles, was dadurch ausgelöst wird. Im zyklischen Gang des Weltenwerdens gibt es viele „Jüngste Tage“. Immer wenn eine Runde zu Ende geht und von einer neuen abgelöst werden soll, kommt ein Tag, der innerhalb des Zyklus, zu dem er gehört, nicht alt wird, sondern der jüngste bleibt gegenüber allen denen, die ihm vorangegangen sind. Die starren Vorstellungen und Gedanken, die von der religiösen Dogmatik und Tradition geformt worden sind, müssen im lebendigen Fluß der Apokalypse aufge-

schmolzen werden. Die Offenbarung Johannis will uns lehren, zyklisch zu denken und dadurch an ihren in steter Bewegung befindlichen Bildern und Geistworten teilzunehmen.

Folgen wir der dramatischen Bilderfolge mit der erforderlichen inneren Lebendigkeit, so werden wir nun aber doch gewahr, daß die 7. Posaune, wenn sie auch nicht das Ende der Welt bedeutet, doch ein „Jüngstes Gericht“ mit sich bringt. Mitten im Strom der Zeit führt sie die Menschheit vor Entscheidungen, die einen immer endgültigeren Charakter annehmen. Wir sahen, wie schon in der 6. Posaune, in der Erscheinung des gewaltigen Menschheitsengels, das Motiv der Schwelle hervortrat. Die Säulen, auf denen der Engel steht, bildeten das Tor, das zu durchschreiten ist. An dieser Schwelle fängt die Scheidung der Geister an. Die Menschheit fällt auseinander in den Teil, der sich zur Überschreitung der Schwelle durchringt, und in den anderen, der dem Schwellerlebnis ausweicht und sich um so mehr an das bloß Irdische bindet. Wenn dann die 7. Posaune ertönt, wenn der geistige Sonnendurchbruch, den die Posaunenklänge weltmusikalisch zum Ausdruck bringen, seiner Erfüllung zueilt, wenn „die Sonne es an den Tag bringt“, so fügen sich zu der Zweiheit der beiden Säulen weitere Zweiheiten hinzu. Im 11. Kapitel treten die beiden Zeugen auf, die auch die beiden Fackeln genannt werden. Zwei Geistgestalten, mit den Zügen des Moses und des Elias, erscheinen als lebendige Torsäulen an der entscheidungsvollen Schwelle. Und schließlich sah wir, wie an der gleichen Stelle die beiden Tiere aus dem Abgrund emporstiegen, die den Menschen an der Überschreitung der Schwelle hindern wollen. An dieser Stelle der Apokalypse könnte es wie im Hiob-Buch heißen: „Hier ist der Anfang der Wege Gottes.“ Da, wo die Menschheit an die Schwelle der geistigen Welt herankommt, schlägt der Jüngste Tag für die bloßen Menschenwege. Die Menschheit muß die Kraft gewinnen, den weiterschreitenden Fuß auf die Gotteswege jenseits der Schwelle zu setzen. Mitten im Zeitlichen geschieht ein Anbruch der Ewigkeit. Der Teil der Menschheit, der siegreich an den beiden dämonischen Schwellenhütern vorüberzuschreiten vermag, findet in der Zeit die Ewigkeit; der andere Teil versklavt sich an die gesteigerte Vergänglichkeit.

Nur von hier aus ist der Wechsel in der Tonart und Stimmung zu verstehen, der im Übergang vom 12./13. zum 14./15. Kapitel eintritt. Wir betreten eine Sphäre, die an Dramatik nicht arm, dabei aber doch von einem Element durchseelt ist, das uns wie ein Hauch heiligster Stille berührt. Ahnend werfen wir einen Blick voraus in das Land jenseits der Schwelle.

Gerade hier dürfen wir die Apokalypse durchaus nicht mehr im üblichen theologischen oder kirchlichen Stil lesen. Wir müssen sie, indem wir uns dem metamorphosischen Strom der Bilder, ihrem weltkünstlerischen Verwandlungswesen hingeben, malerisch oder, was noch besser ist, musikalisch lesen. Wir haben die erschütternde Symphonie der Posaunenklänge vernommen.

Jeder Posaunenstoß löste gewaltige Visionen von Durchgangsstationen und Prüfungen der Menschheit aus. Zuletzt hat die 7. Posaune durch ihr machtvolles Ertönen den Schleier zerrissen vor dem Drama des himmlischen Michaelskampfes, das sich nach dem Sturz der Widersacher auf der Erde fortsetzt. Damit ist das gewaltigste Crescendo erreicht. Die Posaunensprache des Himmels, die dann ertönt, wenn mit einer alten Welt abgerechnet wird, so daß alles Morsche zusammenstürzt und der Raum frei wird für den Aufbau einer neuen Welt, kann nicht weiter gesteigert werden. Jetzt setzt ein bedeutungsvolles Decrescendo ein. Im 2. Vers des 14. Kapitels heißt es: „Da hörte ich eine Stimme vom Himmel wie ein gewaltiges Wasserrauschen und wie die Stimme eines großen Donners, und dann war die Stimme, die ich hörte, wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen spielen.“ Im großen Weltorchester haben die Posaunen ihre Partie gehabt. Der Dirigent winkt ihnen ab. Eine kurze Zeit hindurch ist es, als ob die Posaunenklänge aus weiter Ferne zurückkehrten. Ein Donner rollt durch den Kosmos, wie ihr allmählich verebbendes Echo. Dann geht das Decrescendo aber keineswegs in ein Verstummen über. Jetzt werden Klänge vernehmbar, die uns beseligen. Sie ertönen als stille Untertöne auch vorher schon, aber sie waren durch die Posaunenklänge überwuchert worden. Es sind die Klänge von Harfen. Die Apokalypse beschreibt durch ihren Wortlaut das kosmisch-lyrische Element des Harfenklingses selber so musikalisch, als wollte sie im Menschenwort diesen Klang nachahmen. In einem halben Satz folgt gleich dreimal nacheinander das Motiv der Harfe:

ὡς κιθαροφθῶν καθαρίζοντων ἐν ταῖς κιθάραις αὐτῶν:

„wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen Harfe spielen.“

In dem Übergang von den Posaunen zu den Harfen offenbart sich ein aller tiefstes Weltprinzip. Die dauernden leisen Untertöne in der Musik des Kosmos dringen nun an unser Ohr. Wir nehmen teil an dem schöpferischen Dauerton, der erklingt, weil die Götter an der Welt weben und bauen. Immer geht die Welt aus dem Logos, aus dem Wort Gottes, hervor. Im Innersten der Welt ertönt das Weltenwort wie ein Harfenklang. Die Stimme der Weltinnerlichkeit wird hörbar, wenn die Posaunenklänge, die zur Weltoberfläche hin ertönen, zurücktreten. Eine gleichnishafte Vorstellung von den innerlich-kosmischen Harfenklängen gewinnen wir aus der Natur, wenn wir das Ohr an eine Muschel halten. Der summende Dauerton, den wir hören, läßt uns das harfenartige Tönen in der kosmischen Muschel, die wir unsere Welt nennen, erahnen. Das Weben der Götter am sausenden Webstuhl der Zeit, durch welches die Welt als das Kleid der Gottheit entsteht, wird uns in der Apokalypse als die Harfenmusik geschildert.

Wir müssen hier noch einmal darauf zu sprechen kommen, wie irreführend die allzumenschlichen Vorstellungen sind, die man sich gemeinhin von der Erschaffung der Welt durch das „Wort Gottes“ macht. Allzuklein ist der

Gedanke an ein wenn auch noch so großes menschenähnliches Wesen, das einmal, einem menschlichen Befehlswort ähnlich, ein Wort gesprochen habe, auf das hin die Schöpfung aus dem Nichts entstand. Aus dem väterlichen Urrunde der Welt tönt in Ewigkeit das schöpferische Wort hervor. Der Logos, das Wort Gottes, ist selbst ein Wesen, das die kosmischen Räume von allen Urbeginnen her mit einem göttlich raunenden Tönen erfüllt. Die alten Mysterien haben bis in die späte griechische Zeit ihre Schüler dazu erzogen, das Erklingen der Sphärenharmonien, die Musik der Sternenträume, mit dem Ohr der Seele zu erlauschen, und haben sich dadurch an das Logos-Geheimnis der Schöpfung herangetastet. Und wenn Goethe im Faust-Prolog den Erzengel sprechen läßt: „Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang...“, so knüpft er an die inneren Logos-erfahrungen der alten Welt an. Das Rauschen der Muschel kann uns anmuten wie ein stehengebliebener Nachklang des Urtones, von der inneren in die äußere Hörbarkeit hereindringend. Rudolf Steiner hat in seinen Vorträgen über „Die ägyptischen Mythen und Mysterien“ darauf hingewiesen, daß in den Veden noch ein Wissen von dem schöpferischen Urklang enthalten ist, den die Schüler der indischen Mysterien das „Urwort Wha“ nannten: „Wenn sich der Schüler in die höhere geistige Welt erhob, hörte er das Urwort, denn diese Welt ist eine Welt des Tönens. Da hörte er den Sphärenklang der sieben Planeten. Er nahm durch die Sphärenmusik und durch das Sphärenwort wahr, wie der Urgeist Brahma sich gliedert durch die Evolution in der siebengliedrigen Planetenkette, und er hörte das aus dem Urwort Wha. Das war die Bezeichnung des Urtones der Schöpfung.“

Wie auf einer zum Tönen gebrachten Glasplatte der Sand zu den wunderbar-harmonischen Chladnischen Klangfiguren geordnet wird, so wurde im Urbeginn des planetarischen Werdens unsere irdische Schöpfung durch das ertönende Urwort aus dem Chaos heraus geformt. Aus dem tönenden Schweigen entstand die Welt, und allmählich durften die Wesen der Schöpfung das Ursprechen des Schöpfers nachahmen. Zum Wort Gottes trat das Wort des Menschen hinzu. Und dann hat allmählich die Schöpfung den Schöpfer übertönt. Das laute äußere Sprechen deckte den weiterklingenden raunenden Gotteston zu.

Es konnte eine Entwicklung nicht ausbleiben, die wir uns durch einen trivialen Vergleich veranschaulichen können. Wenn einer zu einer still lauschenden Zuhörerschaft spricht, kann er ruhevoll sagen, was er zu sagen hat; er spricht sein eigenes Wort. Wenn aber die Zuhörer ihm ins Wort fallen und schließlich viele mit ihm gleichzeitig sprechen und, um ihn zu übertönen, ihre Stimme steigern, so nimmt sein Sprechen — will er sich überhaupt noch vernehmbar machen — einen veränderten Charakter an, der nicht von ihm selber, sondern von den fremden Menschen herrührt. So ist im Weltenwerden aus dem leise raunenden Schöpferworte Gottes das gewitterartige Dröhnen der Posaunen geworden. Auch in den Posaunen offenbart sich die Stimme Gottes, aber nicht mehr im schöpferisch-aufbauenden, sondern im richtend-vernichtenden Sinne. Das leise Wehen des Windes ist in das krachende Tosen von Donner und Blitz übergegangen.

Aber hinter und unter dem lauten, zerstörenden Warnungswort tönt dennoch das aufbauende Schöpfungswort weiter. Wenn die letzte Posaune verklungen ist, wird das Tönen der Harfen vernehmbar. Es wird dann der überdauernden Menschheit wie Elias gehen, der nach dem Erdröhnen des Erdbebens und des Gewitterfeuers das stille sanfte Sausen vernahm, in welchem sich ihm das innere Wort der Welt offenbarte.

Wir berühren hier ein tiefes Geheimnis unseres menschlichen Lebens. Als Justinus Kerner sein Buch über die „Seherin von Prevorst“ herausgab, durch

das er seine Zeit auf reale Offenbarungen des Übersinnlichen hinweisen wollte, sprach er im Vorwort von diesem Daseinsgeheimnis: „Es liegen sehr viele tief verborgene Wunder in der Natur und im Menschen, die wir nicht kennen, weil unser Auge und Ohr sich nur mit den äußeren Dingen beschäftigt und weil die äußere Stimme die innere überschreit. Ja, wundervoll ist das Leben der inneren Welt; es macht still und würde hier schon recht selig machen, wenn wir nur immer dem segnenden Säuseln dieses Geistes zugewendet blieben, wenn uns das Mühlrad der großen Welt nicht immer für dies Säuseln taub machte.“ Je größer und imposanter die Fortschritte der äußeren Kultur geworden sind, um so rücksichtsloser sind die leisen Stimmen der Welt und der Seele durch den Lärm des Lebens übertönt worden. Die Fähigkeit des Lauschens erstirbt wie die des erfüllten Schweigens. Vor lauter Lärm versteht der Mensch die Stimme seines eigenen Herzens immer weniger. Für die Stimme, die aus dem Herzen der Natur ertönt, ist er schon längst taub geworden. In den tieferen Schichten ihres Wesens droht die Menschheit unmusikalisch zu werden. Wollen wir wieder für die Sphäre wahrnehmungsfähig werden, in welcher die Harfen der Apokalypse erklingen, so bedürfen wir einer solchen Schule der Innerlichkeit, die uns neu an das Logos-Mysterium heranführt. Das erneuerte kultisch-sakramentale Leben kann ein Teil dieser Schule sein. Nicht nur, daß es uns dazu erzieht, mit andächtiger Seele wieder lauschen zu lernen, so daß im Menschenwort Gotteswort vernehmbar wird: im Hindurchgehen durch den Jahreslauf führt es uns alljährlich durch einen Übergang, der mit der Ablösung der Posauntöne durch die Harfenklänge in der Apokalypse verglichen werden kann. Das ist der Fall, wenn wir aus der Herbstzeit, aus den Wochen, in denen die Michaelszeit nachklingt, in die Adventszeit übergehen. Die Michaelszeit ist eigentlich die Posaunenzeit. Wenn dann aber vom ersten Advent an an den Altären der Christengemeinschaft von dem Stillewerden der Welt, von dem Hörbarwerden des göttlichen Weltengrundes gesprochen wird, hebt die Vorweihnachtszeit als die eigentliche Harfenzeit im Jahreslauf an. Und es wäre außerordentlich erzieherisch, den Jahreslauf innerlich so durchzumachen, als ginge man vom Herbst in den Advent wie von den Posaunen zu den Harfen über. Es würde eine Wiedergeburt der Weihnachtstimmung bedeuten, wenn es als ein Geheimnis der Adventszeit erkannt und gepflegt würde, daß jetzt den Harfenklängen der Welten-Innerlichkeit gelauscht werden kann und soll.

*

Bevor das Wort von den Harfenklängen ausgesprochen wird, eröffnet sich am Anfang des 14. Kapitels ein Ausblick, wie er reiner und Hoffnung-erweckender nirgendwo in der Offenbarung Johannis vorhanden ist: „Ich sah das Lamm stehen auf dem Berge Zion und um das Lamm herum die 144 000, die den Namen des Lammes und den Namen des Vaters an ihren Stirnen

geschrieben trugen.“ Dann kommt das Wort von den Harfenklängen, und der Seher Johannes fährt fort: „Die 144 000 sangen ein neues Lied vor dem Thron und vor dem Viergetier und den 24 Ältesten, und niemand konnte das Lied lernen außer den 144 000.“

Die Donnerschläge des Weltgewitters sind vorbei. Blitze haben die Luft von allen Trübungen gereinigt. Freie Weite erglänzt dem Blick. Wir stehen an der Schwelle und schauen durch das Tor. Eine Welt offenbart sich uns, auf die auch der erste Ausblick nur möglich ist, nachdem alle vorangehenden Prüfungen bestanden sind. Auf heiligem Bergesgipfel schart sich um das Lamm derjenige Teil der Menschheit, der mit der Entwicklung mitkommt, weil er die Schwelle zu überschreiten vermochte.

Dies ist die zweite Stelle in der Apokalypse, die uns das Lamm als handelnde Gestalt zeigt. Aus den üblichen Denk- und Vorstellungsgewohnheiten ist man leicht geneigt, über Sätze, in denen das Lamm genannt wird, hinwegzulesen. Man hat sich daran gewöhnt und findet nichts Besonderes dabei, daß das christliche Symbol des Lammes immer wieder in der Apokalypse vorkommt. Irgendwie weiß man, daß das Bild des Lammes auf Christus hinweist, und liest weiter, ohne mit besonderer Aufmerksamkeit innezuhalten. Nun enthält die Offenbarung Johannis zwar öfters solche Wendungen, wie das „Blut des Lammes“, aber jedesmal, wenn das Lamm selbst als handelnde Person des apokalyptischen Dramas hervortritt, sind wir an einen wichtigen Knotenpunkt gekommen. Es ist von entscheidender Bedeutung, daß hier, beim Übergang der Posaunen- in die Harfenklänge, der zweite dieser Knotenpunkte erreicht ist. Die erste Tat des Lammes zeigte uns die Apokalypse, als sie im Zurückschauen in den Götterschoß, aus dem die Welt hervorgegangen ist, den atembeklemmenden Augenblick der kosmischen Stockung beschrieb. Das Lamm allein war imstande, das Buch mit den sieben Siegeln aufzuschlagen. Nur eine einzige Kraft im Weltall vermochte das Werden der Schöpfung in Fluß zu bringen: die Kraft des Opfers und der Liebe. Die Christuswesenheit selbst war es, die als „Lamm Gottes“ durch eine erste kosmische Opfertat das Rad der Schöpfung bewegte. Das zweite Opfer des Lammes fand auf Golgatha statt: durch den Tod am Kreuz griff das „Lamm Gottes“, das höchste göttliche Wesen, das in Menschengestalt über die Erde geschritten ist, in die Schicksale der Schöpfung ein, die in Gefahr war, in den Abgrund zu versinken: das Schicksal der Menschheit wurde mit neuer Aufstiegskraft erfüllt.

Jetzt stehen wir im Verklingen der siebenten Posaune an der Schwelle der Geisteszukunft; wir dürfen in die Geburt eines neuen Äons hineinschauen. Da ist das erste, das sich uns zeigt, aufs neue das Bild des Lammes. Wir erkennen: in diesem entscheidungsvollen Augenblick der Weltentwicklung ist wieder ein großes Gottesopfer notwendig. Ein neues Eingreifen der Christuswesenheit in den Schicksalsgang der Menschheit muß erfolgen, und auch dieses kann nur durch Liebe und opfernde Hingabe des eigenen Wesens,

im Bilde des Lammes, geschehen. Welche Christusopfertat kommt der Menschheit zu Hilfe, wenn sie vor der Schwelle der geistigen Welt anlangt?

Wir sehen auf dem Berge Zion um das Lamm die 144 000 versammelt. Der Ausblick eröffnet sich uns auf eine zukünftige, dem Christus zugewandte Menschheit. Sie erweist ihre Zukunftsfähigkeit im Zeichen des Lammes, d. h. durch Liebe und Opferkraft, durch wirkliche Selbstlosigkeit. Die Zahl 144 000, die im 6. Siegel schon einmal prophetisch aufblitzte, als den Abstürzen, die aus den Entsiegelungen folgten, mit der Heils-Versiegelung eine erste Hoffnung des Wieder-Aufstiegs entgegengestellt wurde, ist durchaus qualitativer Art. In dem apokalyptischen Zukunftspanorama ist eine Menschheit um die Christuswesenheit geschart, die in doppelter Weise nach der Zwölfzahl geordnet ist. Jede wahre christliche Gemeinschaft muß die kosmische Vollständigkeit haben, die schon dem Kreis der zwölf Jünger eigen war, in welchem jeder anders war als der andere, jeder gewissermaßen Abgesandter eines anderen Reiches am Hofe des höchsten Königs, Repräsentant einer der zwölf Sternmöglichkeiten des Menschenwesens. Ob eine einzelne Gemeinde klein ist oder aus einer großen Zahl von Gliedern besteht: geistig gesprochen zählt sie 12 000, d. h. sie trägt die Zahl des allseitigen Menschentums, welches individuelle Freiheit mit Gemeinsamkeit vereinigt, in sich. Und finden sich nun auch noch die einzelnen Gemeinden zu einer Gesamtgemeinschaft zusammen, die auch ihren Teilgemeinschaften die individuelle Prägung läßt und deshalb ihrerseits noch einmal die allseitige Vollständigkeit erstrebt und unter der Zwölfzahl steht, so entsteht die Zahl 12 mal 12'000. Die Zahl 144 000 ist das Zeichen der Gemeinschaft aller Gemeinschaften, die nach dem Gesetz der Freiheit und Weite aufgebaut sind und dadurch von dem Christusprinzip durchpulst werden.

Wenn es nun heißt, daß die 144 000 sich auf dem Gipfel des heiligen Berges Zion um das Lamm scharen, so ist damit natürlich nicht der irdische Hügel im Südwesten von Jerusalem gemeint. Gemeint ist das aus allem bloß Irdischen herausgehobene Niveau, auf welchem die Fundamente des himmlischen Jerusalems gelegt werden. Dennoch kann uns das Wesen und die Geschichte des irdischen Zionsberges die Seelenlandschaft des jenseits der Schwelle liegenden himmlischen Bergesgipfels vertrauter machen. Nicht zufällig tritt eine irdische Stätte als Bild für einen geistigen Ort auf. Als ein fälliges Zentralheiligtum, als eine der urältesten Mysterienstätten der Menschheit hebt sich die Stätte der Anbetung aus dem ganzen Menschheitsbereich heraus, die in Urzeiten die stille, nun seit langem übergrünte oder überbaute Höhe von Zion gekrönt hat. Der Tempelplatz, der auf dem anderen, östlichen Gipfel Morija seit drei Jahrtausenden das Antlitz der Stadt Jerusalem bestimmt hat, für Juden und Mohamedaner das Zentrum der Welt, ist auch heilig. Aber unendlich viel beseelter und heimatlicher ist der erste der beiden Zwillingsgipfel, der Zionsberg. Die weite Felsenplatte des Tempel-

platzes stellt den Mondenpol von Jerusalem dar. Der Berg Zion, der urälteste Hügel aus heiliger Vorzeit, ist demgegenüber das Sonnenzentrum. Die Sonnenmysterien urältester Zeit, die weit hinter die israelitische Geschichte zurückgehen, sind auf dem Berge Zion zu Hause, aus dessen Tempelgrotten bereits der Priesterkönig Melchisedek hervortrat, um Abraham die Sonnen Gaben von Brot und Wein zu reichen. Hier errichtete später David zuerst das Heiligtum seines Volkes, und an derselben Stelle erhob sich schließlich über dem Grabe Davids der Raum, der für die Entstehung des Christentums eine so große Bedeutung gewonnen hat: das Coenaculum, wo der Christus den Jüngern am Gründonnerstag die Füße wusch und Brot und Wein reichte, wo die Jünger 40 Tage lang des österlichen Umgangs mit dem Auferstandenen erwürdigt wurden und wo sie am Pfingstmorgen ihre menschheitliche Aussendung erfuhren. Der Abendmahlssaal auf dem Zionsberge löste das Allerheiligste des salomonischen Tempels ab. Nicht mehr die Bundeslade hinter dem Vorhang, sondern der Tisch, der Brot und Wein trägt, war fortan der Ort des göttlichen Thrones, den Johannes im Mittelpunkt der neugeordneten Himmelsfiguren schaute. So tritt der Zions-Hügel, der einst eine Heimstätte war für die ältesten Sonnenmysterien der nachatlantischen Menschheit und der schließlich den stillen Schauplatz hergab für die Begründung der Christusmysterien als der erneuerten Sonnengeheimnisse, mit Recht in der Apokalypse als irdisches Bild für den geistigen Ort auf, an welchem sich die Zukunftsmenschheit zusammenfinden muß. Auf dem Gipfel des heiligen Berges, der umleuchtet ist von der Morgenröte des himmlischen Jerusalem, treffen sich die Menschen, die in Christus den hohen Geist der Sonne erkennen und verehren, der sich uns ebenso opfert, wie es die äußere Sonne in ihren Gaben fortwährend tut. Die 144 000 auf dem Berge Zion haben ihr Leben aus den Kräften des Christus-Sonnen-Mysteriums. Im Zeichen des Lammes sind sie zu dem zukunftsfähigen Teil der Menschheit herangereift. —

Die Apokalypse schildert die 144 000 als diejenigen, die von der Erde freigekauft und jungfräulichen Wesens und dadurch Erstlinge Gottes und des Lammes geworden sind. Sie sind die Menschen, die nicht dem Irdischen entflohen sind, die sich aber durch alles Irdische hindurch zu einer neuen Geistigkeit und Reinheit durchgerungen haben. Bei der Scheidung der Geister sind sie diejenigen, die nicht durch die Schwere der Materie mit in die Tiefe gerissen werden, sondern den Vorwärtsgang der Entwicklung, den neuen Paradiesesaufschwung über die Schwelle hinüber mitzumachen vermögen.

Die Christusmenschheit, die aus aller Uniformität des Schablonenwesens, aus aller Bevormundung und Unfreiheit zur wirklichen Freiheit und damit zu dem inneren Reichtum der selbstlosen Liebe durchgedrungen ist, erscheint dem apokalyptischen Blick als ein großer Chor. Sie singen das „neue Lied“, das niemand außer ihnen zu singen vermag. Sie haben Anteil an dem Klingen, das hörbar wird, wenn die Posaunen schweigen. Zu den Harfenklängen des

Kosmos, den musikalischen Offenbarungen der Weltinnerlichkeit, können sie die musikalische Offenbarung der Menscheninnerlichkeit hinzufügen. Es entsteht ein schöpferischer Doppelklang. Durch das Ertönen der Harfen und des neuen Liedes wird die neue Welt gewoben. Das ist der Sinn des Ausdrucks „das neue Lied“: es enthält nicht nur, sondern es bewirkt Neues. Es trägt dazu bei, daß alles neu wird. Das Singen derer, die um das Lamm geschart sind, brauchen wir uns nicht als eine besonders auszuübende Betätigung vorzustellen. Das Seelenweben der geläuterten Zukunftsmenschheit in Denken, Fühlen und Wollen ist selbst ein Klingen. Ihr Wesen ist Gesang. Die Gedanken, die sie denken, die Gefühle, die aus ihren Herzen hervorströmen, die Willensentschlüsse, die sie fassen, sind bereits schöpferisch, bevor sie noch in eine äußere Wirklichkeit umgesetzt sind. In diesem Kreise wird die weltenschöpferische Kraft des Wortes und des Klanges, die das „Wort im Urbeginn“ besaß, wiedergeboren. Von dem österreichischen Dichter Fercher von Steinwand gibt es ein frisches Lied, das einem fahrenden Handwerksburschen, der kein Zuhause hat, in den Mund gelegt wird: „Ich bau mir aus Klängen ein prächtiges Haus“. So weltlich uns dies Motiv zunächst auch anmuten mag, es rührt an ein Weltgeheimnis. Wirkliche Herzensklänge weben und bauen an einer neuen Materie. Das musikalische Element, das aus dem innersten Wesenskern des Menschen hervordringt, hat die Magie in sich, an einer heimatlichen Sphäre und Behausung und schließlich an einer neuen Welt zu bauen. Im Altertum konnte man aus der alten Wortkraft heraus noch Krankheiten durch Musik heilen. Man war noch mit den bis in die Leiblichkeit hinein wirkenden aufbauenden Kräften des Wortes und des Klanges vertraut. Diese Mysterien sind der Menschheit verlorengegangen und gehen ihr in der Zeit der Radiomusik immer noch mehr verloren. Das musikalische Element kommt nicht mehr an das verhärtete Menschenwesen wirklich heran, und es kann wohl auch nicht mehr so zum Klingen gebracht werden, daß es diese Wirkung haben könnte. Zu den Zukunftsausblicken der Apokalypse gehört es aber, daß Wort und Klang in der Menschheit ihre schöpferischen, bis ins Leibliche hineingehenden Aufbaukräfte zurückerlangen können. Der neue planetarische Weltzustand, der auf den Erdenzustand folgen wird, den die Geisteswissenschaft den Jupiterzustand und die Apokalypse den „neuen Himmel und die neue Erde“ nennt, wird nicht ohne Mitbeteiligung des Menschen geschaffen.

Indem uns aber der Seher Johannes den Ausblick eröffnet auf die Gründungskolonie des neuen planetarischen Daseins, verweist und vertröstet er uns keineswegs nur auf eine ferne Zukunft. Was nicht jetzt begonnen wird und keimt, wird sich in alle Zukunft hinein nicht verwirklichen. Mitten in aller Geistverarmung, mitten in dämonisierten Weltverhältnissen müssen wir bereits auf dem Wege sein zu dem Bergesgipfel und anfangen, uns zu der Schar von Sängern zu gesellen, die zu den Harfenklängen der Weltinnerlichkeit das

neue Lied singen, das der menschliche Anteil an dem „Es werde!“ ist, durch das die Gottheit die neue Welt erschafft.

In der Gesamt-Komposition der Apokalypse stehen die beiden feierlich-großen Zwischenausblicke, in denen sowohl das Bild des Lammes als auch das Motiv der Harfen wiederkehrt: das Lamm im Viergetier, die Siegel des Buches eröffnend (Kapitel 4 und 5) — das Lamm auf dem heiligen Berge inmitten der 144 000 (Kapitel 14 und 15) — in genauer, sprechender Symmetrie zueinander. Das erste Bild steht zwischen den 7 Sendschreiben und den 7 Siegeln, also zwischen der Siebenheit, die noch irdisch ist und vorbereitenden Charakter hat, und der ersten Siebenheit übersinnlicher Wahrnehmung. Das zweite Bild steht zwischen den 7 Posaunen und den 7 Zorneschalen, also an der Stelle des großen Entwicklungsganges, wo durch den menschheitlichen Schwellenübertritt der Ernst einer kosmischen Entscheidung über allem schwebt. Beide Male entsteht im dramatischen Fortschreiten eine göttliche Zäsur und Pause. Auf die erhabene, feierlich-ernste Ur-Größe der ersten Schöpfung zurück- und auf die Größe der neuen Schöpfung vorauszublicken, soll Ruhekraft geben für die Stürme und Prüfungen, die jedesmal danach zu bestehen sind.

*

Kaum hat sich uns der verheißungs- und hoffnungsvolle Ausblick auf den Gipfel des heiligen Berges aufgetan, da setzt auch schon die Dramatik wieder ein. Drei Engel treten nacheinander hervor, die eine strenge Botschaft zu verkündigen haben.

Die erste Engelserscheinung scheint zuerst die Stimmung der soeben vorübergezogenen Bilder zukünftiger Erlösung fortzusetzen. Wir sehen den Engel durch den Zenit des Himmels fliegen mit einem Buche in der Hand: dem Evangelium Aeternum, dem „Ewigen Evangelium“. Worauf soll uns das hinweisen? Wir sollen erkennen, daß zur Zeit der großen inneren Entscheidungen, unabhängig von allen äußeren Veränderungen, eine Umwandlung in der seelischen Atmosphäre der Menschheit eintreten wird. Es liegt etwas in der Luft. In den übersinnlichen Welten, über den Häuptern der Menschen wird etwas zum Aufleuchten gebracht und an die Menschheit herangetragen. Wir erkennen es als eine ungeschriebene Heilige Schrift. Das „Ewige Evangelium“ fängt an, an die Stelle des äußeren Evangelienbuches zu treten. Der Evangelienbuchstabe verliert seine Kraft und wird unwesentlich. In den nur traditionellen Kreisen, in denen man sich nicht vorstellen kann, daß ein echtes Christentum ohne das äußere Bibelbuch möglich ist, werden die Menschen in schwere Sorgen und Bedrängnisse geraten. Sie werden ein nicht wieder gutzumachendes Unheil darin sehen, daß die früher noch vorhandene Bibelkenntnis unter den Menschen auch innerhalb der Kirchen so rapide abnimmt und daß z. B. die jungen Menschen die Evangelien weithin überhaupt nicht mehr kennen lernen. Die Apokalypse gibt einen Trost, den sich allerdings nur großzügige und mutige Seelen anzueignen vermögen. Sie zeigt, daß eine Zeit kommt, in der die Menschheit dazu heranreifen kann und muß, das Evangelium substantiell und unabhängig vom Bibelbuchstaben zu finden, es

gewissermaßen neu aus dem Geistigen heraus zu lesen. Es mag für manchen schwer vorstellbar sein, daß es in der Zukunft einmal möglich sein soll, im Evangelium zu leben, ohne das Bibelbuch aufzuschlagen. Und natürlich wird es nicht so sein, daß etwa sogleich der Wortlaut der vier Evangelien, wie sie uns heute vorliegen, im Geiste lesbar wird.

Eine Sphäre wird fühlbar werden, in der es ein fortschreitendes unterscheidendes Wahrnehmen geben wird. Und wenn es nicht mißverstanden wird, könnte man sagen: von hinten nach vorn wird sich die im Geist erscheinende Heilige Schrift auftun. Da, wo das irdisch-niedergeschriebene Neue Testament endet, da leuchtet das Ewige Evangelium zuerst auf. Das Buch des Neuen Testamentes, das man zuerst sowohl substantiell wie inhaltlich wird finden können, ist die Offenbarung Johannis. Sie liegt heute schon am meisten „in der Luft“. In den kirchlich-christlichen Kreisen, in denen man vom Bibelbuchstaben ausgeht, tut man sich mit der Apokalypse schwer. Sie ist auch in ihrem äußeren Wortlaut allem bereits vorhandenen religiösen Denken und Fühlen ungewohnt, fremd und schwer zu enträtseln. Dennoch ist sie derjenige Teil des Evangelium Aeternum, den der Engel zu allererst in die Sphäre der Menschheit ausgießt. Zur Apokalypse gehört eigentlich alle echte Anschauung vom Übersinnlichen. Der geistig aufgeschlossene Teil der Menschheit wird auf die Dauer keiner Belehrung mehr bedürfen, um sich allmählich im Bereiche des Übersinnlichen auszukennen. Die Zeitereignisse, die Schicksale des gegenwärtigen Zeitalters bewirken es, daß die Menschen sich in die Tatbestände des Übersinnlichen einleben und so in die Apokalypse hineinwachsen. Sie werden vielleicht sehr verschieden benennen, was sie an geistigen Wirklichkeiten erfahren, aber es wird immer mehr Menschen geben, die durch eine gefühls- und ahnungsweise Erkenntnis mit der Sphäre des Ewigen Evangeliums und der Offenbarung vertraut werden. Auf diesem Wege wird sogar manch einer unabhängig von der äußeren Tradition zu Christus-Erfahrungen und Christus-Begegnungen kommen. Vielleicht wird er das Wesen, dessen Wirkungen und Nähe er erfährt, zunächst nicht mit dem Christusnamen bezeichnen. Er kann sogar meinen, in einem Gegensatz zum Christentum zu stehen, weil ihm das Christentum in den traditionellen Strömungen vielleicht nur auf eine entstellte Art bekannt geworden ist. Dennoch kann ein solcher Mensch mit seinen inneren Erfahrungen im Rechte, d. h. in eine echte Berührung mit der Christussphäre gekommen sein. Die Zeiten, in denen das Evangelium Aeternum an die Menschheit herankommt, liegen nicht erst in einer fernen Zukunft. Die ersten Anfänge davon sind heute bereits da. Nur sind heute noch die Schuppen des Materialismus auf den Augen der Menschen, und die groben Begriffe, mit denen selbst ideal gesinnte Menschen zu denken gewöhnt sind, decken die Erfahrungen zu, die zart und keimhaft auf dem Grunde mancher Seelen bereits vorhanden sind. Immer mehr wird sich herausstellen, daß der Engel mit dem Ewigen Evangelium angefangen hat,

durch den Zenit des Himmels zu fliegen und der Evangelienbotschaft von innen heraus eine neue Unmittelbarkeit zu geben.

Wenn beim Sichtbarwerden des „Ewigen Evangeliums“ auch die Vokabel „Buch“ nicht selber vorkommt, so gehört dieses Bild doch als drittes in die Reihe der Szenen, in denen „das Buch“ erscheint. Zuerst sehen wir das Buch, mit 7 Siegeln verschlossen, in der Hand des Thronenden, als die erste Schöpfung ins Dasein treten soll (5, 1). Es ist noch durchaus das Himmelsbuch, das zwar die Urbilder alles irdischen Daseins enthält, aber eben auch selbst nur das Urbild alles dessen sein kann, was es später als von Menschen geschriebene Bücher auf der Erde geben wird. Unter den Erdenbüchern wird es einmal das Buch, die Bibel, das Evangelium, geben. Darin wird sich das Himmelsbuch reiner als in allen anderen Erdenbüchern spiegeln.

Das zweite Bild, in welchem die Apokalypse ein Buch erscheinen läßt, ist die große Schwellen-Schau: Der große Engel, der mit einem Fuß auf dem Festlande und mit dem anderen auf dem Ozean steht, gibt dem Menschen das Erdenbuch, „das Büchlein“, zu essen (10, 9). Er zeigt, wie das, was im „kleinen Buch“ an Abspiegelung und Wiedergabe aus dem „großen Buch“ enthalten ist, angeeignet werden muß. Vor allem unterliegt „das Buch“, die Heilige Schrift, diesem Gesetz der innerlichsten Aneignung.

Wenn dann im dritten Bilde als neue Metamorphose des Buches das „Ewige Evangelium“ erscheint, so sind darin die beiden vorangehenden Stufen vorausgesetzt. Das Himmelsbuch wird nach dem Durchgang durch den Verkleinerungszustand des Erdenbuches wieder Himmelsbuch. Aber jetzt ist es nicht mehr wie im Ur-Stadium nur ein Buch für die Wesen einer höheren Welt, die nach den darin enthaltenen Plänen die Erdenwelt schaffen und die Erdengeschichte lenken: Jetzt ist es dafür da, daß Menschen darin lesen. Diejenigen Menschen, die es gelernt haben, das „Büchlein“ aus der Hand des Engels zu nehmen und zu essen, werden fähig sein, in dem „Ewigen Evangelium“, das der Engel in Händen hält und durch den Zenit des Himmels trägt, zu lesen. Das gegessene Erden-Buch, insbesondere dasjenige, das die vier Evangelien enthält, wird in der Seele des Menschen zum Organ für das Himmelsbuch, das „Ewige Evangelium“.

Der Engel, der mit dem Buche in der Hand eigentlich ein tief trostreiches Bild vor uns hinstellt, spricht sehr ernste und strenge Worte. Er ruft: „Die Stunde Seines Gerichtes ist gekommen.“ Hier taucht in der Offenbarung Johannis selber die Vorstellung vom „Jüngsten Gericht“ auf. Aber gerade hier ist auch zu erkennen, wie fern die Apokalypse dem starren Dogma ist, nach welchem das Jüngste Gericht das katastrophale Ende der Welt bedeutet und die ewige Dauer und Unabänderlichkeit sowohl der Verdammnis wie der Seligkeit begründet. Der griechische Wortlaut des Engelrufes lenkt uns auf ein richtigeres Verstehen hin. Das griechische Wort für „Gericht“ lautet „Krisis“. Der Engel verkündet die große Krisis.

Wir kennen dieses Wort aus dem Sprachgebrauch, der sich vom medizinischen Gebiete her gebildet hat. In der Krisis, die ein Kranker durchmacht, entscheidet sich, ob er durchkommt oder nicht. So ist das „Gericht“ nicht das Ende, sondern die Krisis der Welt und der Menschheit. Es bereitet sich die große Entscheidung vor. Alle Entscheidungen nehmen immer endgültigeren Charakter an, wenn die Sphäre des Ewigen Evangeliums anfängt, die Menschheit zu

berühren; wenn die geistige Welt so nahe herankommt, daß darin wie in einem aufgeschlagenen Buch gelesen werden kann. An dieser herannahenden Sphäre scheidet sich die Menschheit. Es stellt sich heraus, wer es ablehnt, auf die Botschaft zu achten, die immer deutlicher in der Luft liegt. Dadurch vollzieht sich die Krisis ganz von selbst, die Scheidung der Geister hebt an.

Der zweite Engel fliegt durch den Zenit des Himmels. In seinem Wesen herrscht von vornherein die Strenge vor. Er verkündet nur einen ungeheuren Urteilsspruch: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt, denn sie hat mit dem Weine ihrer Hurerei alle Völker trunken gemacht.“ Zum ersten Male erscheint das Gegenbild derjenigen Menschheit, die sich auf dem Berge Zion um das Lamm versammelt. Durch den Ruf des zweiten Gerichtengels wird deutlich, daß die Scheidung der Geister beginnt. Der eine Teil der Menschheit wird auf den heiligen Gipfel emporgehoben, der andere Teil stürzt in die Tiefe des Abgrundes. Eine Perspektive tut sich auf, die am Schluß der Apokalypse ihre letzte Deutlichkeit gewinnt. Zwei große Städte erscheinen als Bilder der sich gruppierenden Menschheit. Auf dem heiligen Berge entsteht die eine Stadt, die sich aus dem Himmel herniedersenkt. Das sind die Menschen, die sich aus den oberen Kräften heraus nähren, die sich so mit der Kraft des Geistes verbinden, daß sie damit alles Irdische bis in die materielle Leiblichkeit hinein durchdringen und verwandeln können. Das himmlische Jerusalem wird als „Braut“ bezeichnet, weil es diejenige Menschheit bezeichnet, die auf reine Weise Geist und Stoff vermählt. Die andere Stadt sinkt in den Abgrund. Sie wird als die Hure Babylon bezeichnet, weil sie auf unreine Art das Körperliche mit dem Seelisch-Geistigen vermischt. Statt daß alles Leibliche vom Geistigen her verwandelt wird, wird das Geistige durch das unverwandelt bleibende Leibliche verunreinigt. Der dunkle Sturz Babylons ist der Schatten zu dem Morgenrötelicht, das sich um den Gipfel des heiligen Berges gezeigt hat.

Als der dritte Engel durch den Himmel fliegt, erhöht sich die Spannung. Der Engel verkündigt ein strenges Gericht und Urteil: „Die das Tier anbeten und das Bild des Tieres und das Malzeichen des Tieres annehmen an Stirn oder Hand, die werden aus dem Kelch des Zornes Gottes trinken. Der Rauch ihrer Qualen wird aufsteigen durch die Äonen, und sie werden keine Ruhe haben Tag und Nacht.“ Man darf bei allen solchen Bildern des Gerichts nicht denken, daß sie sich erst in der Zukunft erfüllen. Die Anfänge davon sind immer schon da. Wir sprachen davon, daß die Anbetung des Tieres und des Tierbildes, das die ahrimanische Macht in die Menschheit hereinschmuggelt, nicht nur da geschieht, wo grob-moralische Verirrungen stattfinden, daß in einer gewissen Weise die materialistische Weltanschauung selbst das Bild des Tieres ist, da sie ja auch den Menschen nur soweit versteht, als er mit dem Tiere verwandt ist. Viele mögen glauben, daß die Menschen durch die technischen Erfindungen, die ja die praktischen Früchte des materialistischen Welt-

bildes sind, dazu kommen werden, menschlicher zu leben. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Der Mensch kommt im Gegenteil dadurch in Gefahr, auf das Niveau des Tieres hinunterzusinken. Daß die Technik dem Menschen mancherlei Mühe abnimmt und Zeit erspart, wäre an und für sich zu begrüßen. Aber der Mensch müßte die gewonnene Zeit fruchtbar anwenden zur Erhöhung seines eigentlichen Menschentums. Er müßte die äußerlich ersparten Mühen auf dem inneren Felde in Anwendung bringen. Tut er das nicht, so wird er seinem eigenen Wesen nur immer mehr entfremdet. In Wirklichkeit ist ja auch zu beobachten, daß die Menschen durch alle großartigen Fortschritte der Technik nur dazu kommen, über vermehrte Mühe und verringerte Zeit zu klagen. Die nervenmäßigen Rückschläge der technischen Errungenschaften sind heute schon unabsehbar groß. Was dem Menschen das Leben erleichtern sollte, nötigt ihn ihm Gegenteil, in einer immer unheimlicheren Welt, ja schließlich in einer Hölle zu leben. Eine Kultur ist hingestellt worden, die großartig die Gesetze des materiellen Daseins beherrscht und das Rohmaterial der irdischen Welt meisterhaft zu handhaben versteht, aber sie rechnet nicht mit dem wahren Wesen des Menschen. Der Mensch kommt unter die Räder seiner eigenen Maschinen. Die seelenlose Kultur muß auf den Menschen zurückschlagen, weil er ein seele- und geisttragendes Wesen und darauf angewiesen ist, in einer seelenvollen Umgebung zu leben. Durch die Technik breitet sich das Tier-Prinzip in der Welt aus. Die Maschinen sehen zwar nicht aus wie Tiere, aber sie hängen zusammen mit dem Tier aus dem Abgrund und drücken schließlich den Menschen auf das Tierniveau zurück; sie prägen ihm das Zeichen des Tieres auf Stirn und Hand. Wenn die Apokalypse sagt, daß die Menschen mit dem Zeichen des Tieres keine Ruhe haben werden Tag und Nacht, so gibt sie damit eine Unheilspredigt, die heute bereits in größtem Maße in Erfüllung geht. Eine große innere Ruhelosigkeit und Nervosität macht sich als erste Rückwirkung einer bloß materialistisch aufgebauten Kultur deutlich bemerkbar. Da hat das „jüngste Gericht“ schon begonnen. Innere Ruhe und Konzentration zu pflegen, ist für den heutigen Menschen bereits eine außerordentliche Leistung. Aber nur durch das Ringen darum kann der Mensch sein Menschentum bewahren. Der Anschluß an die Kräfte einer höheren Welt hilft dem Menschen in diesem Ringen, und ohne diesen Anschluß werden auf die Dauer alle seine Bemühungen vergeblich sein.

*

Nach der Erscheinung der drei Engel läßt die Apokalypse eine Schau von überragender Größe vor uns erstehen, die auch wie das Bild vom Ewigen Evangelium zunächst einen trostreichen Anblick eröffnet, dann aber doch sogleich erkennen läßt, daß in ihr der Gerichtsernst, der über die Erde hereinbricht, fortschreitet: „Und ich sah, und siehe, eine weiße Wolke, und auf der Wolke saß einer gleich eines Menschen Sohn, der hatte eine goldene Krone

auf seinem Haupte und in seiner Hand eine scharfe Sichel.“ Mit einem Male zeigt sich uns das Bild der Wiederkunft Christi. Christus kommt auf den Wolken des Himmels, wie es auch in den Evangelien verheißen ist. Und er zeigt sich im Bilde des Menschensohnes, des Geistesmenschen. Dies ist nach der großen Eingangsvision vom Menschensohn die zweite Stelle in der Apokalypse, wo der Geistesmensch erscheint. Die Wiederkunft Christi findet statt im Zeichen des Menschenideals. Sein Kommen bedeutet zugleich die Errettung und Erhöhung des geistigen Menschenwesens.

Jetzt beantwortet sich uns die Frage, welches Gottesopfer gemeint ist, wenn das Lamm im Drama der Apokalypse zum zweiten Male handelnd erscheint. Das Geheimnis des dritten Opfers des Lammes offenbart sich uns. Das erste Opfer des Lammes wurde im Anfangsstadium unseres Erdenkosmos dargebracht. Die Christuswesenheit brachte die Schöpfung in Gang durch das Opfer ihres eigenen Wesens. Das zweite Opfer des Lammes geschah in der Mitte der Zeit, als Christus am Kreuze starb. Davon ist hier in der Apokalypse nicht mehr die Rede; Golgatha ist in ihr überall vorausgesetzt. Jetzt wird das dritte Gottesopfer notwendig. Die Welt ist wieder an einen Punkt gekommen, wo sie ohne höheres Eingreifen ihre Zukunft nicht finden kann. Diesmal greift die Christuswesenheit nicht wieder wie vor zweitausend Jahren durch eine physische Menschwerdung ein. Das dritte Opfer des Lammes geschieht, indem der Christus durch die Hinopferung seines göttlich-kosmischen Wesens geistig ganz nahe an die Menschheit herankommt. Die Wiederkunft Christi im Übersinnlichen, in der Sphäre der ätherischen Lebens- und Bildkräfte, die sich im Bilde der Wolke symbolisieren, ist das Ergebnis des dritten großen Gottesopfers.

Und nun ist es, als ob die Offenbarung Johannis die alte Meinung bestätigen wollte: daß Christus als der Weltenrichter wiederkommt. Der Christus, der sich in seiner ätherischen Gestalt der Menschheit naht, trägt auf seinem Haupte die goldene Krone und in seiner Hand die scharfe Sichel. Er bringt die leuchtenden Gottgedanken neu an die Menschheit heran, aber er ist auch bereit zur Ernte der Welt. Wieder kommen drei Engel durch den Himmel geflogen. Die Komposition des Kapitels folgt dem Gesetz einer wunderbaren Symmetrie: der Gipfel des Berges Zion, dann die drei Engel, die durch den Zenit des Himmels fliegen; wieder ein großes Bild: der Christus auf der weißen Wolke, dann wieder die drei Engel. Der erste Engel ruft dem Menschensohn auf der Wolke zu: „Schlag zu, die Ernte der Erde steht reif.“ Und wir sehen, wie der auf der Wolke Thronende mit der scharfen Sichel zuschlägt: die Erde wird geerntet. Dann tritt der zweite Engel aus dem Tempel des Himmels hervor. Er trägt ein scharfes Rebmesser in der Hand. Und der dritte Engel kommt und ruft dem zweiten Engel zu: „Schlag zu und schneide die Trauben am Weinstock, denn seine Beeren sind reif.“ Und der zweite Engel schneidet die Trauben, und Blut strömt aus über die Erde hin

und steigt so hoch, daß es schließlich auf weite Strecken den Pferden bis an die Steigbügel reicht und die Reiterheere der Menschheit durch Blut waten müssen.

Die Wiederkunft Christi bedeutet in der Tat das Weltgericht. Aber der Christus kommt nicht in der Gestalt des Weltenrichters, wie ihn noch die starre mittelalterliche Dogmatik vorgestellt hat. Die apokalyptischen Bilder wollen malerisch-dramatisch verstanden werden und deuten die Geistvorgänge an, die sich immer deutlicher und strenger in die Vorgänge des äußeren irdischen Geschehens mischen. Die Sonne des Christuswesens, deren geistiger Sphärendurchbruch das Geheimnis der Wiederkunft ist, bringt an den Tag, was auf der Erde echt und reif und was unbrauchbar ist. Wir erkennen in den Bildern von der großen Ernte das Weltprinzip von Brot und Wein wieder. Zunächst wird das Brotgetreide auf Erden geschnitten, d. h. es wird dasjenige einer strengen Prüfung unterzogen, was die Menschheit auf der Erde je und je äußerlich leiblich hervorgebracht hat. Dann wird der Weinstock der Menschheit geerntet; nach dem Korn werden die Trauben geschnitten, d. h. alles dasjenige wird geprüft, was in der Menschheit innerlich hervorgebracht worden ist. Die Innenseite der Menschheitskultur wird gerichtet. Nur dasjenige auf Erden hat Bestand, was die geistige Sonnenreife erlangt hat und zum Brot und Wein des ewigen Lebens werden kann. Insbesondere bei der Prüfung der Menschheitsinnerlichkeit zeigt sich, daß es Zeiten schwerer Schicksale sind, in die das zweite Kommen Christi fällt. Wenn von unsichtbaren Mächten des Himmels die Innerlichkeit, die die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte entwickelt hat, auf die Probe gestellt wird, so fließt auf Erden das Blut in Strömen. Wie kann es sein, daß die Wiederkunft Christi, die doch durch ein neues großes Gottesopfer bewirkt wird und zum Heile der Menschheit geschieht, zugleich ein solches Weltgericht heraufbeschwört? An den übersinnlichen Tatsachen muß sich die Menschheit entscheiden. Die Wiederkunft Christi bedeutet das Näherrücken einer ganzen geistigen Sphäre, die, indem sie immer deutlicher gespürt wird, von den Menschen eine Bewußtseinswandlung erfordert. Hier scheiden sich die Geister. Die Menschen sind es im Grunde selbst, die das Weltgericht an sich vollziehen. Zweierlei geistige Wirklichkeits-Bereiche kommen an die Menschheit heran, wenn die siebente Posaune erklingen ist: die Sphäre des Ewigen Evangeliums und die Sphäre der Wiederkunft Christi. Beide bewirken Entscheidungen, die immer endgültigeren Charakter annehmen. Wenn das aufgeschlagene Buch des Lebens an die Menschheit heranrückt, muß sich zeigen, wer darin liest und wer nicht. Und wenn der Christus selbst nahe an die Menschheit herankommt, so muß sich zeigen, wer ihn fühlt und schaut und wer nicht. Durch das Verhalten gegenüber diesen Realitäten im Übersinnlichen fallen schließlich Schicksalsentscheidungen, die in allen künftigen Erdenleben nicht wieder rückgängig gemacht werden können.

*

In der Mitte des Kapitels wird ein wichtiges Geheimnis ausgesprochen: „Ich hörte eine Stimme vom Himmel her zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Diese Worte sind insbesondere durch die Brahms'sche Vertonung im „Deutschen Requiem“ vielen Menschen ans Herz gewachsen. So bedeutete gerade diese Stelle in der Brahms'schen Musik ein musikalisches Zentralerlebnis im Leben Friedrich Rittelmeyers. Viele von seinen wichtigsten religiösen Erfahrungen haben sich daran angeschlossen. Was ist mit diesem Wort gemeint?

Zu den üblichen Vorstellungen von der Wiederkunft Christi gehört die, daß der Christus kommt, „zu richten die Lebendigen und die Toten“. Es stammt aus ganz alten Zeiten, eigentlich aus der eschatologischen Messiaserwartung des Pharisäerordens im Spätjudentum, daß man sich ausmalte: wenn der Weltenrichter kommt, so tun sich die Gräber auf, und die Toten werden auferstehen. Kaum eine andere Vorstellung hat so sehr dazu beigetragen, daß ein grober und starrer Materialismus in das religiöse Denken hineinkam, wie diese Eschatologie vom Weltgericht, die noch von den großen Malern der Renaissance, Michelangelo, Signorelli usw., künstlerisch gestaltet und im Exerzitenwesen des Jesuitenordens angewendet worden ist. Das pharisäische Judentum stellte sich bereits das erste Kommen des Messias im Bilde des Weltgerichts, bei welchem sich die Gräber auftun, vor. Als der Christus dann in einer so unscheinbaren menschlichen Gestalt kam, mußte er schon deshalb verkannt und ans Kreuz geschlagen werden. Ähnlich wie die messianischen Hoffnungen der Pharisäer sind später mancherlei christliche Erwartungen von der baldigen Wiederkunft Christi enttäuscht worden, weil sie mit ähnlich groben äußerlichen Vorstellungen verbunden waren. Wir müssen uns gänzlich von den Resten des materialistischen Mißverständnisses befreien, als ob die Auferstehung der Toten, die durch die Christus-Zukunft bewirkt wird, durch ein Emporsteigen der Leiber aus den sich öffnenden Gräbern geschähe. Dadurch wird der Weg frei, um zu erkennen, welche entscheidende Bedeutung die Wiederkunft Christi für die Sphäre der verstorbenen Menschenseelen haben muß. Den Satz: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“, müssen wir intim verstehen. Das aber ist nur möglich aus dem Zusammenhang heraus. Wir brauchen nur weiterzulesen. Schon der nächste Vers gibt die Lösung: „Ich sah, siehe, eine weiße Wolke, und auf der Wolke saß einer, gleich eines Menschen Sohn.“ Wir fangen an zu verstehen: die mit dem Christus verbundenen Toten sind selig von nun an, weil die ersten Morgenrötestralen der Wiederkunft Christi im Reich der Toten sichtbar werden. Unter den verstorbenen Seelen, die sich ja nun selber in der geistigen Sphäre der „Wolke“ befinden, in welcher der Christus kommt, wird der Sonnenaufgang der neuen Christusnähe eher wahrgenommen, als ihn die auf der Erde verkörperten Menschen wahrnehmen können. So wie der Späher auf dem Turm die Sonne

früher über den Horizont steigen sieht als die Menschen im Tal, so gewinnen die Seelen im Reich der Toten vor den Erdenmenschen Anteil am Wunder der Wiederkunft.

Von hier aus ist zu verstehen, daß das neue Kommen Christi im Reiche der Toten auch ein Gericht, eine Scheidung der Geister, bewirkt. Nur diejenigen Seelen sind imstande, die Christussonne aufgehen zu sehen, die „in dem Herrn“ gestorben sind, d. h. die aus dem Erdenleben einen Christus-Ertrag in die andere Welt mitgebracht haben. Was auf Erden an Christusnähe erlebt und errungen worden ist, wird nach dem Tode zum Organ der Seele, zu dem Auge, mit dem das Licht der Christuswesenheit geschaut werden kann. Die Menschen, die auf der Erde im Materialismus aufgegangen sind, können den Christus in der geistigen Welt nicht sehen, so nahe er auch an die Menschensphäre herankommt. Ihre Seelen sind blind und tapen im Dunkeln. Sie sind ohne Licht, weil es ihren Lampen an Öl gebricht. Die Seelen aber derer, die sich im Erdenleben mit Christus haben berühren und verbinden können, werden, wenn die Wiederkunft Christi anhebt, — „von nun an“ — beseligt. Sie können sich bereits auf dem hell beschienenen Gipfel des heiligen Berges als die Zukunftsmenschheit um das Lamm scharen. Auf dieses Geheimnis deutet auch Paulus hin: „Ihr dürft nicht glauben, daß, wenn der Christus wiederkommt, die Menschen auf Erden denen, die entschlafen sind, etwas voraushaben werden. Der Christus wird vom Himmel herniederkommen, wenn die Stimme des Erzengels und die Posaune Gottes ertönt, und die mit Christus verbundenen Toten werden zuerst Anteil an der Auferstehung erlangen. Erst nach ihnen werden wir, die wir auf Erden leben, mit dem Herrn vereinigt werden“ (1. Thess. 4, 15—17). Erst nachdem sich die Sonne der Wiederkunft Christi im Reiche der Verstorbenen geltend gemacht hat, finden ihre Strahlen allmählich Eingang auch in die Seelen der auf Erden verkörperten Menschen.

Ebenso aber wie die Morgenröte der Erlösung macht sich auch die Todesdämmerung des Unterganges zuerst im Reiche der Toten bemerkbar, ehe sie auf der Erde in krasser Deutlichkeit zutage tritt. Einmal kommen nämlich auch diejenigen Menschen, die so recht im Materialismus leben und nichts von einer göttlich-geistigen Welt wissen wollen, die vielleicht, der Zeittendenz folgend, über alles Übersinnliche spotten, unwiderruflich mit der geistigen Welt in Berührung, nämlich wenn sie sterben. Dann müssen auch sie in den sphärischen Bereich und in den Zustand eintreten, den sie während ihres Erdenlebens verächtlich belächelt und geleugnet haben. Plötzlich fehlt ihnen der tragende Grund ihrer Existenz, nachdem sie auf der Erde geglaubt haben, das ganze Dasein bereits zu kennen und zu besitzen. Es ist heute schon nicht mehr schwer, sich vorzustellen, daß eine Zeit heraufkommen muß, in der im Reiche der Verstorbenen als Rückschlag auf den Materialismus, dem man auf der Erde gefrönt hat, unendliche Qualen erlitten werden. Eine große

Atemnot muß die Seelen befallen, die nun im Materialismus als ihrem einzigen gewohnten Lebenselement nicht mehr verharren können und doch die Kraft haben sollen, sich als Geist unter Geistern zu halten. Je größer und magischer der Materialismus auf der Erde wird, um so mehr muß für diejenigen Seelen, die sich daran verloren haben, das Leben nach dem Tode zur Hölle werden. Nebeneinander bilden an ihren Zukunftsschicksalen die Seelen, die durch den Christus-Ertrag ihres Erdenlebens für das Licht der neuen Christusnähe sehend und aufnahmefähig sind, und diejenigen, die nicht nur zu jeglicher Lichtwahrnehmung unfähig sind, sondern infolge der Geistfremdheit ihres beendeten Erdenlebens nur um so tiefer in den quälenden Bann der Finsternis geraten. Die Hölle des Materialismus kommt aber nicht erst nach dem Tode. Sie tritt da nur mit unerbittlicher Deutlichkeit hervor, während sie im irdischen Leben noch von allen möglichen Selbsttäuschungen und Lebensillusionen zugedeckt bleiben kann. Das Jüngste Gericht kommt zeitalterhaft. Auf der Erde kann es längst angebrochen sein, ehe es bemerkt wird. Aber wenn die Seelen, die im Reiche der Verstorbenen die ernste Scheidung der Geister erlebt und erlitten haben, aufs neue zur Verkörperung auf die Erde herniedersteigen, muß sich immer krasser enthüllen, wovor die Erdenmenschen ihre Augen so gerne verschließen. Der höllische Rückschlag des Materialismus, den ein Teil der Menschenseelen nach dem Tode durchzumachen hat, muß ja im nächsten Leben zu qualvollen Erschwerungen des Schicksals und in tieferen Wesensschichten zu einer heiß-durstigen Sehnsucht führen, die letzten Endes auf Geistiges zielt. Das Lechzen nach einer Spiritualität wird sich in der Menschheit geradezu als eine Folge materialistisch durchlebter Inkarnationen einstellen; und dann wird auch auf der Erde die Scheidung der Geister unverkennbar werden in diejenigen, die durch die neue Christusnähe zum inneren Aufatmen gelangen, und diejenigen, die dadurch in eine um so qualvollere Atembeklemmung gestürzt werden.

*

Im 15. Kapitel wird aufs neue ein trost- und verheißungsvoller Ausblick auf die Sphäre der Erlösung frei. Wir werden Zeugen, wie sich das Bild vom heiligen Berge, auf dem sich der Chor der 144 000 um das Lamm schart weiterentwickelt: „Und ich sah ein gläsernes Meer mit Feuer vermischt, und die den Sieg errungen hatten über das Tier und das Bild des Tieres, standen an dem gläsernen Meere und hatten Harfen Gottes in den Händen und sangen das Lied des Moses, des Gottesknechtes, und das Lied des Lammes.“ Auf's neue bietet sich uns das Bild eines Chores dar: die Sänger am gläsernen Meer. Das Lied jedoch, das die Zukunftsmenschheit, wie wir sie jetzt sehen, singt, ertönt nicht mehr bloß zu den von göttlichen Wesenheiten hervorgerufenen Harfenklängen des Kosmos. Die Sänger am gläsernen Meer tragen selber Harfen in den Händen.

Dreimal taucht in der Apokalypse das Motiv der Harfen auf. Zuerst erklingen die Harfen in der Hand göttlicher Wesenheiten zur Geburt der ersten Erdenschöpfung. Als das Lamm die Siegel eröffnet am Buche des Werdens, so daß die himmlischen Urbilder hervorströmen und anfangen können, sich in irdische Bilder zu verdichten, „da fallen die vier Tiere und die vierundzwanzig Ältesten vor dem Lamm nieder und ein jedes von ihnen hat eine Harfe und eine goldene Schale mit Weihrauch und sie singen ein neues Lied“ (5, 8—9). Angesichts des gläsernen Meeres (4, 6), als welches die Erdenschöpfung aus dem Weltenozean hervorzukristallisieren beginnt, lassen die Götter selbst die Harfenklänge als die innere Musik und das Werdegeräusch des Daseins ertönen und stimmen den schöpferischen Gesang an. Die zweite Stelle, an welcher die Apokalypse das Motiv der Harfen hervortreten läßt, ist die, wo im Verklingen der Posaunen die Harfenklänge als göttlicher Unterton der Welt vernehmbar werden. Da sind es die 144 000, die dazu das neue Lied singen. Zu den Harfen der Götter singen die Menschen der Zukunft. Jetzt, an der dritten Stelle, ist es der Mensch, der in seinem eigenen Wesen das Musikinstrument und den Gesang vereinigt. Die Harfentöne und das neue Lied klingen beide aus dem Wesen des Menschen hervor, so wie sie in den Urbeginnen beide von den Götterwesenheiten ausgingen. In das Lied der neuen Schöpfung aber, das die Menschen jetzt anstimmen dürfen, ist ein dramatisches Element einverwoben. Das deutet die Apokalypse an, indem sie den Gesang der Sänger am gläsernen Meer als das Lied des Moses bezeichnet. Wir werden veranlaßt, auf einen wichtigen Augenblick im Alten Testament zurückzublicken. Moses hat sein Volk vor den feindlichen Heerscharen der Ägypter durch die Furt des Schilfmeeres hindurchgeführt. Das Volk des Moses kann den Weg zum Lande seiner Verheißung antreten, während die Verfolger von den Fluten verschlungen werden. Da stimmt Moses das Danklied an, das als der erste Psalm in der Geschichte des Alten Bundes steht. Eine Scheidung der Geister im kleinen geht diesem „neuen Lied“ voran. So ertönt das Lied der Sänger am gläsernen Meer auf dem Hintergrund der großen kosmischen Scheidung der Geister. Die das Lied mitanstimmen dürfen, sind durch die Furt hindurchgedrungen, deren Fluten den geistfeindlichen Teil der Menschheit in den Abgrund gerissen haben. Nachher wird es von dem abstürzenden Teil der Menschheit heißen, daß in ihm Wort und Klang erstorben sind. Der Fluch tierischer Stummheit liegt auf ihm: „Die Stimmen der Sänger und der Harfenspieler wird man nicht mehr hören in der großen Stadt“ (18, 22). Das Lied am gläsernen Meer ist die kosmische Oktave des Psalmes am Schilfmeer.

Es gehört zu den wunderbarsten Kompositionsgeheimnissen der Offenbarung Johannis, daß hier das Bild des gläsernen Meeres zum zweiten Male vor uns erscheint. Als sich der Blick des Sehers zurückwendete in den göttlichen Urschoß der ersten Schöpfung, sah er die eben erst aus dem Himmel

hervorkristallisierende Erdensphäre, die noch ihre jungfräuliche Reinheit und Durchsichtigkeit besaß und noch nicht in die dunkle, trübe Materialität gesunken war, im Bilde des kristallinen Meeres. Jetzt erscheint dem in die weite Zukunft vorausschauenden Auge des Sehers aufs neue dieses Bild. Der Apokalyptiker nimmt den neuen planetarischen Zustand wahr, in den die Erde einmal übergehen wird, wenn sie ihr großes „Stirb und Werde“ durchmacht. Auch die neue Erde wird aus dem Ozean des Werdens wie eine reine kristallene Sphäre hervorsprießen. Das gläserne Meer der Zukunft unterscheidet sich aber schon im allerersten Keimen von dem gläsernen Meer der Urbeginne: seine reinen Kristalle sind mit Feuer vermischt. Was uns die Apokalypse hier ahnen läßt, hat Novalis in seinem apokalyptischen „Klingsor-Märchen“ dichterisch beschrieben. Er schildert, wie in der Stadt Arkturs, die aus milchblauen Eiskristallen besteht, ein geheimnisvolles rötliches Licht die Gassen zu erleuchten beginnt und allmählich immer heller und stärker erstrahlt. Das kristallene Meer der neuen Schöpfung ist nicht eine kalte Welt. Es enthält die ganze Wärme dessen, was Menschenseelen während des Erdenäons an Liebeskraft geübt und gesammelt haben. Die Liebe der Menschen ist der wärmende Blutkreislauf des neuen Planeten.

Der rötliche Feuerschein, der das gläserne Meer durchleuchtet, spricht noch einmal das gleiche aus, was sich uns in den Tonoffenbarungen dieser beseligenden Schau kundgetan hat: Durch die Klänge der Harfen in den Händen der Menschen, durch die Töne des Gesanges, der aus ihren Herzen dringt, entsteht das gläserne Meer. Der Töne Zaubergewalt, die jetzt nicht mehr wie in den Urbeginnen von den Göttern, sondern von den Menschen ausgeht, erschafft die neue Erde. Wenn in der Zukunft Menschen dazu heranreifen, durch das Erklingen ihrer Seelen an der neuen Erde und an dem neuen Himmel zu weben und zu bilden, so wird sich die Wärme, das Liebesfeuer der für Gott erglühenden Herzen, in das kristallene Werden einverweben.

In den Vorträgen, die Rudolf Steiner 1908 in Nürnberg über die Offenbarung Johannis gehalten hat, sind konkrete Hinweise enthalten auf die schöpferische Beteiligung des Menschen-Innern an der Gestaltung der neuen Welt. Im Anschluß an die sieben Siegel wird dargestellt, daß die Zukunftsentwicklung der Menschheit eine fortschreitende Entsiegelung sein wird. Immer weniger werden die Menschen durch Verstellung ihr wahres Wesen verbergen können. Bis in die äußere Physiognomie hinein wird der Mensch entweder das Zeichen des Tieres oder das Zeichen des Christus an sich tragen. Wir gehen einer Zeit entgegen, wo alles Innere bis ins Äußere hinein offen zutage liegen wird. „Alles, was Materie ist, wird den Stempel des Geistes tragen; nichts, nichts wird dann so sein, daß es irgendwie verhüllt werden könnte. Es ist schon für die Bewohner des vorangehenden Zeitraumes nicht möglich, daß sie demjenigen, der den Blick dafür hat, etwas verhüllen. So wird es dann nicht einmal mehr möglich sein, durch die Sprache zu verhüllen, was in der Seele ist.“

Der Gedanke wird nicht mehr ein stummer Gedanke sein, der verborgen werden kann. Wenn die Seele denkt, wird sie auch den Gedanken nach außen erklingen lassen“ (8. Vortrag).

So weist uns die Offenbarung Johannis, wenn sie nach der siebenten Posaune von dem Ertönen der Harfen spricht, auf die Musik der Innerlichkeit hin, die von dem geistig-fortschreitenden Teil der Menschheit einmal ganz von selber ausgehen wird. Wir Menschen haben die Vollmacht des Wortes, aber wie sehr mißbrauchen wir sie! Statt unser Wort zum reinen Echo des inneren Tönens zu machen, lassen wir es nur allzuoft zum Geschwätz oder gar zur Lüge entarten. Wir machen uns aber selten klar, daß dies nur durch das Fehlen eines übersinnlichen Wahrnehmens möglich ist. In dem Maße, als in der Menschheit ein neues übersinnliches Wahrnehmen lebendig wird, verlieren Unechtheit, Verstellung und Lüge ihre Macht. Dann wird die Menschheit anfangen, sich in einen tierisch-stummen Teil und in die „Träger der Harfen“ zu scheiden. Die Harfe der durchchristeten Innerlichkeit wird der Wortträger der Zukunft sein. Wir bereiten unsere Seelen vor, Harfen Gottes zu werden, indem wir in unserem Sprechen die Musik des Schweigens pflegen. Je mehr in unserem Wort der sinnende Gedanke, die durchseelte Erinnerung, das regelmäßig geübte Gebet mitschwingt, bereitet sich in ihm das Tönen der Harfen vor. Ob einer musikalisch ist, hängt eher vom Ohr als von der Stimme ab; und so werden wir zu der Musik der Innerlichkeit in dem Maße gelangen, als wir die Kunst des Lauschens üben. Schulen wir unser inneres Ohr, so daß wir ahnend lernen, die Engel singen zu hören, so wird unsere eigene Seele selbst zu einer Harfe, auf der die höheren Wesen musizieren, und in unseren Worten keimt das „neue Lied“. Unsere Aufgabe ist es, mitten im dröhnenden Posaunenschall der Zeitenschicksale für den göttlichen Harfenklang der Seele zu sorgen.

IX. DIE ZORNESSCHALEN: ZORN UND LIEBE

Das sechzehnte Kapitel

Nach den Posaunen-Gewittern wurde uns ein erhaben-feierliches Atemholen zuteil im Ausblick auf die Christus-Zukunft der Menschheit: der Gottesdienst der kosmisch-musikalischen Anbetung dringt substanziell aus den Seelen hervor, und das kristallene Meer steigt im warmen Morgenröteglanz der Liebe als neue Daseinsform unseres Erdenplaneten über den Horizont empor. Wenn dann die Apokalypse sich für die sieben Stufen des nächsten Steige-Kreises rüstet, so hält zunächst die hohe Feierlichkeit der Szene an. Auch vor der Eröffnung der Siegel und vor dem Ertönen der Posaunen gab es Himmelspausen, in denen Größe und Heiligkeit atmete. Aber vor den Siegeln war damit eine bange Frage verbunden, und vor den Posaunen wollte uns das stürmische Herandrängen der neuen Grundgewalt, die dem Innehalten nur wenig Zeit ließ, bereits den Atem rauben. Jetzt aber ist der Blick auf höchste Erfüllung und Vollendung freigeworden, und so könnte uns die Fortdauer der Feierlichkeit mit Heils-Erwartung erfüllen: Der Tempel im Himmel tut sich auf mit der Bundeslade, dem Tabernakel der göttlichen Selbstbezeugung; und aus dem offenen Tempel schreiten sieben Engel hervor, bekleidet mit reiner leuchtend-weißer Leinwand, die Brust mit goldenen Gürteln umgürtet. Eines von den vier Tieren gibt den sieben Engeln sieben goldene Schalen . . . Und der Tempel ist voller Weihrauch von der Gloria und Kraft Gottes . . . (15, 5—6). Sieben priesterliche Engelsgestalten tragen die heiligsten Tempelgefäße aus dem Innern des Allerheiligsten hervor, bereit ihren Inhalt auf die Menschheit auszugießen. Muß nicht Segen über Segen dem Erdendasein zufließen, wenn die Engel ihr Werk verrichten? Was anders kann so aus dem Tempel-Innern hervorgehen als die sich verschenkende und verströmende Liebe Gottes? — Wurde schon unsere Erwartung jäh enttäuscht, als das stille Zelebrieren des Weihrauch-spendenden Engels am Himmelsaltar den Schall der Posaunen auslöste, so werden wir jetzt erst recht aus allen Höhen seliger Erhebung geschreckt und gestürzt, da sich die goldenen Schalen des Himmelstempels als Zornesschalen erweisen, die nur noch grausigere Prüfungen und Untergänge über die Menschheit bringen. Da, wo wir in der letzten großen Runde nach Bild und Ton an das Wesenhafte, an das Element

der sich ergießenden göttlichen Wesenssubstanz, herankommen, stehen wir vor dem tiefsten, erschütterndsten Daseinsrätsel. Eine ungeheuerliche Bild-Paradoxie, ein unfafßlicher Kontrast zwischen Ursache und Wirkung verlangt nach Enträtselung. Die Ursache ist himmlisch, die Wirkungen scheinen höllisch zu sein. —

Das Wesens-Rätsel der letzten apokalyptischen Siebenheit zeigt seine ganze Grundsätzlichkeit, wenn wir berücksichtigen, daß sich hier die Dreizahl der Grund- und Quell-Bilder vervollständigt, die den architektonischen Aufbau der Johannes-Offenbarung bestimmen. Wie sich im Fortschreiten der Siegel, die an dem „Buche im Himmel“ gelöst wurden, das Bild des „Altars im Himmel“ herausarbeitete, um voll entfaltet als Quell-Ort und Schauplatz der Posaunen-Entfaltung dazustehen, so erscheint jetzt, nach mehrfacher Vorbereitung während und nach Abschluß der Posaunenklänge, der „Tempel im Himmel“ als der Raum, aus welchem die sieben goldenen Schalen hervorgetragen werden.

Die Apokalypse folgt in ihrer dramatischen Zeit-Architektur dem gleichen Grundriß, der auch der erhabenen Raum-Architektur des Salomonischen Tempels zugrunde liegt. Die Erbauer des Tempels zu Jerusalem lasen seine Struktur aus der gleichen Urbildersphäre ab, in die hineinschauend der Seher Johannes zum Zeugen des apokalyptischen Gesamtdramas wird. Buch, Altar und Tempel kennzeichneten Sinn und Bestimmung der drei Räume, die der heilige Bau auf dem Morijah-Felsen in sich barg. Die Vorhalle (Elam) bildete im Osten den Übergang aus dem Vorhof in das Tempel-Innere. Hier hatte das Element der Lehre eine Wohnstatt; aus den vielen Lehrhäusern aller Länder strömte es hier zu dem einen Mittelpunkt-Heiligtum zusammen und nahm so den Charakter eines der Gottheit dargebrachten Opfers an. In dem größeren mittleren Raum, dem Langhaus (Hekal), wohnte das Element des Kultus. Hier stand der Altar in der Mitte, auf dem das heilige Feuer brannte und die Weihrauch-Opfer dargebracht wurden. Zu den Kultus-Geräten, die es hier gab, gehörten neben dem siebenarmigen Leuchter auch die Halljahrs-Posaunen, mit denen jedes 50. Jahr zum „heiligen Jahr“ (Jubel-Jahr von Jobel = Posaune) ausgerufen wurde. Der dritte innerste Raum, das Allerheiligste (Debir), barg, durch den Vorhang verschlossen, das eigentliche Prinzip des Tempels: die Mysterien der Gottes-Gegenwart, die als göttliche Antwort auf das menschlich dargebrachte Opfer erlebt und empfangen werden konnten.

Buch, Altar und Tempel sind, das zeigt uns die Johannes-Offenbarung als Bild-, Wort- und Wesens-Projektion der höheren Welt, konstitutiv für alles wahre und volle religiöse Leben auf Erden. Die Verkündigung trägt den Gedanken und das Wort Gottes als den Inhalt des Himmelsbuches in das Denken und Sprechen der Menschen. Die heilige Handlung macht das menschliche Tun aufgeschlossen für das schöpferisch-segnende Mitwirken

höherer Welten, indem sie es mit der Gesinnung und Stimmung des Opfers und des Altars durchseelt. Zu ihrer inneren Vollständigkeit und Fülle gelangt Religion aber erst dadurch, daß sie ihre Mysterien hat. Erst durch sie ragt sie wirklich über unsere Welt hinaus und vermählt die Erde mit dem Himmel. Nachdem am Karfreitag der Vorhang im Tempel von oben bis unten zerrissen ist, können sie aber nicht mehr eigentlich „Geheimnisse“ im Sinne geheimgehaltener Inhalte sein. Sie sind „offenbare Geheimnisse“, d. h. der Zugang zu ihnen steht frei und ist nicht mehr das Privileg einer Priesterschaft oder eines Hohenpriesters. Da sie aber göttlich-himmlischen Inhaltes sind und von den Menschen mit ihrem Bewußtsein zunächst nur ahnend umfaßt werden können, sind sie zugleich stets „im Geheimen“. Im christlichen Bereich wird das griechische Wort Mysterium mit dem lateinischen Wort Sacramentum übersetzt. Kultus wird zum Sakrament, wenn in ihm auf „die Opferung“, aus höherer Stärke und Kraft bewirkt, „die Wandlung“ antwortet, d. h. wenn Irdisches — was Menschen nicht aus eigener Kraft zu vollbringen vermögen — im Sinne der Durchgeistigung und Erlösung transsubstanziert wird. Die Sakramente sind die eigentlichen Tempel-Geheimnisse, die Gaben des Allerheiligsten im Himmel. —

Die Offenbarung des Johannes ist da, wo sie sich voll und ganz zur Sphäre der Intuition erhebt, endgültig bei dem Urbild des zerrissenen Vorhangs, des offenen Allerheiligsten angelangt. Im Zeichen Michaels muß sich das Christentum zur Religion der Enthüllung (= Apokalypse), des offenen Aug-in-Auge-Sehens mit den Mysterien der Geisteswelten, aufgeschwungen haben. Die sieben Engel tragen die goldenen Schalen, den Sakramentalismus des Allerheiligsten, hervor. Wie ist es aber möglich, daß sich als die Siebenheit der Zorneschalen erweist, was sie zu spenden haben? Gilt nicht, nachdem der Vorhang des Alten Bundes zerriß, das Wort des 1. Johannesbriefes: „Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“? Müßten die sieben Tempelgefäße aus der eigentlichsten, innersten Behausung Gottes nicht Liebe über Liebe enthalten? Ist es nicht sogar in gesteigerter Art der zornige Gott des Alten Testaments, der hier seine Boten sendet? Mit bestürzender Gewalt tritt dieses Rätsel vor uns hin.

*

Es tut not, daß wir uns von Grund auf neue Begriffe und Vorstellungen bilden über den Umgang des Menschen mit den Wesen einer höheren Welt. Wenn die Schriften des Neuen Testaments eine übersinnliche Begegnung schildern, dann lautet das Wort, das die Wesen der Geistwelt zuerst zum Menschen sprechen, immer: Fürchte dich nicht! Gabriel spricht es zu Maria, als er ihr in Nazareth erscheint. Die Engel sprechen es zu den Hirten in der Nacht von Bethlehem. Christus ruft es den Jüngern zu, als er ihnen des Nachts auf dem Meer wandelnd erscheint. Auch der Auferstandene muß dies

zuerst sprechen, als er in den Kreis der Jünger tritt. Und die Gestalt des Menschensohnes, vor der auf Patmos der Seher wie tot zu Boden stürzt, begleitet die Gebärde, mit der er ihn wieder aufrichtet, gleicherweise mit diesen Worten. Was spricht sich darin aus? Die geistigen Wesenheiten treten ja nicht äußerlich an den Menschen, der ihnen begegnen darf, heran. Im Seeleninnern allein können solche Begegnungen erlebt werden. Naht sich einem Menschen ein Wesen aus den Geisteswelten, so wird er dessen wohl in den meisten Fällen garnicht gewahr. Spürt er aber etwas davon, so muß das zunächst eine Prüfung für ihn bedeuten, weil er nicht ohne weiteres die Kraft hat, der wesenhaften Wirklichkeit des Geistes ins Auge zu blicken. Jede Berührung mit der übersinnlichen Welt bedeutet zunächst, daß der Mensch von Furcht und Schrecken durchrieselt wird. Diese Prüfung muß zuerst bestanden werden. Erst durch das Regemachen des inneren Mutes, der zugleich die Kraft des Glaubens ist, wird die Begegnung Wirklichkeit. Diese Kraft wird durch die Worte „Fürchte dich nicht“ angesprochen. Was geschieht nun aber, wenn die übersinnliche Welt an den Menschen herankommt, ohne daß er es bemerkt? Es ist insbesondere für unsere Zeit, in welcher das Verhältnis der übersinnlichen zur irdischen Welt ein völlig verändertes ist, von der größten Wichtigkeit, zu erkennen, daß es unmöglich ist, den Wirkungen der heranahenden Geisteswelt zu entgehen oder auszuweichen. Das ist ebenso unmöglich wie trocken zu bleiben, wenn man im Regen geht. Wenn wir das verstehen, so fangen wir an, das Geheimnis der sogenannten Zornesschalen zu begreifen.

Der neutestamentliche Text sagt an dieser Stelle zunächst nicht „Zorn“. Er bedient sich des Wortes Thymos, das eine heftige Seelenregung bedeutet. Wenn wir von einem Menschen sagen, er sei eine heftige Natur, so verstehen wir darunter zumeist, daß er ein Choleriker ist. Wir könnten ja aber ebenso gut von einem temperamentvoll-liebenden Menschen sagen, er sei eine heftige Natur. So besagt die apokalyptische Vokabel, der wir bei den sieben goldenen Schalen begegnen, daß von der Gottheit etwas überaus Intensives, Temperamentvolles ausgeht. Zunächst ist das nicht „Zorn“. Es gehört zu den tiefsten christlichen Wahrheiten, daß das Wesen Gottes Liebe ist. Aber die Liebe Gottes hat nichts von der sentimentalischen Weichlichkeit, die damit in christlichen Kreisen vielfach verbunden wird. Im Sinne des apokalyptischen Wortes Thymos könnten wir sagen: die Liebe ist die Leidenschaft, die Heftigkeit Gottes. Wenn beim Ausgießen der sieben goldenen Schalen die unerhörtesten Strafgerichte über die Menschheit hereinbrechen, so heißt das nicht, daß sich bei der Gottheit Liebe in Zorn verwandelt habe. Die Liebe Gottes bleibt sich gleich in ihrer ureigensten Substanz. —

Ein Blick auf die großen Etappen der Menschheitsentwicklung kann uns etwas von dem vielschichtigen Geheimnis der Gottesliebe zeigen.

In ganz alten Zeiten, als auch die allerersten Regungen des Persönlichkeits- und Ich-Prinzips noch nicht im Menschenwesen erwacht waren, blieb sowohl

das Leben der Völker wie das der einzelnen Menschen völlig in den Bereich des Gottes-Willens und der Götterschicksale eingebettet. Glück und Unglück der Menschen folgte dem Auf und Ab im Leben der sie führenden Volksgeister. Hinzu kam nur die strenge Strafe für das Abweichen von den Gesetzen des Volkes. Eine neue Ära zog herauf, als sich, zwar noch nicht im Einzelleben, wohl aber im Völkerleben eine neue Gesetzmäßigkeit geltend machte.

Die Bedeutung des Alten Testaments liegt darin, daß es vom Werden desjenigen Volkes berichtet, das als erstes und in klassischer Deutlichkeit zum Träger dieser neuen Gesetzmäßigkeit wurde. In ihm sollte auf besondere Weise das Freiheits- und Ich-Prinzip vorbereitet werden, und so nahm hier ein Volksschicksal prophetisch die Form des Ich-Schicksals an, wie es später der einzelne Ich-Mensch durchzumachen haben würde. Auf der damaligen Menschheitsstufe wurde das Volk des Alten Testaments zum Volke der „Auserwählung“: es rückt in das Zentrum der inneren Weltgeschichte und wird zum Organ des vorwärtsschreitenden Gotteswillens. Ihm gilt die Liebe der Gottheit. Das aber zeigt sich paradoxerweise darin, daß es von einer Prüfung zur andern geführt wird. In seiner Frühzeit hat es das ägyptische, auf dem Höhepunkt seiner geistigen Entfaltung das babylonische Exil zu bestehen. Es ist nicht mehr so, daß es demjenigen Volk gut geht, das unter der Führung guter Götter steht. Im Völkerleben gilt fortan der Satz: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Im Leben des einzelnen Menschen bleibt weithin noch das alte Gesetz der Gottesliebe in Kraft. Das kann deutlich an dem mosaischen Gebot abgelesen werden: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“ Nur im Volksschicksal selbst kündigt sich bereits diejenige Gottesliebe an, die will, daß Freiheit in die Menschheit einzieht. Leiden und Prüfungen stellen sich ein als Folgeerscheinungen der neuen Form, die Gottes Liebe annimmt, indem sie den Menschen Selbständigkeit und Freiheit zutraut und einräumt.

Die Entwicklung erreichte eine dritte Stufe, als auch die einzelnen Menschen reif wurden, sich in das Ich und in die Freiheit hineinzukämpfen. Hiob, der große Dulder des Alten Bundes, ist der Erstling des neuen Schicksals-Gesetzes. Die endlosen qualvollen Leiden treffen ihn nicht als Strafen, die ihm ein zürnender Richter auferlegt: in ihnen offenbart sich die Liebe und das Vertrauen Gottes zu ihm. Fortan wird im Leben der Völker und der Einzelnen viel schweres Schicksal durchgemacht, das eine Folge der Liebe Gottes ist. Die Gottes-Liebe offenbart sich als Strenge, obwohl sie in sich selbst nichts als Liebe ist. Sie ist eine weitsichtige Liebe. Sie läßt dem Menschen nicht nur billige Wohltaten zukommen, durch die er schließlich unmündig bliebe; sie zielt auf seine Freiheit und entläßt ihn deshalb aus dem bloß schützenden Bereich ihrer unmittelbaren Führung. Das alte Wort: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“ bleibt schließlich innerhalb der christlichen Entwicklung auch für den einzelnen Menschen in Kraft. Nur darf man es nicht so verstehen, als ob

Gott ein patriarchalischer Hausvater wäre, der, wenn seine Liebe angesichts der Unarten seiner Kinder in Zorn umschlägt, die Kinder züchtigt. Die Offenbarung des Johannes fordert wie keine andere der biblischen Schriften, daß wir uns die Liebe Gottes nicht mehr nur nach der Analogie einer menschlichen Seelenregung, sondern als eine kosmische Kraft und Substanz vorstellen. Die ausgegossene siebenfältige Liebe Gottes ist eine himmlische Glut, ein brennendes Feuer. Trifft dieser Feuerbrand auf etwas auf, das nicht selber im Feuer der Liebe brennt, so müssen kleine und große Weltbrände entstehen. Verbrennen muß alles, was der göttlichen Liebe nicht wesensgemäß ist. Dieses Geheimnis der Selbstmitteilung Gottes ist am Schlusse der Goetheschen Faustdichtung in den Worten des Pater ecstaticus ausgesprochen, die wir schon einmal als treffenden Ausdruck intuitiver Wesens-Erfahrung gewertet haben:

Ewiger Wonnebrand,
 Glühendes Liebeband,
 Siedender Schmerz der Brust,
 Schäumende Gottes-Lust.
 Pfeile, durchdringet mich,
 Lanzen, bezwinget mich,
 Keulen, zerschmettert mich,
 Blitze, durchwettert mich!
 Daß ja das Nichtige
 Alles verflüchtige,
 Glänze der Dauerstern,
 Ewiger Liebe Kern.

Die göttliche Liebe kommt auf der Erde entweder so an, wie sie gemeint ist. Das setzt Menschen voraus, die dem, was der Himmel schenkt, den angemessenen Empfang zu bereiten vermögen. In ihnen muß wenigstens als ein Funke das gleiche Feuer glühen: die Substanz der selbstlosen Liebe. Diese Glut wird durch die sich ergießende Gottesliebe gestärkt und gesteigert. Oder aber die Liebe Gottes kommt auf der Erde an, indem sie sich in ihr Gegenteil verkehrt. Sie wird zum Zorngericht, obwohl es im Wesen Gottes den Zorn nicht gibt.

Das Geheimnis, das wir hier berühren, bietet uns den wichtigsten Schlüssel für die Gegenwartsschicksale, in denen wir stehen. Man kann meinen, die Menschheit sei in die größten Strafgerichte der Weltgeschichte eingetreten, und doch ist nichts anderes der Fall, als daß die Trennung zwischen der göttlichen und der irdischen Welt aufgehoben ist und Intuition als reale Weltensubstanz durch den Kosmos strömt. Nur sind die menschlichen Verhältnisse auf der Erde nicht empfängsbereit, und so kommt, was als göttliche Liebe gemeint ist, als Zorngewitter auf der Erde an; die gegenwärtigen Feuersbrünste des kosmischen Zorns sind nichts anderes als das, was die Menschen

aus der Liebe Gottes machen. Wer die Zeichen der Zeit apokalyptisch verstehen will, muß erkennen, daß sich, so unglaublich und paradox das auch klingen mag, die Liebe der Gottheit mit unerhörter Gewalt der Menschheit auf ganz neue Art zuwendet. Eigentlich ist es gar kein Wunder, daß die Menschheit nicht sogleich imstande ist, das entgegenzunehmen, was ihr zugedacht ist.

Das wahre Wesen Gottes wohnt hinter der Schwelle. Die siebente Posaune führt die Menschheit an diese Schwelle hin. Unter dem Gesetz der „letzten Posaune“ müssen die zu Ende gehenden Menschenwege den Übergang in die Gotteswege finden. Wer die Schwelle überschreiten kann, weil ihm der Genius der Menschheit, der hier als Hüter steht, Einlaß gewährt, empfängt das Wesen Gottes so, wie es ist. Ihm bieten sich die sieben goldenen Schalen, die von priesterlichen Engelsgestalten im Allerheiligsten des Tempels verwaltet werden, als die Schalen der göttlichen Liebe dar. Aber Blindheit und Fremdheit hält die Menschheit vor der Schwelle fest, obwohl der Vorhang zerrissen ist und der Tempel offen steht. Und weil der Mensch nicht zu Gott kommt, kommt Gott zum Menschen. Zeiten sind angebrochen, in denen sich die übersinnliche Welt in die Menschenwelt hereingießt. Die sieben goldenen Schalen werden in jedem Falle ausgegossen. Darin liegt die unermessliche Großzügigkeit Gottes. Was von ihrem Inhalte verschüttet wird, muß sich in sein Gegenteil verkehren. Die Welt erzittert in unseren Tagen bereits mächtig unter den Kräften, die aus der Welt des Übersinnlichen hereinwollen und hereindrängen. Je gewaltiger die göttliche Liebe herankommt, um so unabsehbarer muß die Summe von Qualen und Prüfungen werden, die durch ihre Pervertierung, durch die Umkehrung ihres Sinnes, entsteht.

*

Wie kann der Inhalt der himmlischen Tempelgefäße, den die Engel in die Menschheit ausgießen, auf Erden auf rechte Art empfangen werden? Mitten in einer unvorbereiteten Menschheit muß dafür gesorgt werden, daß es solche Auffangmöglichkeiten für diesen Inhalt gibt, durch die er bleiben kann, was er ist: die siebenfältige Gottesliebe. Es ist die wichtigste Aufgabe und der intimste Sinn des christlichen Gemeinschaftslebens, auf Erden Entsprechungen und Abbilder der sieben goldenen Gefäße als heiligste Himmelskleinodien zu hüten und zu pflegen. Deshalb kann ein zeitgemäßes Christentum, das der Dynamik der Gegenwartsschicksale gewachsen ist, nur ein Sakramente-tragendes sein. Die sieben goldenen Schalen des Himmelstempels sind nichts anderes als die Urbilder der sieben Sakramente. Die recht verstandenen und gepflegten Sakramente sind die ihnen angemessene Entsprechung auf der Erde und können ihren Himmelsinhalt in sich aufnehmen.

Im Vorwärtsschreiten durch die Siegel und Posaunen zu den Zorneschalen hat sich um uns her die kultisch-sakramentale Sphäre immer mehr verdichtet.

Es ist nicht weltgemäß, nicht der Sphäre der realen Urbilder und dem Willen des Schöpfers entsprechend, wenn auf der Erde das Wesen des Altars und des Tempels nicht voll verwirklicht wird. Das Christentum als die Religion des offenen Himmels ist ein Leben mit dem Altar und dem offenen Tempel im Himmel. Im Kreise derer, die sich um die neuen Altäre versammeln, kann sich eine Sphäre entwickeln, in der die tiefsten Sehnsüchte unseres Zeitalters Erfüllung finden, weil darin das Überirdische in seiner ureigensten Gestalt, der Liebesabsicht Gottes entsprechend, gegenwärtig sein kann. Die innere Ruhe, Andacht und Sammlung, die dem modernen Menschen abhanden gekommen ist, wird wieder erlernt. Sie wird mit einem neuen Sinn für das Geheimnis des Klanges, des Wortes und damit für die inspirative Welt, und weiterhin mit einem neuen Spürvermögen für die wesenhafte Gegenwart der Gottesliebe verbunden sein. Durch die kultisch-sakramentale Erziehung entstehen Klangfiguren, die als Spiegelung himmlischer Ordnungen neue soziale Ordnungen auf Erden keimhaft veranlagern.

Man sagt oft von unartigen Kindern: sie können nicht hören. So ist es bei den Menschen im Ganzen auch. Sie können und wollen nicht hören und verschließen sich gegen die höheren Mächte, die unsichtbar bereits mitten unter ihnen sind. So mußte ihr Handeln geistlos, geistfremd und schließlich geistfeindlich, d. h. zerstörend werden. Die Menschen selber treten in den Dienst des kosmischen Zornes. Sie glauben zu bauen und reißen doch immer nur neue Abgründe auf. In der neugepflanzten Frömmigkeit werden Gehör und Gehorsam wieder zusammenhängen. Gehorsam nicht im Sinne trivialer Befehlsbefolgungen, sondern Gehorsam gegenüber dem Sprechen und Wesen der unter uns gegenwärtigen Gottheit, das mit den Organen der Seele wahrgenommen wird.

In diesem auf die Erde gespiegelten Bereich des offenen Tempels gewinnen die Sakramente wieder kulturschöpferische Kraft. Wird aber der Inhalt der sieben goldenen Himmelsgefäße verschüttet, und das geschieht überall da, wo die Menschen es unterlassen, nach Heiligung des Lebens durch Opfer und Sakrament zu streben, so werden Antisakramente daraus. Der Segen kehrt sich in Fluch. Die Apokalypse beschreibt die antisakramentalen Verheerungen, die durch Verschüttung der sieben himmlischen Sakramentsgefäße für die profangewordene Menschheit auf Erden entstehen. Als Perversion der sieben Sakramente tritt die siebenfältige Offenbarung des kosmischen Zornes in Erscheinung.

*

Der erste der sieben Engel gießt seine Schale auf das feste Land der Erde aus. Die Wirkung zeigt sich an den Menschen, „die das Zeichen des Tieres an sich tragen und das Bild des Tieres anbeten“: ihnen erwächst ein schreckliches Geschwür an ihrem Leibe. Die Provinz des menschlichen Daseins, auf die sich das erste Tempelgefäß sowohl in seiner Gottesabsicht als auch in

seiner Verkehrung bezieht, ist die Sphäre der irdischen Leiblichkeit; diese erscheint im Bilde des festen Landes. Wir sehen ein grundsätzliches Mißverhältnis des Menschen zu seiner Leiblichkeit in einer Karzinom- (Krebs-) artigen Bildung hervortreten, die gewissermaßen eine Konzentration aller Krankheitsmöglichkeiten ist.

Die materialistische Weltanschauung ist eine Zeitlang eine Studierstubenangelegenheit gewesen. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte sie von Gelehrten geistreich vertreten werden, ohne daß dadurch das Leben selber materialistisch wurde. Auf die Dauer jedoch konnte der Materialismus keine theoretische Angelegenheit bleiben. Er mußte praktisch werden und ist es auch geworden. Indem sich der Mensch, der doch ein geistig-seelisches Wesen ist, der materialistischen Weltanschauung hingab, verkannte er sich selbst. Er glaubte, durch die Ergebnisse der Naturwissenschaft die Welt der Sinneswahrnehmung, also auch seine eigene Leiblichkeit, von Grund auf zu verstehen, aber indem er sein geistig-seelisches Wesen, das doch der Bewohner und Gestalter seiner irdisch-leiblichen Behausung ist, aus den Augen verlor, übersah er auch, daß im Menschenleib genau die gleichen Erdenstoffe etwas völlig anderes sind als draußen in der mineralischen, pflanzlichen und tierischen Natur, und so begründete er ein immer radikaler werdendes Mißverhältnis zu seiner eigenen Leiblichkeit. Es war eine unvermeidliche Folge der materialistischen Weltanschauung, daß der Mensch sich allmählich in seinem Leibe nicht mehr wirklich zurecht fand und sich wie in einem Anzug fühlte, der nicht paßt. Das an der materiellen Peripherie der Dinge orientierte Weltbild, das eine immer tyrannischere Alleinherrschaft beanspruchte, ist im Sinne der Apokalypse „das Bild des Tieres“, denn es gelangt nur bis zum Verständnis des Tieres und kann den Menschen nur als ein höheres Tier betrachten. Unter den Menschen, die das Zeichen des Tieres an sich tragen und das Bild des Tieres anbeten, sind nicht einfach bloß diejenigen zu verstehen, die in eine moralische Vertierung hineingeraten sind. Die lateinische Bibel, die hier dem griechischen Urtext genau entspricht, gebraucht statt „Zeichen“ einen viel umfassenderen und kräftigeren Ausdruck: „character bestiae“. Der Mensch nimmt allmählich die Prägung und den „Charakter des Tieres“ an, weil er einem Weltbild huldigt, das ihn nur bis zum Tier hin versteht und für sein eigentliches Menschentum blind ist. Krankheit entsteht, weil der Mensch mit seinem geistig-seelischen Wesen den Leib nicht mehr voll ergreift und durchdringt. Er müßte sonst das in ihm, was ihn vom Tiere unterscheidet, vor allem das Ich als den Geistteil seines Wesens, erkennen und bejahen. So ist, statt daß er der Herr über seinen Leib ist, der Leib sein Quälgeist und Tyrann.

Es ist nicht zu verkennen, daß in unserer Zeit bereits zahlreiche Krankheitserscheinungen auftreten, die nicht mehr aus individuellen Ursachen hervorgehen, sondern als Folge der materialistisch-technischen Weltanschauung und Weltgestaltung als Zeitkrankheiten auftreten. Der Materialismus macht den

Menschen krank, und so könnten wir die Krankheitskonzentration, die im apokalyptischen Bilde erscheint, geradezu das „Geschwür des Materialismus“ nennen. Krankheit gießt sich als das erste der sieben Antisakramente in die Menschheit aus.

Von welchem Licht ist dies der Schatten? Eigentlich ist jeder Mensch in seiner aufrechten Gestalt ein Wahrbild und Anschauungsunterricht für das Geheimnis, um das es sich hier handelt. Aber das Menschenbild ist wie in einer Nebelwolke verdimmt. In unverkennbarer Deutlichkeit stellt sich das Geheimnis jedoch im Kinde vor uns hin. Das Kind läßt wie durch ein helles Transparent das Geheimnis der Inkarnation erkennen: ein geistig-seelisches Wesen ist vom Himmel herniedergestiegen und in die irdische Leiblichkeit eingezogen. Der Zauber der Kindheitskräfte beruht in einer wunderbaren Übereinstimmung und Kongruenz des Leibes mit Seele und Geist. Die Leiblichkeit des Kindes ist noch durchscheinend für das Himmelswesen, das sich hier verkörpert. Deshalb sind Kinder in der Regel nicht krank. Die sogenannten Kinderkrankheiten gehören eigentlich zur Gesundheit, d. h. zum volleren Ergreifen des Leibes hinzu. Die reine Urbildlichkeit wird in unserer Zeit nur dadurch getrübt, daß die Erwachsenen in Unkenntnis des wahren Menschen- und Kindeswesens durch lauter hygienische und andere Maßnahmen, die der materialistischen Denkungsweise entstammen, ihre eigene Neurasthenie auf das Kind zu übertragen angefangen haben. Das Wunder der Geburt, das Mysterium der Kindheitskräfte muß gerettet bzw. wiedergefunden werden, indem es erkannt und neu in Pflege genommen wird. Das Sakrament der Taufe könnte das Ausstrahlungszentrum dieser neuen Wertschätzung und Pflege werden. Von hier aus fällt Licht auf alle diejenigen Geheimnisse des Lebens, die verstanden und gehütet werden müssen, um dem Menschen in allen Stadien des Lebens ein rechtes Verhältnis zu seinem Leibe zu bewahren. Der göttlichen Liebesabsicht nach ist der Inhalt der ersten goldenen Schale ein kosmisches Taufsakrament, das den Bund zwischen Himmel und Erde segnet, den jeder Mensch eingeht, indem er sich irdisch inkarniert.

Über jedem Menschen leuchtet der Stern seines Himmelsursprungs. Am deutlichsten erstrahlt er zwar über dem Kinde, aber er erlischt auch über dem Erwachsenen nicht völlig. Das Kind ist in der ganzen Kraftorientierung seines Wesens in die Richtung vom Himmel zur Erde hin eingeordnet. Der Himmel, dem es nach seinem Eintritt in die Verkörperung zustrebt, ist die Erde. Darauf beruht der Satz Rudolf Steiners, der ein goldenes Richtwort für alle religiöse Erziehung einschließlich des Religionsunterrichtes werden kann: „Die Religion des Kindes ist leiblich“. Tatsächlich ist dem Kinde eine Art Naturreligion wesensgemäß. Die ganze Ebene der irdischen Leiblichkeit ist der Gegenstand der Religion, die ihm frommt, die allerdings so ganz anders gestimmt ist als diejenige des erwachsenen Menschen. Erst nach dem 14. Jahre,

wenn die Leiblichkeit des heranwachsenden Menschen unter Mitwirkung der sich inkarnierenden Seele voll ausplastiziert ist, kann sich das religiöse Leben in seiner Richtung umkehren und von der Erde zum Himmel emporschauen. Das Kind zu früh in die Lebensrichtung der Erwachsenen-Religion hineinzubringen, kann nur sein gesundes Sichhineinleben in die irdische Inkarnation stören. Umgekehrt dagegen darf im Leben des Erwachsenen niemals ganz die Religion des Kindes erlöschen. Das Wort „werdet wie die Kindlein“ wird von demjenigen richtig befolgt, der den Stern des Himmelsursprungs während seines ganzen Lebens durch alle Wolken hindurch zu erblicken und zu verehren trachtet und sein ganzes Streben, in dem er immer wieder an die himmlische Quellsphäre anschließt, zu einer fortschreitenden Inkarnation und Verwirklichung des Geistes macht. Dadurch hält er die Richtung von oben nach unten, in welcher ihm aller Segen zukommt, lebendig. So beleuchtet der Taufgedanke das erste der sieben Welträtsel, die im Menschenwesen enthalten sind.

*

Die zweite Schale wird über dem Meere ausgegossen. Unser Blick wird von der Ebene der physischen Leiblichkeit auf die Sphäre der Lebenskräfte hingelenkt, die im Bilde des weithin sich dehnenden Wassers erscheinen. War der Gottgedanke des Kindeswesens die leibliche Religion, so ist derjenige der menschlichen Lebenskräfte das Jugendgeheimnis. Wenn das heranwachsende Menschenwesen von der Kindheit zur Jugend aufsteigt, macht es eine zweite Geburt durch. Nach zweimal sieben Jahren ist die physische Leiblichkeit voll ausgebildet und ausgereift. Die plastizierenden Kräfte der Seele können sich nun nach innen wenden: der innere Mensch wird im Menschen geboren. Das macht den Frühlingszauber aus, den die Jugend in ihrem ersten Aufsprießen hat. Die Kräfte des Lebens- oder Bildekräfteleibes werden von dem sich bildenden jugendfrischen ichhaften Seelenkern ergriffen und in strahlende Bewegung und Lebendigkeit versetzt. Die Natur selber spendet an dieser wichtigen Übergangsstelle eine Beschwingtheit und Begeisterungsfähigkeit, die nicht nur das Seelische, sondern die ganze mitschwingende ätherische und physische Leiblichkeit zum Schauplatz hat.

Die heutige Menschheit fährt zwar fort, sich an dem Blütenzauber der jugendlichen Lebenskräfte zu freuen und zu erquickern, aber da sie jedes wahren Wissens von den Mysterien des Menschenwesens verlustig gegangen ist, ist sie nicht mehr imstande, das Jugendgeheimnis so zu pflegen, daß es in verwandelter Form in die weiteren Lebensstadien hinein bewahrt werden kann. Der Inhalt der zweiten goldenen Schale wird verschüttet. Der junge Mensch geht schließlich achtlos an einer der wunderbarsten Gnadenstationen seines Lebens vorbei. Heute sind die jungen Menschen bereits nicht mehr jung. Kaum bringt das Leben noch etwas mit sich, über das sie erstaunen und in Begeisterung geraten können. Sie werden so geführt, daß sie beim

Übergang von der Kindheit in die Jugend alles längst schon kennen. Alles Große wird ihnen durch Verführung und Vorwegnahme entwertet. Über die Symptome der Frühreife, die nichts anderes als Symptome der allgemeinen Neurasthenie sind, pflegen sich die Erwachsenen zu freuen statt darüber zu erschrecken. So ist es nicht zu verwundern, daß das Antisakrament der *Blasiertheit* den Raum in Anspruch nimmt, den die mit dem Jugendgeheimnis verbundene göttliche Liebesabsicht im Menschenleben einnehmen sollte. Die Apokalypse beschreibt, wie durch das Ausgießen der zweiten Schale, indem sie zur Zorneschale wird, sich das Wasser des Meeres in Blut verwandelt, und zwar nicht in lebendiges, sondern in verwesendes Blut. Erreicht das Kind die Jugendschwelle, so wird ihm doch nicht in die wunderbare Sphäre, die sich ihm damit eröffnet, hineingeholfen. Es wird den Vorgängen ausgeliefert, die in seiner eben reifwerdenden Leiblichkeit vor sich gehen. Zwar erschließt sich scheinbar durch das neue Leben des Blutes eine neue Welt, aber wie schnell ist diese ihres Zaubers und auch ihrer eigentlichen Leben-spendenden Kraft beraubt, wenn der Himmel darüber erlischt.

Der Verschüttung und Entheiligung steht hier das Sakrament der *Konfirmation* mit seinem ganzen Lebensumkreis gegenüber. Für den Sakramentalismus der Christengemeinschaft ist es wesentlich und charakteristisch, daß die Konfirmation grundsätzlich statt mit der Passionszeit mit dem Osterfest verknüpft wird. Zwischen dem Jugendgeheimnis und dem Ostergedanken waltet eine wunderbare Übereinstimmung. Im genauesten Sinne erwacht im jungen Menschen ein neues Leben, wenn der Geistfunke des in seinen Status nascendi eintretenden inneren Menschen aufflammt. An der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend kommt der Mensch in eine naturgeschenkte Nähe zum heiligen Geist und auch zu Christus selbst. Das zarte Aufkeimen der eigenen Innerlichkeit ist wie das Emporsteigen einer inneren Sonne über den Horizont der Seele. Tatsächlich ist in diesem Geburtsaugenblick das menschliche Ich noch ganz sonnenhaft und damit Christus-verwandt. Nachher werden sich seiner alle Verfestigungen, Erstarrungen und Verfinsterungen irdischer Ichheit bemächtigen, und es wird vieler Leiden und eines mühevollen Strebens bedürfen, bis wieder ein Sonnendurchbruch des höheren Ich möglich wird. Hat aber das österliche Sakrament das erste Aufkeimen gesegnet, hat die Stärkung und Erkräftung des inneren Menschen stattgefunden, die der eigentliche Sinn des Wortes „Konfirmation“ ist, so ist dem Menschen für das Labyrinth des Lebenslaufes dennoch der Ariadnefaden der ewigen Jugend übergeben.

In der Ära des Protestantismus haben die Konfirmationen, indem sie ganz von dem strengen Prüfungscharakter der Passionszeit beschattet waren, eine unjugendliche Stimmung entfaltet. Wenn sie von nun an im Glanze des Osterfestes einen schenkenden Freude- und Feier-Charakter gewinnen, strahlt von

ihnen nicht nur in die Gemeinde, die am höchsten Festtag des Jahres zugunsten der jungen Menschen vom Altare zurücktritt, sondern in den gesamten Lebenskreis etwas von dem Leben-spendenden Geheimnis ewiger Jugend aus. Die Begeisterungsfähigkeit in der Menschheit ist in erschreckendem Maße gering geworden. Ein zeitgemäßes religiöses Leben wird sich dadurch bewahren müssen, daß es auch den Grund zu einer neuen Begeisterungsfähigkeit legt. Die Jahrhunderte des Protestantismus haben ihren erzieherischen Wert für die Menschheit gehabt trotz der Stimmung der grundsätzlichen Unjugendlichkeit, die in ihnen herrschte. Von nun an muß die Verjüngungs- und Begeisterungs-Wirkung des Christentums kulturschaffend hervortreten.

*

Beim Ausgießen der dritten Schale wechselt die Szenerie. Im Bilde erscheinen jetzt nicht die weiten Flächen des Meeres; die Sphäre, auf die sich der Inhalt der dritten Schale bezieht, deutet sich im Bilde der Flüsse und Wasserquellen an. Wir sehen, wie sich die Lebenskräfte individualisieren. Das geschieht im Menschen durch die Entwicklung eines *persönlichen Innenlebens*.

Das Wasser der Flüsse und Quellen verwandelt sich unter der Einwirkung dessen, was der Engel auf sie ausgießt, in Blut, und es ertönt der strenge Richterspruch: „denen, die das Blut der Heiligen und der Propheten vergossen haben, soll Blut zu trinken gegeben werden“. Eine Mensch-gemäße persönliche Innerlichkeit kann nur da gepflegt werden, wo im menschlichen Blute nicht die irdischen Triebe und Begierden, sondern die hohen Ideale des moralischen und religiösen Lebens als wichtigster Antrieb wirksam sind. Dann ist der Mensch in seinem eigenen Blut durch sein Seelenstreben angeschlossen an das Blut der Heiligen und Propheten, der großen Frommen und Geistesboten der Menschheitsgeschichte, die er sich zu Vorbildern erwählt. Die höchste und heiligste Strebenserfüllung des menschlichen Blutes geschieht im Zeichen des Gralsgeheimnisses: das Blut des Menschen nimmt die Kraft des Blutes Christi in sich auf.

Die Technisierung des modernen Lebens muß zu einer Verkümmernng des persönlichen Innenlebens führen. Gestalten wie der Prophet Elias, Johannes der Täufer oder Bernhard von Clairvaux und Franziskus von Assisi hören auf, als Verkörperung der Ideale erlebt zu werden, denen der Mensch nacheifert. Der moderne Mensch richtet sich mehr nach den sogenannten Praktikern, dem Erfolgs-Typus, wie er auf allen äußeren Gebieten des Lebens anzutreffen ist. So gibt es auf neue Art ungezählte Märtyrer, auch ohne daß äußerlich Blut vergossen wird. Die großen Blutzegen der Vergangenheit sterben noch einmal den Märtyrertod und mit ihnen alle, die überhaupt als Fackeln des Geistes und der Frömmigkeit über die Erde gegangen sind. Ihr Blut wird vergossen, indem der Anschein entsteht, als hätten sie umsonst gelebt. Als

weltfremde Schwärmer werden sie beiseitegeschoben, von denen der nach Klugheit und Erfolg strebende moderne Mensch nichts mehr lernen kann. — Was heißt es nun aber, daß denen die so das Blut der Heiligen und Propheten verschütten und vergießen, Blut zu trinken gegeben wird? Auf das eigene, von körperlichen Trieben und Begierden durchpulste Blut wird derjenige zurückverwiesen, der glaubt, ohne Ideale, die in einer höheren Welt leuchten, ein persönliches Innenleben entfalten zu können. Die Sphäre, in welcher sich die individuelle Innerlichkeit des Menschen entfaltet, sinkt ab. Statt daß es die Sphäre einer kraftvollen und treu gepflegten persönlichen Frömmigkeit ist, bleibt nur das tiefere Stockwerk der Sinnlichkeit übrig. In den Zeiten der großen Entscheidungen und Scheidungen treten als Symptome des dritten Antisakramentes epidemische Wellen von Sexualität hervor. Die unterlassene Heiligung der persönlichen Innensphäre wird zur kulturellen Entheiligung. Ein Zeitalter verfügt entweder über eine seelenkräftige Frömmigkeit oder über die entartete, abgesunkene Gestalt, die diese in einer überhandnehmenden Sexualität annimmt.

Die göttlich-sakramentale Liebesabsicht, die der ursprüngliche Inhalt der dritten goldenen Schale ist, kann auf der Erde durch das Beichtsakrament abgebildet und aufgefangen werden. Dieses Sakrament ist mehr als die übrigen, weil es sich auf das in der Menschheit heranreifende Persönlichkeitselement bezieht, seit vielen Jahrhunderten problematisch geworden. Mit Recht hat sich Luther gegen das Ablaßwesen als Mißbrauch und Entartung des Beichtsakramentes gewandt, und mit Recht wird heute in der mündig werdenden Menschheit weitgehend ein Beichtwesen abgelehnt, das noch Reste autoritativer Bevormundung in sich enthält. Der ernsthaft strebende Christ weiß, daß er vieles mit sich selber abzumachen hat, was in früheren Zeiten die Beichtväter mit ihren Beichtkindern geregelt haben. Heute muß das auf das persönliche Seelenstreben bezügliche Sakrament sowohl in seinem direkten Vollzug als auch in seiner kulturellen Ausstrahlung den Charakter einer Sphäre annehmen. Durch das Sakrament muß gleich einem seelischen Gebetskammerlein ein Raum entstehen, wo der Mensch sein Allerpersönlichstes frei in die überpersönliche Führung und Gnade emporheben kann, die ihm aus höheren Welten entgegenkommt. Es gehört seit langem zu den wichtigsten Zeichen unserer Zeit, daß ungezählte Menschen statt der priesterlichen Seelsorge die psychoanalytische Behandlung eines Arztes in Anspruch nehmen. Es kann aber nur im Sinne des Antisakramentes wirken, die unterbewußten Seelenkomplexe analytisch ins Bewußtsein emporzuheben, die irgendwelchen seelischen oder körperlichen Schwierigkeiten zugrundeliegen: der Mensch wird dadurch doch immer nur auf sein eigenes Blut und die darin pulsierenden irdischen Sinnlichkeiten zurückverwiesen. Das in Pflögsamkeit und Freiheit verwaltete Sakrament wirkt psychosynthetisch und heilend, indem es den Menschen mit dem eigenen höheren Ich und sein Blut mit der Kraft des

Blutes Christi verbindet. Ein gegenwartsgemäßes, kultusgetragenes religiöses Leben wird als solches schon im Sinne des Beichtsakramentes seelenheilend wirken, indem es dem Einzelnen lebensmäßige Antriebe und Anweisungen zum Aufbau einer planmäßigen Arbeit an sich selbst und eines neuen Gebetslebens vermittelt.

*

Die vierte, mittlere Schale ergießt sich nicht auf die irdische Sphäre, ihr Inhalt wird in die Sonne gegossen, aber sie verändert die Wirkungen, die von der Sonne auf die Erde ausgeübt werden. Von jetzt an werden die Menschen auf Erden durch die Feuersglut der Sonne wie von höllischen Flammen versengt und verbrannt. Die große Hitze bewirkt, daß die Menschen außer sich geraten und sich immer mehr in ihrer Abschnürung vom Göttlichen verstocken, so daß sich in ihnen schließlich nur noch glühender Haß gegen das Göttliche regt.

Unser Blick wird auf diejenige Provinz des menschlichen Daseins gelenkt, in welcher der Mensch an die göttlichen Kräfte der Natur angeschlossen ist. Wir dürfen, was die Natur uns aus ihren Reichen in Fülle spendet, entgegennehmen, sowohl durch das Anschauen wie durch den Atem und schließlich durch die Nahrung. Die Sonne ist das majestätische Herz des umfassenden Wesens Natur, das uns beschenkt. Was die Sonne aus unserem Erdenkosmos hervorzaubert, nährt uns in unseren geistigen, seelischen und körperlichen Wesensgliedern.

Die naturwissenschaftliche Weltanschauung wiegt sich in dem Wahn, die Reiche der vielfältig spendenden Natur bis auf den Grund erforscht zu haben, also auch das Verhältnis zu überschauen, in welchem der Mensch zur Natur, deren Gaben er empfängt, steht. In Wirklichkeit aber ist diese Denkart, insofern sie überall in den materiellen Aspekten befangen bleibt, von einer schnöden Undankbarkeit. Sie versetzt uns in die Lage eines Menschen, dem jemand aus inniger Liebe ein Geschenk macht, der dieses Geschenk aber in dem Augenblick, da er es empfängt, erst auf die Wage legt, um festzustellen, ob es auch das genügende Gewicht hat. Der eigentliche Sinn der Gaben, die uns durch die Sonne aus der Natur zuteil werden, liegt weit hinaus über das, was die materialistische Denkungsweise erfassen kann. Eine uns liebende Wesenswelt, die sich hinter dem Sinnenschein der Natur nur verbirgt, spendet uns von ihrem eigenen Leib und Blut. Nach der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist die Sonne ein glühender Gasball, der nach physikalischen Gesetzen seine Licht- und Wärmewirkungen auf die Erde herschleudert. Könnte die Natur ein so tragendes, liebevoll-spendendes Wesen sein, wenn die übliche Auffassung von der Sonne recht hätte? Wir brauchen nur genügend weit nach Süden zu reisen, um in Afrika oder Südamerika auf die Wirkungen einer Sonne zu stoßen, die so ist, wie das materialistische Weltbild sie anschaut. Je näher wir dem Äquator kommen, um so mehr haben wir

es überhaupt erst mit der physischen Sonne zu tun, die als brennende Gaskugel auf der Erde kein Leben erzeugen, sondern wie ein fressendes Raubtier nur alles Lebendige verbrennen und vernichten kann. Wir lernen dann erst den Segen des Schicksals schätzen, das uns in den sogenannten gemäßigten Zonen leben läßt. Hier dämpft die dichtere Atmosphäre die bloß physischen Wirkungen der Sonne ab. Das Geheimnis des Schattens tritt in Wirksamkeit, der durch Filtrierung des physischen Lichtes die sonst zugedeckten Wirkungen des Ätherischen und Geistigen freilegt, die von der Sonne ausgehen. Wenn einmal der Bann des Materialismus durchbrochen sein wird, werden wir staunend gewahr werden, in welchem Maße wir in unseren Zonen die vielfältigen Gaben der Natur bereits der geistigen Sonne zu verdanken haben. Zur Tragödie unseres Zeitalters gehört es aber auch hier, daß ein einseitiges Weltbild, wenn es nur genügend lange das Bewußtsein der Menschen beherrscht hat, schließlich zur Wahrheit wird. Der Mensch hat in steigendem Maße sein eigenes Verhältnis zur Natur dadurch verarmt, daß er die Seele und den Geist des Sonnen- und Erdendaseins übersah. Schließlich bleibt nur noch die Wirkung der physischen Sonne übrig. Die Natur, so wie sie der Materialismus sieht, muß den Menschen zerstören, statt ihn zu ernähren und zu erbauen. Immer unergiebiger wird selbst die prächtigste und reichste Natur für den Menschen. Die Sehnsucht, irgendwo noch durch die reine, unberührte Natur erquickt zu werden, wird immer weniger Erfüllung finden. Der bloß äußerlich-physikalischen Denkart folgend, hat es der Mensch heute schon fertiggebracht, die Erde über unabsehbare Riesflächen hin unfruchtbar zu machen. Das Maß der Versteppung, das z. B. in Amerika von Jahr zu Jahr wächst und das Gespenst großer Hungersnöte heraufziehen läßt, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß schließlich nur noch die Verbrennungswirkungen der physischen Sonne übrigbleiben, wenn der Mensch nicht mit dem wahren Wesen der Natur rechnet.

Das sakramentale Grundgeheimnis, dessen Perversion beim Ausgießen der vierten Zornesschale erscheint, enthält als die Mitte des Sakramentalismus die Sonnenmysterien des Christentums. Es ist das eigentliche Altarsakrament, in welchem Brot und Wein gespendet werden als die Konzentration aller Gaben der geistigen Sonne. Durch den heiligen Vorgang der Wandlung verbindet sich mit dem natürlichen Sonnengeheimnis, das in Brot und Wein Gestalt annimmt, das Geheimnis der Christus-Sonne: der Auferstandene ist in den sonnenhaften Erdenelementen den um den Altar versammelten Menschen nahe als in seinem Leibe und seinem Blute. Das Sakrament des Altars heiligt nicht nur das Persönliche im einzelnen Menschen; es bezieht sich auf das Gesamtverhältnis, in welchem der Mensch und die menschliche Gemeinschaft zur Natur und zum Weltganzen stehen. Aus diesem Quell kann Segen ausstrahlen auf jede Art unseres Darinstehens in den Reichen der Schöpfung. Innerhalb der materialistisch aufgefaßten und schließlich materialistisch ge-

machten Natur wirkt sich das Antisakrament aus: der Mensch schrumpft auf sein bloß materiell-physisches Dasein zusammen. Je gieriger die Menschen ausschließlich die Gaben der äußeren Natur an sich raffen, um so mehr kommt ihr eigentliches Menschenwesen zu kurz. Sie geraten aufs Trockene, wie ein Fisch, den die Welle aufs Land geworfen hat, wo er nicht mehr atmen kann. Das Antisakrament der inneren Austrocknung verstockt schließlich den Menschen ganz in der verhärteten Leibeshülle. Durch seine Existenz ist er bereits eine Gottesleugnung, eine Lästerung des wahren Weltbestandes. Der Verlust der Religiosität muß schließlich in Feindschaft und Haß gegen alles Geistige einmünden, wenn nämlich der Vertrocknungszustand nicht mehr bloß das Sein, sondern auch das Bewußtsein des Menschen ergreift. Brot und Wein als Ausdruck des christlichen Sonnen- und Auferstehungsmysteriums heben den Menschen erst wieder aus seiner Vertrocknung und Isolierung heraus und gliedern ihn in das Ganze der Gottes-Schöpfung ein. Hier wird der weltumfassende kosmische Charakter des Christentums wiedergefunden, der seit den Zeiten des Urchristentums durch den Siegeszug der bloß äußeren Weltauffassung vergessen und verloren worden ist.

*

Wie die letzten drei Posaunenklänge als die drei großen Weherufe miteinander eine Trias der Steigerung bilden, so steht auch hinter den letzten drei goldenen Schalen, die aus dem Innern des Tempels hervorgetragen werden, eine solche Trias. Wir kommen in die Sphäre der Sakramente, die auch innerhalb der Siebenheit eine Art höhere Dreiheit bilden.

Die fünfte Schale scheint sich zunächst nicht auf das Menschenreich zu beziehen. Sie wird auf den Thron des Tieres ausgegossen und bewirkt im Reiche des Tieres eine Schrecken-erregende Verfinsterung. Die Folgen aber dieser Verfinsterung zeigen sich sogleich auch unter den Menschen. Schmerzen und Qualen bemächtigen sich ihrer, so daß sie sich vor Schmerzen die Zungen zerbeißen. Die Verstockung und feindselige Abtrennung von allem Göttlichen steigert sich zur äußersten Verbitterung.

Wo ist das „Reich des Tieres“ zu finden? Das Wort „Reich“ muß zunächst mythisch verstanden werden. Es bezeichnet, was auch durch das Bild des Thrones nahegelegt wird, den Herrschaftsbereich einer dämonischen Macht. Es hat aber auch den einfachen Sinn, den es annimmt, wenn wir von den verschiedenen Naturreichen, dem Mineralreich, dem Pflanzenreich oder dem Tierreich sprechen. Das Reich des Tieres breitet sich als eine Art „Tierreich“ vor uns aus, das aber nicht mit dem Reiche unserer irdischen Tiere identisch ist, sondern aus den Menschen besteht, die durch Nichtberücksichtigung ihres wahren Menschenwesens unter ihr Niveau gefallen sind. Es ist derjenige Teil des Menschenreiches, der durch Anbetung des Tierbildes innerlich bereits zu einem anderen Tierreich heruntergesunken und entartet ist. Das Wesent-

liche des Menschenreiches ist, wenn die Gottesabsicht des Menschenwesens nicht bereits verkümmert ist, das die Menschen miteinander verbindende soziale Element: die Liebe. Da wo das Bild des Tieres, d. h. der Mensch als bloßes Naturwesen, das Zusammenleben der Menschen beherrscht, stirbt die Sozialität. Das zeigt sich darin, daß die „soziale Frage“ aufkommt. Was vorher eine instinktive Selbstverständlichkeit und Lebens Tatsache war, wird, indem es verarmt und zusammenschrumpft, zum Problem. Mit keiner bloß äußeren organisatorischen Maßnahme wird man je dieses Problem lösen können. Immer tiefer wird das Menschenwesen in die Vereinsamung und Vereinzelung des Egoismus stürzen. Aus Angst um seine Lebensexistenz rafft der Mensch, was er erreichen kann, an sich. Das Ergebnis kann aber nur eine totale Verarmung und ein Kampf aller gegen alle sein. Mit dem Geheimnis der Menschenliebe stirbt auch das der Freudigkeit und hellen Heiterkeit im Menschendasein. Die Menschheit wird humorlos. Verbitterung und Depressionen breiten sich aus. So wie aber die Freudlosigkeit eine Folge der Lieblosigkeit ist, so geht aus jedem Verlust der Fähigkeit zur wahren Freude ein weiteres Absterben der Liebefähigkeit hervor. Die Jagd nach dem persönlichen Vorteil muß schließlich in die qualvollsten Vereinsamungen und Lebensängste einmünden.

Die so entstehende Verbitterung als tragisches Gesetz ist nichts anderes als die Perversion eines sakramentalen Mysteriums. Wenn sich der Zerfall der Sozialität besonders deutlich darin zeigt, daß die Ehe immer mehr zu einem Problem wird, so ist das kein Zufall. Das Sakrament der Trauung, das die von zwei Menschen geschlossene Ehe segnet, betrifft nicht nur die unmittelbar Beteiligten. Es bringt die höhere Sphäre zum Erklingen, in welcher sich jeder wahre Bund zwischen Menschenseelen in einem Bündnis zwischen den Engeln dieser Menschen fortsetzt. Und dadurch ist es ein Ferment der Heiligung und Heilung für das soziale Leben überhaupt. Die Meinung, eine Ehe sei nur eine persönliche Angelegenheit der Ehepartner, ist einer der fundamentalen Irrtümer, die entstehen mußten, als sich die Mysterien des Menschenwesens und der Menschengemeinschaft verdunkelten. Sie ist aber auch nicht nur durch die neubegründete Familie und Fortpflanzung des Geschlechtes eine soziale Tatsache. Die wichtigste Ausstrahlung des Trausakramentes besteht darin, daß es einen ganz bestimmten Himmel höherer überpersönlicher Lebenskräfte Gemeinschafts- und Kulturbildend unter den Menschen anwesend sein läßt. Wo diese Sphäre mitwirkt, da lichtet sich die Seelenverfinsterung auf; die Last der Lebensschwere wird ertragbar; aus höheren Quellen des Lichtes und der Freude werden die Qualen der Verbitterung geheilt.

*

Beim Ausgießen der sechsten Schale wird gleich zu Anfang unsere Aufmerksamkeit auf eine Sphäre gelenkt, aus der Heil in die Entfaltungen des

Unheils eintreten könnte. Wir fühlen die Möglichkeit, daß innerhalb der letzten großen Siebenheit auf der sechsten Stufe eine ähnliche Heils-Wendung eintreten könnte, wie sie sich im sechsten Siegel und in der sechsten Posaune gezeigt hat. Das Bild des Euphrat-Stromes taucht auf. Gemeint ist nicht der irdische Strom in Babylonien, sondern einer jener geistigen Urströme, die das Alte Testament als Paradiesesströme bezeichnet. Er zeigt im Urbilderreiche die Strömungen an, durch welche die Kräfte höherer Sphären in das Leben von Erde und Menschheit hereingetragen werden. Wir erkennen als den Bereich der sechsten Schale die Kräftebeziehung der Menschheit zu der übersinnlichen Welt überhaupt. Nun heißt es zwar, daß der heilige Strom austrocknet, als der Engel die goldene Schale auf ihn ausgießt. Wir sind also in Zeiten eingetreten, in denen der Himmel der Erde seinen Segen nicht mehr mit der früheren Selbstverständlichkeit spenden kann. Aber dann erfahren wir, daß in dem nun trocken daliegenden Flußbett eine Straße entsteht, auf welcher die „Könige aus dem Morgenlande“ herbeikommen können. Sollte wirklich ein neues Weihnachtseignis im Anzuge sein? Die Könige, die jetzt aus dem Orient nach Westen ziehen, bringen jedoch nicht Gold, Weihrauch und Myrrhe. Ihre Wege sind von unheimlichen Erscheinungen begleitet. Auf allen Seiten quellen dämonische Gewalten in ekelregender Froschgestalt hervor und verblüffen die Welt durch dunkelmagische Zauberkünste und Wundertaten. Eine der Plagen, die Moses im Bunde mit Aaron über Ägypten heraufbeschwor, scheint sich zu wiederholen. Damals wurde an der geistig-klaaren Zielkraft, die von Moses ausging, die Dekadenz der zu schwarzmagischen Künsten entarteten ägyptischen Priesterkultur offenbar. Als die Priesterschaft des Landes mit ihrer magischen Kunst Moses und Aaron entgegengetreten will, kann dadurch nur eine Steigerung der Plage bewirkt werden: die Zahl der Froschdämonen wird nur immer noch größer (2. Mos. 8, 1—3).

Die sechste Schale wirkt ähnlich wie der Stab des Moses. Sie zieht eine Bilanz der übersinnlichen Kräfte, über welche die Menschheit noch verfügt: eine durchgehende gefährliche Dämonisierung zeigt sich. Eine Entscheidung wird unausweichlich. Eine Schlacht muß geschlagen werden. Den Schauplatz derselben nennt die Apokalypse Harmagedon, d. h. „Berg der Schwelle“. Hier sind die Tore des Himmels und der Hölle offen. Aus den höllischen Bereichen drängen sich Riesenheere hervor. Werden genügend Diener des Guten da sein, um ihnen mit den Kräften, die sie aus dem offenen Himmel holen, siegreich entgegenzutreten?

Das Licht einer mächtigen Sonne steigt über dem Horizont empor und beleuchtet die Walstatt. Der große „Tag des Herrn“ bricht an. Der Sonnendurchbruch der neuen Christusoffenbarung scheint der kleinen Schar von Getreuen zu Hilfe kommen zu wollen. Aber das Motiv der Wiederkunft zeigt sich in seiner ernstesten Farbe. Der Ruf ertönt: „Siehe ich komme wie ein Dieb“. Diese Worte bedeuten hier mehr als in den Sendschreiben. Auch

jetzt ist die Menschheit von der großen Verarmung bedroht, die dann über sie kommt, wenn sie das Geistgeschehen, durch das sie reich werden kann, verschläft. Aber die Zweischneidigkeit der neuen Christusnähe ist innerhalb der Zornesschalen größer und gefährlicher geworden. Das Gesetz der Großzügigkeit Gottes, das in der Ausgießung der goldenen Tempelgefäße wirksam ist, offenbart sich auch in dem Geheimnis der Wiederkunft. Die Schalen der Liebe Gottes werden auf die Menschheit ausgegossen, gleichviel ob ihr Inhalt in der rechten oder in der unrechten Art, als Sakrament oder als Antisakrament, entgegengenommen wird. Die Menschheit verfügt über die abgründige Vollmacht, die sich ergießende Liebe Gottes in ihr Gegenteil zu verkehren, ja sie schließlich sogar zu mißbrauchen und in den Dienst der Gegenmächte zu stellen. So kommen auch durch das Erscheinen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels erhaben-große Möglichkeiten und Kräfte in den Lebensbereich der Menschheit herein, die segnen und heiligen sollen, die aber auch mißbraucht und in ihr Gegenteil verkehrt werden können. Die Verarmung der Menschen, die sich gegen die neue Christusnähe verschließen, ist noch nicht das Letzte. Das Kommen Christi bedeutet zugleich, daß der satanischen Magie des Antichrist gleichfalls der Weg offen steht. Gerade dann, wenn sich der Christus der Menschheit naht, werden die Menschen lernen, den Bann der sogenannten Naturgesetze zu durchbrechen und mit den Kräften des Abgrundes Wunder zu tun.

Von welchem Geheimnis der Gottesliebe ist die schwarze Magie das antisakramentale Gegenbild? Der Himmelstempel, aus dessen Inneren die sieben goldenen Schalen hervorgetragen werden, wäre in sich selber ohne Sinn, wenn von dort aus nicht auf der Erde die weiße Magie eines Lebens und Wirkens aus den guten göttlichen Kräften möglich wäre. Das Geheimnis der sechsten Schale wird der göttlichen Liebesabsicht gemäß verwirklicht, wenn es auf Erden ein echtes Priestertum gibt. Durch das Sprechen und Handeln, das aus dem Auftrag und Sakrament der Priesterweihe geschieht, fließen höhere als bloß menschliche Kräfte in das Leben und die Kultur der Menschheit ein. Dieses Sakrament findet seinen Ausstrahlungsbereich überall da, wo das Ideal der allgemeinen inneren Priesterlichkeit für alles menschliche und berufliche Wirken erwacht. Dem priesterlichen Prinzip ist die Verheißung gegeben, daß durch es Christus selbst dem Antichrist auf Erden entgegentritt, so daß der Menschheit Vollmachten zuströmen, durch die sie die Schlacht von Harmagedon siegreich bestehen kann.

*

Als die siebente Schale in die Atmosphäre ausgegossen wird, ertönt das Wort: Es ist vollbracht. Ein kosmischer Karfreitag scheint angebrochen zu sein. Unter Donnern und Blitzen und Erdbeben, wie es solche nie zuvor gegeben hat, bricht ein großes Weltensterben herein. Der erste Akt einer

Tragödie rollt vor uns ab, die sich nachher weit über die Runde der sieben Zornesschalen hinaus fortsetzen wird. Die große Stadt Babylon, in welcher die allzu irdisch gewordene Menschheit erscheint, bricht in drei Stücke auseinander und stürzt in den Abgrund. Berge und Inseln werden ausgelöscht. Die letzten Möglichkeiten der seelischen Erhebung und der fruchtbaren, vertiefenden Einsamkeit schwinden dahin. Die Städte der Menschen sinken in Trümmer. Unbarmherzig wird die Menschheit durcheinandergewirbelt. Ein unabsehbarer Kulturtod verschlingt sie.

Die Menschheit hat geglaubt, durch ihre Geschäftigkeit Lebendiges zu schaffen und dem Tode zu entreißen. Da sie aber das Geheimnis des Lebens, das bereits über die Ebene des Materiellen hinausreicht, nicht verstand, hat sie auch das Rätsel des Todes nicht begriffen. Aus Angst vor dem Tode klammerte sie sich immer unersättlicher an den Erdenstoff und die bloß irdisch-tierische Vitalität. Sie merkt nicht, daß sie sich damit nur immer mehr an das Tote verlor. Das Gesetz der Vergänglichkeit wurde ihr tyrannischer Herrscher, obwohl sie es nicht wahrhaben wollte. Sie vermehrte die Summe des Toten und des Todes ins Unendliche durch all ihr vermeintliches Schöpfer-tum, das sich einredete, dem Leben zu dienen.

Erst wenn der Mensch das Geheimnis des Lebens, das die unterste Provinz einer höheren Welt ausmacht, kennt, kann er dem Tode ruhig ins Auge schauen und ihm seinen Segen abgewinnen. Die wertvollsten Inhalte des Menschendaseins sind daran gebunden, daß der Mensch mit dem Tode zu leben versteht. Ohne selbstlos dargebrachte Opfer fördert der Mensch weder in sich noch in anderen das wahre Menschentum. Keine Bewußtseinstätigkeit, kein gedankliches Erkennen ist möglich ohne die damit verbundenen Abbau- und Sterbeprozesse im menschlichen Organismus. So wird auch die Menschheit im Großen erst dann wieder zu einer lebensvollen Kultur gelangen, wenn sie das Tote durchschaut, den Tod zum Freund gewinnt und tapfer durch alle Todesprüfungen hindurchgeht. Der Tod kann und will der große Lehrmeister und Erzieher des Menschen sein.

Eine der wichtigsten Aufgaben des religiösen Lebens ist es, die Menschen während des Lebens das Sterben zu lehren. Heute machen weite Kreise der Christenheit das feige Ausweichen vor dem Tode mit, indem sie meinen, man tue einem Sterbenden einen Liebesdienst, wenn man ihm verschweigt, was ihm bevorsteht. Hier berühren wir die Sphäre desjenigen Sakramentes, das allein schon durch seine Existenz eine völlig neue Grund-Gesinnung und -haltung in das Menschenleben und damit auch in die Kultur ausgießen kann. Wenn der Priester dem Sterbenden das Sterbesakrament bringt, so daß die Tatsachen selber ihr deutliches Wort sprechen, so wird prinzipiell mit dem inneren Mut und nicht mit der Feigheit der Seele gerechnet. Und siehe da: es offenbart sich aus dem tiefsten Inneren des Menschen eine Kraft, die alle Vorstellungen von der wesenhaften Schwäche des Menschenwesens wider-

legen kann. Feige und schwach ist am Menschen nur die Peripherie. Im innersten, ewigen Wesenskern, der durch die Todesnähe freigelegt wird, ist eine heroische **Todesfähigkeit** vorhanden. Wenn ein Abglanz davon aus den Augen des Sterbenden hervorstrahlt, offenbart sich Ewigkeit mitten in der Vergänglichkeit. Würden die Menschen erzogen und angeleitet, aus diesem Quell des Glaubens, d. h. aus der Kraft ihres ewigen Wesenskernes, ihr Leben zu führen: alles Menschendasein bekäme ein anderes Gesicht. Die göttliche Liebesabsicht, die den Inhalt der siebenten Schale bildet, will dem Menschen den Tod als Freund zur Seite stellen. Verkehrt sie sich in ihr Gegenteil, so breitet sich das Antisakrament eines **Gesamtsterbens** über die Erde aus.

*

Die Menschheit kann nicht einfach ohne Sakramente sein. Der Protestantismus konnte es sich noch leisten, aus theologischen Gründen den Sakramentalismus fallen zu lassen, weil seine Ära in solche Jahrhunderte fiel, in denen die Menschheit noch nicht an den Nullpunkt ihrer Seelen- und Lebenserbschaft gekommen war. Heute ist das anders. Die Antisakramente der **Zornesschalen** machen sich bemerkbar. Sie brechen auf jeden Fall über die Menschheit herein, und schließlich bleibt nur noch die Wahl, entweder ausschließlich den Antisakramenten ausgeliefert zu sein: oder die Sakramente, welche die wahre Gestalt der siebenfältigen Gottesliebe sichtbar machen, als Gegengewicht und Heilmittel zu pflegen. Die Antisakramente sind bereits überall gegenwärtig: Krankheit, Blasiertheit, Sexualität, Verstockung, Verbitterung, schwarze Magie und das allgemeine kulturelle Sterben. Sie sind nichts anderes als die in Zorn pervertierten sieben Lebenssphären der göttlichen Liebe: die Kindheitskräfte (das Geheimnis der Inkarnation), das Jugendgeheimnis, persönliche Frömmigkeit, die Geist-Natur-Verbundenheit, die Sozialität, das Wirken aus höherer Kraft, die Todesfähigkeit. In den sieben Sakramenten: Taufe, Konfirmation, Beichtsakrament, Sakrament von Brot und Wein, Trauung, Priestertum, Sterbesakrament haben wir auf Erden heilige goldene Schalen für den unentstellten Inhalt der sieben Liebesschalen Gottes.

0

X. DER STURZ BABYLONS

Das siebzehnte und achtzehnte Kapitel

Aus der Ergießung der sieben Zornesschalen gebiert sich in kompakter Monumentalität das Schlußdrama des apokalyptischen Buches. Wir vergegenwärtigen uns noch einmal den architektonischen Bau und Gang des Ganzen. Den Anfang bildete die große Einheits-Vision vom Menschensohn: die Apokalypse gab, indem sie zuerst das Bild des Geistesmenschen aufrichtete, zu erkennen, daß es ihr um den Menschen geht. Am Schlusse ist der Mensch Welt geworden. Der Einheit des Bildes, mit dem sie begann, entspricht zuletzt eine Doppelheit: die Zweiheits-Vision einer in zwei Ganzheiten auseinanderbrechenden Menschheit. Zwei Städte erscheinen: Babylon und Jerusalem. Der eine Teil wird schließlich wie eine stürzende Schlacke ausgeschieden und verfällt dem Abgrund. Der andere Teil schwingt sich, indem er sich von oben, d. h. aus dem Geiste substanziiert, der Zukunft entgegen und läßt den neuen planetarischen Zustand unseres Erdendaseins ahnen.

Dieser Gang von der Eins zur Zwei bestimmt das Grund-Gesetz des apokalyptischen Weges. Wir haben aber schon einmal darauf hingewiesen, daß wir nur die beherrschende Haupt-Spannung und Gegensätzlichkeit des Ziel-Dramas wahrnehmen, wenn wir im Banne der Zweizahl bleiben. In Wirklichkeit bildet den apokalyptischen Abschluß eine Dreiheit. Mitten zwischen die Bilder vom stürzenden Babylon und von dem sich herniedersenkenden himmlischen Jerusalem tritt eine hohe kämpferische Gestalt, die nichts anderes ist als eine Metamorphose des Menschensohnes, dessen ruhevoll-hierarchisch-reiches Bild am Anfang erschien: der weiße Reiter. Zur höchsten göttlichen Aktivität ist der Geistesmensch, der Genius der Menschheit, entflammt, wenn es um die letzte Welt-Entscheidung geht. An dem leuchtend-erhöhten, in kämpferischer Kraft hervortretenden Menschen-Bilde entscheidet und scheidet sich die Welt. In eine untergehende und eine aufgehende spaltet sie sich.

Für Augenblicke und in einzelnen Motiven wetterleuchteten die Geistlandschaften der beiden Städte schon während der Posaunenklänge vor uns auf. Vor allem das Bild der „großen Stadt“, die der tragenden Kraft der Geistes-

Sphären entsinkt, zeigte sich mehrfach beim Erschallen der Posaunen und nahm, als das Ausgießen der Zornesschalen ihr Stürzen beschleunigte, immer deutlichere Formen an. Die siebente der goldenen Schalen macht den Absturz der in Fragmente auseinanderbrechenden „großen Stadt“ unaufhaltbar und endgültig.

Das Schlußdrama, innerhalb dessen die Scheidung der Geister kosmisch wird und in das Doppelbild einer auseinanderfallenden Welten-Zweiheit einmündet, stellt sich selber deutlich als ein Ergebnis des Ausgießens der Himmelschalen dar. Sowohl das Bild der stürzenden Hure Babylon als auch das der Braut Jerusalem wird durch einen der sieben Engel enthüllt, die aus dem Tempelinnern des Himmels die Schalen der letzten Prüfungen hervorgetragen und ausgegossen haben: „Es kam einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schalen hatten, und sprach zu mir: Komm, ich will dir das Schicksal der großen Hure zeigen, die an vielen Wassern sitzt und mit der die Könige der Erde Hurerei getrieben haben. Von dem Wein ihrer Hurerei sind trunken geworden, die auf Erden wohnen. Und er führte mich im Geist in die Wüste. Und ich sah ein Weib sitzen auf einem scharlachroten Tier... mit sieben Köpfen und zehn Hörnern“ (17, 1—3). — „Und es kam zu mir einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schalen mit den letzten Prüfungen hatten, und sprach zu mir: Komm, ich will dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes. Und er führte mich im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, sich herniedersenkend aus dem Himmel von Gott, erstrahlend in der Gloria Gottes“ (21, 9—10).

*

Sowohl Babylon als Jerusalem erscheinen einerseits im Bilde einer Stadt, andererseits in der Gestalt eines weiblichen Wesens. In den üblichen Vorstellungen herrscht, wenn von dem apokalyptischen Babylon die Rede ist, das Bild des Weibes vor. Man verliert leicht aus dem Auge, daß die „große Hure“ doch auch als eine Stadt, d. h. als ein Teil der Menschheit und der Erden-schöpfung, geschildert wird. Umgekehrt wird das himmlische Jerusalem zunächst vorwiegend als ein Stadtgebilde vorgestellt; daß es auch „Braut“ ist, geht nicht immer in die bildhaften Vorstellungen, die in den Seelen entstehen, mit ein. Im Bilde der Stadt zeigt sich jedesmal sozusagen der Leib einer Menschheits-Gruppe; in der Gestalt eines weiblichen Wesens erscheint deren Seele.

Wenn ältere Zeiten, die noch in einem mythischen Bewußtsein lebten, in die Ursprünge unserer Welt zurückschauten, sprachen sie wohl auch von der Gestalt eines Weibes: vor ihrer Seele stand „die Mutter Erde“. Die mythische Rückschau sieht das Bild der großen Mutter; der in die Zukunft gerichtete Blick der Apokalypse fügt das Doppelbild von Hure und Braut hinzu: die Mutter Erde, die Hure Babylon, die Braut Jerusalem.

Auf der Mitte des Weges erscheint das Bild, das auch die Mitte des apokalyptischen Buches ausmacht: das mit der Sonne bekleidete Weib im Himmel, das in dem Augenblick, da es den Sohn gebären will, von dem feuerroten Drachen bedroht wird. Die Mutter Erde wird in einem besonderen, neuen Sinne Mutter, als im Seelenschoße der Menschheit und des Menschen das Ich geboren wird. Die Harmonie und der Friede der Urzeit sind vorbei: sogleich zeigt sich die Gefährlichkeit, die zuletzt zur Spaltung der Menschheit führen wird.

Etwas von dem Gesetz der Tragödie, in die der sich gehenlassende Teil der Menschheit hineingerissen wird, ist an der Metamorphose der Bild-Motive abzulesen: die Hure Babylon wird uns gezeigt, wie sie auf einem scharlachroten Tiere sitzt. Dieses Tier hat sieben Köpfe und zehn Hörner: wir erkennen in ihm den Drachen wieder, der einst das Weib, das gebären wollte, bedrohte. Das Weib, das wir jetzt schauen, befindet sich nicht mehr in der schützenden Distanz vom Drachen, in welcher ihr einst der Erzengel zu Hilfe kommen konnte. Sie hat sich mit dem Drachen eingelassen und zusammengetan. Und wenn es heißt, daß die Hure mit Purpur und Scharlach bekleidet ist, so sehen wir, daß der Drache auf sie abgefärbt hat: sie ist in den Wesensbereich der Gegenmacht miteinbezogen. Der dreifache Schmuck, den das Weib an sich trägt, Gold, Edelsteine und Perlen, ist die in irdischen Prunk abgesunkene Himmelsdreiheit von Sonne, Sternen und Mond, in welcher sich die Geist-Erhöhung von Fühlen, Denken und Wollen bei dem Weib im Himmel zeigte. Während die Gebärende in den Höhen die Sonne als das goldene Herz der Welt ausstrahlend in ihrem Wesen trägt, schmückt sich die ganz irdisch-gewordene Gestalt mit dem gleißenden materiellen Golde, das ein verhärteter Schatten der Sonne auf der Erde ist. So wie das Weib im Himmel die Sterne gleich einer Krone über dem Haupte hat, so schmückt sich die Hure mit den Edelsteinen als den irdisch-verzauberten Sternen-Gedanken. Wir werden bei der Besprechung des himmlischen Jerusalem, in dessen Formenleib auch Gold, Edelsteine und Perlen eine Rolle spielen, erst voll erkennen, welche Infamie darin liegt, daß sich die Hure Babylon auch mit Perlen schmückt. Perlen entstehen nicht in der mineralischen Natur, sondern in lebendigen Wesen durch deren Reaktion auf Schmerzen. In der Bewältigung des Schmerzes, den ihm ein eingedrungener Fremdkörper bereitet, bildet das Muscheltier die Perle aus. Die Perle ist also ein wunderbares Symbol für Aufgaben, die der Mensch in seiner Seele zu lösen hat. Sie weist in die gleiche Richtung, wie der Mond unter den Füßen des Weibes im Himmel, das sich über alles Dumpfe und Nächtliche erhebt. In der geistig-physischen Leiblichkeit des himmlischen Jerusalem sind die Perlen wie auch Gold und Edelsteine Zeichen und Ergebnis gemeisterter Innerlichkeit. Die Hure Babylon hat die Schmerzen nicht selber erlitten, deren Ertrag sie sich als Perlenschmuck umhängt. Sie ist das Gegenteil zu dem Weibe, das den Mond unter seinen Füßen hat. In

ihr sind Gold, Edelsteine und Perlen Zeichen einer ohne innere Berechtigung angeeigneten, nicht-durchdrungenen und unverarbeiteten Äußerlichkeit. Das Weib und der Drache sind nicht klar zu unterscheiden; das schreiende Rot der Leidenschaftlichkeit und Gier hüllt sie gleicherweise ein. Aus dem goldenen Kelch, den sie in der Hand hält, gefüllt mit Greuel und Unflat, teilt die Hure Babylon einen unreinen Reichtum aus, der an die dunklen Tiefen und Kräfte der Welt bindet.

Was man vom einzelnen Menschen sagt, daß „zwei Seelen in seiner Brust“ leben, gilt auch von der Menschheit im ganzen. Nachdem einmal das Weib im Himmel, die obere Seele der Menschheit, den Sohn geboren hat, muß mit dem Ich-Prinzip die Wahl zwischen oben und unten offenstehen; die durch die Zeitalter des Erden-Werdens heranreifende freie Entscheidung wird zur Scheidung führen. Im Bilde der Hure erscheint schließlich diejenige Menschheit, in der die untere Seele mit ihrem Erden-Schwergewicht die Herrschaft an sich gerissen hat.

*

Wo treffen wir im Menschen-Bereiche die große Hure an? — Wenn auch in der Geschichte des Christentums von dem letzten Buch der Bibel bisher nur ein spärlicher Gebrauch gemacht worden ist, so hat doch das Bild der Hure Babylon oft eine große Rolle gespielt. Kämpferisch bedienten sich desselben revolutionäre Geister als Waffe, um die kompakte kirchliche Macht, von der sie sich abzustoßen bemüht waren, zu bezeichnen. So hat Martin Luther, obwohl er von der Apokalypse sagte, sein Geist könne sich in dieses Buch nicht schicken, im Kampf gegen die Papstkirche immer wieder das Bild der Hure Babylon auf kraftvollste Weise angewendet. Fast noch heftiger hat das später Emanuel Swedenborg getan.

Diejenigen, die in der römischen Kirche, gegen die sie im Konfessionskampf standen, die große Hure Babylon sahen, glaubten sich auf eine Kennzeichnung berufen zu können, die uns die Apokalypse gibt: „Hier waltet der Verstand, der zur Weisheit gereift ist: Die sieben Häupter sind sieben Berge, auf denen das Weib sitzt; zugleich sind es sieben Könige“ (17, 9). Bis auf den heutigen Tag glauben sowohl die Theologen als auch die Laien, diese Hieroglyphe uns schwer enträtseln zu können: Eine Stadt, die auf sieben Bergen liegt, kann damit etwas anderes als Rom, die klassische Siebenhügelstadt, gemeint sein? Und so denkt man, die ersten Christen, unter ihnen auch der Verfasser der Apokalypse, die man als eine Streitschrift gegen die Verfolger auffaßt, hätten in dem Rom der Cäsaren die Hure Babylon gesehen. Diejenigen, denen mehr an einer aktuellen Deutung liegt, beziehen das apokalyptische Bild auf das Rom der Päpste. Für die Deutung auf Rom schien den Auslegern auch der Satz zu sprechen, der das Motiv weiterführt, daß die sieben Köpfe des Tieres, auf denen das Weib sitzt, auch sieben Könige seien: „Fünf sind gefallen, einer existiert noch, und der andere ist noch nicht gekommen. Wenn er

kommt, muß er eine kleine Zeit bleiben“ (17, 10). Man hat gemeint, durch einen solchen Satz die Frage beantworten zu können, wann das Apokalypse-Buch niedergeschrieben worden sei. So dachte man vor allem, seit die Theologie nicht mehr mit der Möglichkeit rechnete, daß Bücher wie die Apokalypse aus einer schauenden Wahrnehmung übersinnlicher Tatbestände entstanden sein können, und seit man die Texte vorwiegend nur noch daraufhin durchforschte, wo der Schriftsteller sich selbst oder den Zeitpunkt seines Schreibens verriete. Man rechnete in der Reihenfolge der Cäsaren etwa auf folgende Weise nach: Fünf, d. h. Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, sind bereits gefallen; ihre Lebenszeit ist vorüber. Nach der Ermordung Neros wurde eine kurze Zwischen-Epoche durch die Herrschaft der drei Soldatenkaiser Galba, Otho und Vitellius ausgefüllt. Man meint, diese als einen der sieben Könige, von denen die Apokalypse spricht, zusammenfassen zu können. Dann ist der siebente, dessen Kommen noch bevorsteht, Vespasian, dessen Aufstieg tatsächlich mit großen messianischen Hoffnungen erwartet wurde und den, als er auf den Thron gehoben war, z. B. der jüdische Schriftsteller Josephus als den ersehnten Messias bezeichnete. So glaubte man einwandfrei herausgebracht zu haben, die Johannes-Offenbarung sei in der Zeit der drei Soldatenkaiser, d. h. etwa zwischen 65 und 69 n. Chr., entstanden.

Wenn diese doch immer ins Triviale gehende Auffassungsart Recht hätte, so bliebe unverständlich, warum der Apokalyptiker mit solchem Nachdruck das Wort von den „sieben Bergen“ als ein solches bezeichnet, das nur von einem zur Weisheit vertieften Verstand begriffen werden könne. Alle Deutungen der soeben skizzierten Art schlagen eine falsche Richtung ein; sie verkennen das Wesen der Apokalypse von Grund auf. Sie beruhen doch immer wieder darauf, daß man das heutige, im Hinblick auf die Wahrnehmung des Übersinnlichen verarmte Bewußtsein für das normale und allein mögliche hält. Im Rahmen der heutigen Bewußtseinsmöglichkeiten wäre die Apokalypse nur eine Summe von allegorischen Bildeinkleidungen für irdische Inhalte. Die Wahrheit, die wir uns stets erneut gesagt sein lassen müssen, ist jedoch, daß sie aus einem höheren Bewußtsein, d. h. aus der unmittelbaren Wahrnehmung übersinnlicher Wirklichkeiten und Ereignis-Folgen stammt, und daß sie das geistig Wahrgenommene mit Bildern schildert, die an die irdische Sinneswahrnehmung anklingen. Es ist falsch zu fragen: welche irdischen Inhalte verbergen sich hinter geistigen Bildern? Irdische Deutungen, die bestimmte Gestalten oder Geschehnisse der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft in den apokalyptischen Bildern wiedererkennen wollen, bleiben weit unter dem Niveau des Buches. Weiterführen kann uns einzig und allein die Frage nach den überirdischen Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten, die hier in irdischen Bildern erscheinen. Nur durch diese Frage, unermüdlich gestellt, wird die welt-künstlerische Kraft, der befreiende Atem, die Weite und Größe der Apokalypse entzaubert. Ein zunächst hieroglyphisch erscheinendes Alphabet irdischer

Bilder wird durchsichtig für Sphären geistiger Rhythmen und Mächte, mit denen jedes Zeitalter auf seine Art zu rechnen hat.

*

Die Hieroglyphe des Berges begegnet uns in den biblischen Schriften oftmals so bedeutungsvoll, daß ganz klar ist: wir sollen dadurch nicht auf Irdisches, sondern auf Geistig-Übersinnliches hingewiesen werden. So kann uns z. B. das Christus-Wort vom „bergeversetzenden Glauben“ ganz und gar zu einer apokalyptischen Vokabel werden. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß durch den Glauben die Arbeit der Abtragung eines Berges, die sonst mit der Schaufel verrichtet wird, abgekürzt werden könnte. Der Berg, vor dem ich stehe, nimmt mir den Blick in die Weite. Erst wenn ich seinen Gipfel erklimme, wird mir der Blick wieder frei. Die Magie des Glaubens besteht darin, daß er die Berge versetzt, die der menschlichen Seele den Ausblick in die Welt des Geistes versperrten. Die bergeversetzende Kraft des Glaubens erhebt den Menschen auf die höhere Ebene, wo ihm nichts den Horizont verdeckt.

Wir erinnern uns an die apokalyptische Szenerie beim Ertönen der zweiten Posaune: ein brennender Berg stürzte vom Himmel. Wir wurden Zeugen eines Stadiums, in welchem der Himmel selbst auf die Menschheit solche Wirkungen ausübte, durch die sie sich schließlich wie „der Ochs vor dem Berge“ fühlen mußte: sie stürzte in ein Bewußtsein, in welchem sie den Ausblick auf das Geistige verlor: der Berg des Materialismus türmte sich vor ihr auf.

Eine ähnliche Schau bemächtigt sich nach der Schilderung des Daniel-Buches (2. Kapitel) als prophetischer Traum der Seele Nebukadnezars: Eine unsichtbare Hand löst einen Stein los und schleudert ihn gegen ein Götterbild. Aber indem der Stein stürzt, wächst er zu einem mächtigen Berge an, der sich als ein Felsen-Koloß von riesenhafter Dimension auftürmt. Geschaut wird, wie die Menschen, die zuerst mit kindlichen Seherkräften das Göttliche wahrnahmen, in das tiefe Tal hinuntermüssen, in dem sie von lauter Bergen umgeben sind. Die undurchsichtig gewordene Sinneswahrnehmung ist der Berg, der dem Menschen den Blick in die inneren Bezirke des Daseins nicht mehr erlaubt.

In den deutschen Volksmärchen, die auch irdische Bilder verwenden, um intime Bezirke der Seele und das, was sich darin abspielt, zu schildern, begegnet uns gleicherweise das apokalyptische Motiv von den sieben Bergen. Im Schneewittchen-Märchen tritt die Königin, Schneewittchens böse Stiefmutter, schönheitsstolz vor den Zauberspiegel hin, um sich bestätigen zu lassen, daß sie die Schönste im ganzen Lande ist. Der Spiegel an der Wand jedoch gibt von einem bestimmten Zeitpunkt an die Antwort: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier. Aber Schneewittchen über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen ist tausendmal schöner als Ihr.“ Die Welt, in der sich Schneewittchen aufhält, ist nicht die gleiche wie die Welt der Stiefmutter. Die Köni-

gin befindet sich in der Welt der Materie und der physischen Sinne, Schneewittchen aber weilt im Reich der Elemente und der Elementarwesen, die nicht physischer Natur sind. Im Bilde der sieben Berge erscheint die hochragende Grenzzone, die übersteigen muß, wer aus der Welt der Sinne in die Welt des Übersinnlichen gelangen will.

So sind auch die sieben Berge, von denen die Apokalypse spricht, das Grenzgebirge zwischen dieser und jener Welt. Selbstverständlich ist es nicht von ungefähr, wenn eine Stadt wie Rom auf sieben Hügeln erbaut worden ist. Rom ist ja auch nicht die einzige Stadt, die eine solche mythologische Szenerie zum Gründungsplatz gehabt hat. So hat man Prag, das auch eine Sieben-Hügel-Stadt ist, häufig das östliche Rom genannt. Apokalyptische Motive können sich gewissermaßen in die äußere Geographie hineinverirren, wenn die Weltgeschichte symbolisiert und an solchen Stellen Städte entstehen läßt, an denen durch Natur und Schicksal besondere Möglichkeiten des Grenzübergangs zwischen den beiden Welten bestehen. Was Prag betrifft, so wird das Geheimnis der Sieben-Hügel-Szenerie durch den Namen der Stadt unterstrichen, der „die Schwelle“ bedeutet. Allerdings besteht, wo die sieben Berge ein kosmisches Wahrbild sind, zugleich auch immer die Gefahr, daß dort eine Kulturstimmung und ein Seelenmilieu entsteht, durch das sich die Menschen ganz und gar in die irdische Kultur hineinverzaubern, bis die sieben Berge schließlich unübersteigbar werden und der Ausblick auf die Welt jenseits der Grenzzone verlorengeht.

Indem uns die Apokalypse das stolz-geschmückte Weib zeigt, das sich auf die sieben Berge setzt, stellt sie uns bildhaft eine Macht vor die Seele, deren Wille es ist, daß die Menschheit von der geistigen Welt abgetrennt wird. Gerade hier bestände die Möglichkeit, durch selbstlosen inneren Eifer und Steigesinn die Grenzzone zu überqueren und an die Schwelle der geistigen Welt zu gelangen. Aber ein Wille schiebt sich zwischen die beiden Welten, der von der Grenzzone Besitz ergreift und so der Menschheit den Weg zum Geiste versperrt. Es liegt im Interesse dieses Willens, daß der Mensch in die irdische Welt eingesperrt bleibt, bis er entweder davon überzeugt ist, daß es gar keine übersinnliche Welt gibt, oder dem Dogma zustimmt, es sei dem Menschen nicht gegeben, die Schwelle zu überschreiten.

Diese Macht spielt auch in den Evangelien eine Rolle. Ihr tritt der Christus selber mit letzter Schärfe entgegen, indem er die Weherufe gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer schleudert. Im Matthäusevangelium beginnt die Reihe der Weherufe sogleich mit dem Wort, das insbesondere den von der Apokalypse enthüllten Geist der Hindernisse treffen soll: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließt vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein“ (23, 13). Eine entartete Priesterschaft wird gegeißelt, die das Gegenteil tut von dem, was ihre eigentliche Aufgabe wäre. Der Priester soll ein

Pontifex, ein Brückenbauer sein, der den Menschen hilft, die Grenzzone zu überqueren und ein Bürgerrecht in beiden Welten zu erringen. Wenn diejenigen, denen als den Seelsorgern die Menschenseelen anvertraut sind, selbst die Fähigkeit nicht mehr besitzen, die Schwelle der sieben Berge zu überschreiten, verfallen sie nur allzuleicht der Tendenz, auch die ihnen anvertrauten Menschen im Diesseits festzuhalten und ihnen einzuschärfen, nicht nach der Welt des Übersinnlichen zu streben. Dann werden die Vertreter des religiösen Lebens selbst zu der Macht, die den Menschen von der Schwelle der geistigen Welt zurückhält.

Die Dekadenz, gegen die der Weheruf geschleudert wird, ist eigentlich das Eindringen des Machtprinzips in die priesterliche Seelenführung. Vor den Zeiten der Ich-Entwicklung, als die Menschen in ihrem Wesenskern noch kindlich und unmündig waren, übten in den vorchristlichen Kulturen die Priesterschaften mit vollem Recht eine autoritative Seelenführung aus. Seit sich jedoch der Keim des persönlichen Seelenstrebens und der Ichheit in den Menschen regte — und das war zur Zeit der Evangelien bereits seit einigen Jahrhunderten der Fall —, mußte in fortschreitendem Maße die Priestermagie von einer Hirtengesinnung abgelöst werden, die gütig und verstehend mit dem Aufkeimen der Freiheit in den Menschenseelen rechnet. Das Festhalten an den alten autoritären Verhältnissen führt zu immer gewaltsameren Bevormundungen. Diese Gefahr ist auch in der Geschichte des Christentums nicht vermieden worden. Sie zeigte sich im Gegenteil in größtem Ausmaß, nachdem die Christenverfolgungen aufgehört hatten und das Christentum zur Staatsreligion erklärt worden war. Dem christlichen Leben drohte ein welthistorischer Rückfall in die Prinzipien Ägyptens und Babylonens.

So hätten doch Luther und Swedenborg recht, die in der römisch-katholischen Kirche die Hure Babylon sahen? Niemals wird derjenige einen vollberechtigten Gebrauch von diesem apokalyptischen Bilde machen, der es nur zur Charakterisierung der Anderen und nicht auch seiner selbst verwendet. In dem Bilde der Hure Babylon zeigt sich eine Gefahr, die überall und jederzeit dem geistigen Leben der Menschheit droht. Überall wo sich geistige oder religiöse Gruppen so bilden, daß die Interessen der Gemeinschaft über den Wert der einzelnen Individualität gestellt werden, ist das christliche Prinzip bereits durch das babylonische verdrängt. Wo die Kirche zum Selbstzweck wird, wo der Einzelne statt zur innerlichsten Freiheit und zu einem individuellen Erleben und Erkennen der geistigen Welt nur zur gehorsamen Treue gegenüber der Kirche geführt wird, droht das Gespenst der Macht, die sich auf die sieben Berge setzt. Diese hat auch auf dem Gebiete der Theologie ihre Auswirkungen. Insbesondere wird in Zukunft die prinzipielle Trennung von Glauben und Wissen zur Folge haben, daß dadurch das freie innere Vorwärtstreben des individuellen Menschen gedämpft und lahmgelegt wird. Die

Beschränkung auf den „bloßen Glauben“, der Verzicht auf ein freies erkennendes Verhältnis zur Welt des Göttlichen, wird immer mehr zur Parole einer solchen religiösen Führung, wie sie in dem ersten der Matthäus-Weherufe gegeißelt wird.

Im Lukasevangelium vernehmen wir dieses Kampfwort des Christus, das hier die Reihe der Weherufe abschließt, in verschärfter Formulierung: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten! Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis gestohlen. Ihr kommt nicht hinein und versperrt nun auch denen, die hineinwollen, den Eintritt“ (11, 52). Hier ist nicht nur von einer solchen pfäffisch gewordenen Priesterschaft die Rede, die ganz allgemein, also auch für sich selbst, die Anschauung vertritt, daß es keine Erkenntnis des Übersinnlichen gebe; hier ist vielmehr von solchen Führerkreisen die Rede, die für sich durchaus noch an der Pflege esoterischer Traditionen und Erkenntnismethoden festhalten, es aber streng vermeiden, den von ihnen Geführten daran Anteil zu geben. Ihr Prinzip ist das der Geheimhaltung; sie machen die Geisterkenntnis zu einem Mittel der autoritativen Überlegenheit und Macht über die Menschen. In den vorchristlichen Zeiten bestand das Gesetz, daß das höhere Wissen nur an den engsten Kreis der Eingeweihten weitergegeben werden durfte, zu vollem Recht, weil in den Menschen im allgemeinen ein tragfähiger ichhafter Seelenkern noch nicht vorausgesetzt werden konnte. Diese alte Unterscheidung von Priestern und Laien, die im Grunde in jeder geistigen Bevorrechtung des Priesterstandes weiterwirkt, kann auf den christlichen Lebensbereich nicht ohne eine gefährliche ägyptisch-babylonische Verfälschung übertragen werden.

Die Gefahr, die der Apokalyptiker mit dem Bilde der Hure Babylon vor uns hinstellt, ist aber noch viel umfassender. Sie betrifft nicht nur Verirrungen, die von den Führenden in der Menschheit begangen werden können. In jeder Seele ist die Macht wirksam, die sich dem wahren Selbst in den Weg stellt, wenn es sich anschickt, die Schwelle zu überschreiten. Je näher der Mensch an die geistige Welt herankommt, um so heftiger wird sich in ihm eine Art seelischer Wasserscheu bemerkbar machen. Der „bergeversetzende Glaube“ ist nicht von selber in der Seele vorhanden, er muß tausendfältigen Anwandlungen von Angst und feigem Ausweichen abgerungen werden. Auf dem inneren Weg der Seele stellen sich nur allzuleicht die ungezählten Ausreden ein, die schließlich doch nur Einflüsterungen der Macht sind, die auch in unserem Innern auf den sieben Bergen sitzt und bewirken will, daß wir uns, statt zum Geiste vorzudringen, immer nur noch mehr an das Irdische fesseln.

*

Das Babylon-Motiv spielt im Gesamtaufbau der biblischen Bücher eine wichtige Rolle. Die ersten Blätter der Bibel zeigen uns das Bild des „Turmes von Babel“. Auf den letzten Blättern der Bibel sehen wir das Bild der „Hure Babylon“. Im Bau des babylonischen Turms symbolisiert eine in Veräußer-

lichung und Dekadenz übergehende magische Kultur der Vergangenheit das Prinzip ihres Geistesstrebens. Der Turm wird von unten nach oben gebaut. Wir werden bei der Betrachtung der letzten Apokalypse-Kapitel sehen, daß die himmlische Stadt sich vom Himmel zur Erde herniedersenkt, also von oben nach unten gebaut wird. Im himmlischen Jerusalem beruht alles Tätigsein und alles Schaffen auf dem Hereinwirkenlassen der göttlichen Gnade. Babylon türmt, als es sich gegen seine Götter aufbäumt, das Zeichen menschlicher Macht von unten nach oben auf.

Die vorchristliche Menschheit war auch in den Zeiten vor ihrer Entartung, wenn sie sich auf den Wegen des religiösen Lebens mit der Götter-Welt in Verbindung setzen wollte, auf ein Prinzip angewiesen, das in der Tat die Richtung von unten nach oben in sich trägt: das Prinzip der Entrückung, der Ekstase. Das Göttliche wurde in Welten gesucht und geahnt, die hoch über dem Menschen sind. Ein unmittelbares Verbundensein und Leben mit den Göttern war nur möglich, wenn sich die Seele aus der irdischen Leiblichkeit heraushob. Nur der Weg der Entrückung führte aus dem Diesseits der Menschen in das Jenseits der Götter. Der großartige magische Reichtum der vorchristlichen Religionen und Tempel-Kulturen mit ihren Götter-Inspirationen war Resultat und Frucht des von unten nach oben führenden ekstatischen Elementes. Der Weg der Entrückung konnte jedoch auf reine Art nur so lange beschritten werden, als die Menschen noch locker in den physischen Leibern steckten. Im Fortgang der Jahrtausende aber stiegen die Seelen immer tiefer in die allmählich sich verhärtende und spröde werdende Leiblichkeit hinunter. In steigendem Maße bedurfte es aller möglichen Gewaltsamkeiten, um die Seele aus dem Körper zu lösen und in den Zustand der Entrückung zu versetzen. Babylonien war der Schauplatz, wo sich die mit den Leidenschafts-Steigerungen und Rauschekstasen einsetzende Dekadenz zuerst zeigte und kulturschöpferisch wurde. Die seelischen Gewaltsamkeiten symbolisierten sich dort vom 3. vorchristlichen Jahrtausend an in monumental aufgetürmten Bauten, die dann bald im Gebiete des Nils in den Pyramiden Ägyptens ihre Entsprechung und Parallele fanden, ohne daß dort sofort die gleiche Entartung platzgriff. Der im Alten Testament beschriebene babylonische Turmbau ist kein bloßer Mythos, sondern durchaus historisch aufzufassen. In den pyramidenartigen Zikkorat-Bauten im Gebiete von Euphrat und Tigris projizierte sich das in stürmische Rauschhaftigkeit übergehende ekstatische Element nach außen. Durch den Griff ins Monumentale ihres Bauens, durch den sie es den Göttern gleich tun wollten, bildeten die Menschen selbst die Gewaltsamkeit ab, die in das religiös-kultische Leben einzog, als sich die alten Götterverbundenheiten nicht mehr auf organische und natürliche Weise einstellen wollten. Die Pyramiden, die in den babylonischen Tempelzusammenhängen entstanden, wurden auch Götter-Berge genannt. Weil die Seelen sich nicht mehr wie früher auf den Berg der Schau emporschwingen konnten, wurden

im äußeren Sinn Turm-Berge gebaut, die aber doch nur die wachsende Abtrennung der Menschenwelt von der Götterwelt sichtbar machten. Das Alte Testament deckt den Schrecken und Abscheu derjenigen Menschen auf, die auf die Reinerhaltung des geistigen Lebens bedacht waren. Die das Alte Testament ergänzende apokryphe Legendentradition läßt erkennen, daß es die radikale Absage an das in den Turmbau-Hochmut eingemündete Babylonien war, wodurch Abraham und die Seinen veranlaßt wurden, die chaldäische Heimat zu verlassen.*

Die babylonische Dekadenz bestand darin, daß die Seelen, wenn sie sich zu den Göttern emporschwangen, das Irdische mit seiner Stoffesschwere nicht mehr wirklich hinter sich lassen konnten, sondern fortan das Allzu-Irdische in mehr wirklich hinter sich lassen konnten, sondern fortan das Allzu-Irdische in das religiöse Leben verunreinigend hereintrugen. Das Prinzip der geistigen Unzucht kam auf. Statt daß der Mensch seine Seele weiterhin zur reinen Vermählung mit dem Geist erhob, mischte er irdische Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit in seinen Umgang mit der Götterwelt. Die reine Entrückung der Urzeit wurde durch die orgiastische Rauschekstase verdrängt. So entstand im Umkreis der babylonischen Tempel insbesondere eine ganze Welt von Sexualkulten, in denen religiöse Inbrunst und geschlechtliche Sinnlichkeit ineinander übergingen. Das Prostituierten-Wesen ist nicht im alltäglichen Leben aufgekommen; seine Entstehung liegt durchaus auf kultischem Boden. Babylonien ist das klassische Land, in welchem es unter den in den Tempeln Dienenden zuerst die Hierodulen, d. h. die Prostituierten, gab. Alle Laster, die auf Rauschwirkungen zielen und in Süchtigkeiten übergehen, haben so ihren Ursprung in Kultzusammenhängen vorchristlicher Kulturen, in die das babylonische Prinzip eingezogen war. Erzogen durch das Alte und Neue Testament, empfindet die heutige Menschheit eine radikale Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit zwischen den Gebieten der irdischen Leidenschaften und der Sphäre des religiösen Lebens. Man muß aber doch ein Auge dafür haben, daß überall da, wo Menschen sich irgendeinem Rausch hingeben — gleichviel, ob dieser durch Rauschmittel oder Spielwut hervorgerufen wird, oder ob es sich um den in tausend Arten und Graden auftretenden Geld-, Erfolgs- oder Machtrausch handelt —, eine verirrte Sehnsucht nach wesenhafter Berührung mit höheren Welten zugrundeliegt. Die Menschen wollen sich durch äußere Mittel aus der bedrückenden Alltäglichkeit in andere Sphären entrücken lassen und werden dadurch nur immer noch mehr in das Irdische verstrickt. Der Aufschwung geschieht nicht unter Loslösung von der Erdschwere, und das Gewicht der Tiefen verwandelt die Entrückung nur allzu bald in ein Sinken, Fallen und Stürzen.

Es war nicht so, daß die babylonisch entartete Ekstase nicht mehr zur Verbindung der Menschenseelen mit übersinnlichen Wesenheiten geführt hätte,

* Siehe Urgeschichte, das Kapitel: „Gilgamesch — Nimrod — Abraham. Zwischen Babylonien und Ägypten.“

aber an die Stelle der oberen Götter mußten immer mehr die niederen Götter und schließlich die Dämonen der Macht treten. Ein religiöses Leben entstand, das, statt den Himmel aufzuschließen, das Irdische aufwühlte und aufpeitschte und so die Mächte des Abgrundes entfesselte. Wie alles Rauschhafte, so ist vor allem auch das Prinzip der Herrschsucht und Macht nicht auf den äußeren Lebensfeldern, sondern durch Religionsentartung in die Menschheit eingezogen. Weil die Menschen nicht mehr in reiner Hingabe auf den Wegen der Religion zu den guten Göttern gelangten, machten sie sich schließlich von dämonischen Mächten besessen, die ihnen einflüsterten, sich selbst für Götter zu erklären und göttliche Verehrung und willenslosen Gehorsam zu beanspruchen.

So hängen die beiden mythisch-apokalyptischen Babylon-Motive, zwischen denen der große Bogen des Bibel-Ganzen schwingt, innerlich aufs engste zusammen. Durch die gesamte Menschheitsentwicklung hindurch setzt sich die babylonische Entartung fort. Auf der einen Seite wirkt der Fluch der babylonischen Hurerei in weiten Lebensgebieten, die sich immer mehr aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit dem religiösen Leben gelöst haben: als moralische Versuchung und Verstrickung. Sie wirkt aber auch da weiter, wo sie ursprünglich entstand: im religiösen Leben selbst. Hier verführt sie die Führenden, über die von ihnen zu Führenden zu herrschen und so sich und die Kirche zwischen Gott und die Menschen zu stellen. In den Menschen, die sich der religiösen Führung anvertrauen, taucht sie auf in allen Formen des religiösen Egoismus, der das Streben der Seele nach dem Geist verfälscht.

Es gibt ja eine Entrückung, die keinem Menschen erspart wird: das ist der Tod. Wir werden, wenn wir sterben, mit unserem seelisch-geistigen Wesen aus dem Leibe entrückt. Hier waltet unerbittliche Strenge: nichts von dem Irdischen, an dem wir während unseres Lebens hingen, können wir mitnehmen. Überall aber, wo die Seelen durch innere Schwäche von Furcht vor dem Tode erfüllt sind, wirkt bereits die babylonische Verführung. Das Irdische, von dem man sich zu trennen fürchtet und das man deshalb durch allerlei egoistische Seligkeits-Sehnsüchte in die Vorstellungen, die man sich von der jenseitigen Welt bildet, hineinmischt, verunreinigt das religiöse Fühlen und Erleben, macht es statt zu einer reinen Vermählung der Seele mit dem Geiste zu einer unreinen Vermischung. Es kann nicht ausbleiben, daß der religiöse Egoismus, der stets aus einer irgendwie gearteten Todesfurcht hervorgeht, den Menschen nur immer noch mehr in das Irdisch-Sinnliche bannt. Es können ja auch asketische Vorsätze aus seelischem Egoismus hervorgehen und müssen dann statt zur Befreiung von der Sinnlichkeit zu einer, wenn auch oft undurchschauten, so doch umso heimtückischeren Fesselung an die irdische Empfindungsart führen. Unter ungezählten Masken und Verkleidungen geht die Hure Babylon durch die Menschheit. Dewegen darf

das Bild, das die Apokalypse uns von ihr zeigt, immer nur dann zur Charakterisierung historischer oder gegenwärtiger Verhältnisse verwendet werden, wenn es zugleich als Spiegel der Selbstprüfung und Selbsterkenntnis anerkannt wird.

Mit dem Christentum ist ein völlig neues Grundgesetz des religiösen Lebens wirksam geworden. Das vorchristliche Prinzip der Ekstase und Entrückung, das durch das Irdischer-werden des Menschenwesens entweder unwirksam wurde oder entartete, ist außer Kraft gesetzt worden. Darin besteht die unergründliche Geschichts-Gnade Gottes, daß, als die Menschheit nicht mehr imstande war, sich wie früher zu den göttlichen Welten aufzuschwingen, in der Mitte der Zeiten ein höchstes Gotteswesen zu den Menschen auf die Erde kam. Eine andere Kraftwirkung zwischen Gott und der Menschheit wurde begründet, die nicht mehr von unten nach oben, sondern von oben nach unten geht. Das Prinzip der Entrückung wurde durch das der Einwohnung abgelöst. Das auf Menschwerdung, Tod und Auferstehung Christi gegründete religiöse Leben kann nicht mehr darin bestehen, daß die Menschen sich ekstatisch zum Göttlichen erheben, sondern darin, daß sie sich im Herzen aufschließen im Sinne des Pauluswortes „Nicht ich, sondern der Christus in mir“. Die so anhebende Kräfterströmung von oben nach unten beschränkt sich jedoch nicht auf die Sphäre der menschlichen Innerlichkeit. Die christliche Frömmigkeit kann und muß die Intensität und Vollmacht gewinnen, durch die sie nicht nur die Seele, sondern auch die Sphäre der Leiblichkeit durchdringt und verwandelt. So entsteht ein Bauen von oben nach unten. Das Bau-Prinzip des babylonischen Turms wird abgelöst durch das des himmlischen Jerusalem, das sich vom Himmel zur Erde herniedersenkt.

*

Wenn die Apokalypse sagt, die sieben Berge, auf denen die Hure Babylon sitzt, seien zugleich sieben Könige, von denen fünf schon gefallen sind, der sechste noch lebt, der siebente erst in der Zukunft seine Herrschaft antreten wird, so stellt sie auch damit Bildbuchstaben einer Schrift vor uns hin, deren Entzifferung ein Lesen in geistigen Wirklichkeiten und Gesetzmäßigkeiten sein muß. Das den irdischen Raumesverhältnissen entnommene Bild von den sieben Bergen wird in das Bild einer zeitlichen Aufeinanderfolge transponiert. Sieben große Werdekreise erscheinen uns als der Bereich, in welchem die Gefahr der babylonischen Verführung droht. Fünf davon gehören der Vergangenheit an. Der sechste ist die Gegenwart, d. h. diejenige Zeit, in welcher sich die Spaltung der Menschheit in den babylonischen und den jerusalemitischen Teil endgültig anbahnt. Der siebente ruht noch im Schoße der Zukunft. Jede dieser Epochen hat ihr herrschendes Prinzip. Damit ist gemeint, daß die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgange in jedem Zeitraum eine weitere Provinz und Grundkraft des Menschenwesens auszubilden und anzueignen

hat. Fünf Erträge hat sie bereits errungen. Der sechste ist im Werden. Der siebente schwebt noch als geistige Keimzone über dem Erdendasein. Worin besteht die babylonische Gefahr, worauf zielt die Verführung der großen Hure? Die Menschheit steht vor der Frage, ob sie die fünf Kräfte, die sie sich unter den fünf Königen der Vergangenheit erarbeitet hat, nur in den Dienst des Irdischen oder in den Dienst des Geistig-Göttlichen stellen wird. Vor einer entsprechenden Frage steht sie auch hinsichtlich des sechsten und siebenten Werde-Ertrages, obwohl ihr diese noch nicht voll ausgereift zur Verfügung stehen. Hier besteht die Gefahr des Mißbrauchs darin, daß das erst Keimende abgebogen und verfälscht wird. Die Errungenschaften der Vergangenheit und die geschenkten Zukunftsmöglichkeiten werden entweder zu Organen der Menschheit für die geistige Welt und der geistigen Welt für die Menschheit, oder sie werden zu Fesseln, die das Menschenwesen mit der zum Absturz bestimmten Stoffschwere zusammenschmieden. Die Fesseln zeigen sich im Bilde der sieben Drachenköpfe mit den zehn Hörnern. Das Übergewicht der irdischen Verhärtung macht zu nur-körperlichen Organen und Angriffsmöglichkeiten für die Mächte der Tiefe, was ebensogut eine Vielfalt geistiger Organe werden könnte, durch welche die Menschheit über sich hinauswächst und sich mit den Hierarchien des Himmels verbindet.

Auf das apokalyptische Motiv der Könige, die in Gefahr sind, das Opfer der großen Hure zu werden, kann von einer Szene, die uns in den Evangelien geschildert wird, ein Licht fallen. Das 4. Kapitel des Johannesevangeliums zeigt uns Jesus zur Mittagsstunde am Jakobsbrunnen in Samaria rastend. Ein samaritanisches Weib kommt, um Wasser zu schöpfen. Nachdem Jesus gesprochen hat „Gib mir zu trinken“, entwickelt sich zwischen ihm und dem Weibe ein Gespräch. Es ist, als ob die Mittagsglut hinter jedem Wort, das menschlich gesprochen wird, ein Menschheitsbild auftauchen ließe. Das gilt auch von folgendem uns zunächst rätselhaft anmutenden Teil des Gespräches. Jesus spricht: „Geh, ruf deinen Mann.“ Die Samariterin antwortet: „Ich habe keinen Mann.“ Da spricht Jesus: „Du hast recht gesagt: ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann. Du hast die Wahrheit gesagt.“ Das Weib fühlt sich aufs tiefste durchschaut und ist mit einem Male ganz neu offen für das Wort dessen, der zu ihr spricht. Von großen Zukunftsgeheimnissen der Menschheit kann jetzt Jesus zu ihr sprechen. — Gewiß haben die Worte, durch die sich die Samariterin durchschaut fühlt, auch ihren einfach-menschlichen Sinn, aber Menschheitliches schwingt im Menschlichen mit. Samaria, die mittlere Provinz zwischen Judäa und Galiläa, wurde vom jüdischen Volke verabscheut, weil dort zur Zeit des babylonischen Exils Babylonier angesiedelt und mit der israelitischen Bevölkerung vermischt worden waren. Die Juden mieden jeden Umgang mit den Samaritern, weil sie diese als Träger des nach Palästina eingedrungenen babylonischen Prinzips empfanden. Samaria galt ihnen als ein kleineres anderes

Babylonien. So mag auch hinter dem Gespräch am Brunnen stehen, daß die Samariterin in gewissen Sexualkulten ihres Volkes eine Rolle gespielt hat.

Ein eigenartiger Anklang an die Apokalypse kommt zustande: Wie es dort heißt, daß fünf Könige bereits geherrscht haben, so ist hier von den fünf Männern die Rede, die das Weib gehabt hat. Sowohl hinter dem Bild der Apokalypse wie hinter den Worten des Evangeliums kann die Menschheit auftauchen, die fünf ihrer Grundkräfte bereits entwickelt, aber durch die Verführung der großen Hure ausschließlich in den Dienst des Irdischen gestellt hat. Es ist nicht unberechtigt, in den fünf Sinnen, die heute von dem eigentlich viel reicheren und nüancierteren Sinnesorganismus des Menschen allein für wesentlich gehalten werden, eine Abspiegelung der fünf Grundkräfte zu sehen, die die Menschheit in fünf Werdekreisen der Vergangenheit ausgebildet hat. Wir sind nicht mehr mit der Entwicklung der fünf Sinne beschäftigt, sondern bereits in ein nächstes, sechstes Stadium der Entwicklung eingetreten. Ein sechster Sinn muß von der Menschheit errungen werden, aber eben durch diese Aufgabe steht die Menschheit vor einer Entscheidung. Die sechste Grundkraft muß sich in einem Sinnesorgan spiegeln, das sich ebenso auf die übersinnliche Welt richtet, wie sich die fünf Sinne auf die irdische Sinneswelt beziehen. An der Notwendigkeit der Sinneserweiterung wird aber erst ganz deutlich, in welchem Maße die Menschheit zu einem einseitig-irdischen Gebrauch der sogenannten fünf Sinne herabgesunken ist. So wie die Samariterin unter dem Eindruck der Worte, die Jesus zu ihr gesprochen hat, plötzlich für die reine Sphäre des Geistes aufgeschlossen erscheint, so muß die Menschheit an der Wegscheide zwischen der stürzenden Stadt Babylon und der sich herniedersenkenden Himmelsstadt die Kraft aufbringen, sich aus der Bindung an das bloß Sinnliche loszureißen, und sich für eine wahre Durchdringung und Verbindung mit den höheren Mächten, die sie überschweben, bereitmachen.

*

Das Bild, das uns die große Hure an der Stelle thronend zeigt, wo sie den Weg zur Geisteswelt versperrt, kommt in dramatische Bewegung. Ein wilder Krieg entbrennt. Das Tier, auf dessen Köpfen und Hörnern das Weib sitzt, versammelt als seine Heeresmacht den zu ihm gehörigen, babylonischen Teil der Menschheit. Mit gewaltiger Übermacht kämpft das Heer des Drachen gegen das Lamm. Durch die Bilder hindurch werden Zeiten sichtbar, in denen, ohne daß damit immer ein äußerer Aufmarsch und Kampf verbunden sein muß, grandios-einseitige Entwicklungen eintreten. Die Mächte der Leidenschaft, der nur-irdischen Sinnesart, des Egoismus und des hemmungslosen Machtstrebens werden groß auf Kosten der Kräfte des Opfers und der Liebe. Die Menschheitskultur nimmt eine Gestalt an, durch die für die stilleren Werte, die sich im Bilde des Lammes zeigen, kein Raum mehr bleibt. Die Gesinnung der selbstlosen Opferbereitschaft verkümmert. Der Herrschaftsbereich

der großen Hure erobert eine Provinz des menschlichen Lebens nach der andern.

Dennoch wird in dem ungleichen Kampfe zwischen dem Drachen und dem Lamm einmal das Lamm den Sieg davortragen. Wie ist das möglich? Wie im Märchen die Riesen durch ihren unscheinbaren Gegner schließlich überwunden werden, weil sie anfangen, untereinander zu streiten, so gehen die gigantischen Mächte, die gegen das Lamm kämpfen, durch seinen Anblick zu jeder Übersteigerung getrieben, am Ende durch Selbstvernichtung zugrunde. Mit einem Male sehen wir, wie das Tier sich haßerfüllt gegen die Hure Babylon wendet, die es bisher von einem Triumph zum andern getragen hat. „Die zehn Hörner, die du gesehen hast und das Tier: sie werden die Hure hassen und werden sie einsam machen, so daß sie schließlich nackt dasteht; sie werden ihr Fleisch fressen und sie mit Feuer verbrennen“ (17, 16). Einmal muß sich der ungeheure Rückschlag des Materialismus bemerkbar machen. Daß die Menschen im Dienste des Tieres stehen, wenn sie sich an das allzu Irdische verlieren, durchschauen sie zunächst nicht, denn im äußeren Sinne scheint es sich eine Zeitlang zu lohnen, dem Drachen Gefolgschaft zu leisten. Alle Güter und Reichtümer, die der Bereich des irdischen Stoffes geben kann, stehen dem Menschen zur Verfügung. Die Errungenschaften und Erfolge, die ihm gelingen, versetzen ihn in rauschhaften Stolz. Dennoch muß sich einmal zeigen, daß er auf die falsche Karte gesetzt hat. Der Mensch ist nicht nur ein irdisches Wesen. Die Welt des Erdenstoffes leiht ihm nur für eine kurze Zeitspanne seinen Leib. Mit seinem eigentlichen Wesen ist er ein Glied der Geisteswelten. Nichts von den irdischen Reichtümern, die er mit so großem Eifer und Stolz sammelt, kommt seinem eigentlichen Wesen zugute. Spätestens im Augenblick des Sterbens muß er das gewahr werden, wo er alles dies zurücklassen muß. Jetzt überfällt ihn der Schrecken darüber, daß er zu viel Erdschwere in sich aufgenommen hat, als daß er die Flügelkraft seines eigentlichen geistigen Wesens frei entfalten könnte.

Der Sturz Babylons wird aber nicht nur individuell beim Durchschreiten der Todespforte erlebt, er muß sich auch einmal im größten Stil kulturell ereignen. Eine nur materielle Kultur beruht trotz der großartigen Triumphe, aus denen sie hervorgeht, auf einem tragischen Rechenfehler. Das wahre Wesen des Menschen, dem zu dienen und vorwärtszuhelfen allein der Sinn der Kultur sein kann, ist bei allen Berechnungen und Planungen vergessen worden. Der babylonische Turmbau einer bloß äußeren Zivilisation ist von Grund auf brüchig und muß eines Tages zusammenstürzen. In unserer Gegenwart ist es bereits mit Händen zu greifen, wie sich eine materialistische Denkungsart und Kultur selber ad absurdum führt. Das Tier-Prinzip beherrscht alles, bei dem nicht mit dem wahren Wesen des Menschen gerechnet wird. Eine Zeitlang kann der Mensch glauben, die Kräfte, aus denen er seine Welt baut, zu beherrschen und zu seinen gefügigen Dienern zu machen. Dann aber entpuppen sie sich als

das vielköpfige und vielhörnige Tier aus dem Abgrund, das zuletzt doch sein hassender Feind und Vernichter ist. So läßt sich die Hure Babylon eine Zeitlang stolz von dem Tiere tragen, das sich dann haßerfüllt gegen sie wendet und ihren Sturz und Untergang bewirkt. Das falsche In-die-Höhe-Streben kann nur zum Sturze in den Abgrund führen.

*

Drei Gruppen von Menschen sind es, die zu ihrer Qual in das Drama vom Sturze Babylons hineingezogen werden. Sie sehen den Rauch des Weltbrandes aufsteigen und erheben ihr Wehgeschrei über den Untergang der großen Stadt, der doch auch ihre eigene Tragödie besiegelt: Könige, Kaufleute und Seefahrer.

In drei Hauptgebiete des Menschenlebens schlägt das Unheil ein. Hinter dem Bilde der Könige erscheint die Lebensprovinz, in der die Menschheit auf das Prinzip der individuellen Impulse, des freien führenden Vorangehens, angewiesen ist. Heute ist es bereits ganz deutlich, daß es sich hier um das Prinzip und Gesetz des „freien Geisteslebens“ handelt, das sich erst mit dem Fortschreiten des Ich-Impulses aus den vielfältigen Restbeständen und Nachklängen alter Weltverhältnisse voll herausgebirt. Wie leicht fällt der Schatten der großen Hure auf das Feld der Freiheit! Das geschieht überall da, wo die Führenden nicht darauf bedacht sind, die anderen zur Freiheit zu führen, sondern wo das Führen zum Selbstzweck und deshalb zum Herrschen und Beherrschen wird.

Hinter dem Bilde der Kaufleute erscheinen die Felder des wirtschaftlichen Lebens. Sollen in der Menschheit Handel und Wandel gedeihen, dann müssen sie vom Prinzip der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Dienens beherrscht sein. Das Wort vom „Dienst am Kunden“, das als solches schon beinahe taktlos klingt, wäre gar nicht aufgekommen, wenn nicht jenes Grundgesetz des Wirtschaftens durch tausendfältigen Mißbrauch verfälscht und bedroht wäre. Gewiß muß auch verdient werden, aber wenn das Verdienen zum Selbstzweck wird und so das Dienen verdrängt, dann findet die Babylonisierung statt, die schließlich zum Untergang führen muß.

Im Bilde der Seefahrer zeigt sich das Menschsein als solches. Der Mensch reift und verwirklicht seine Menschenwürde durch „Erfahrung“. Dieses Wort trägt den Ausdruck „fahren“ in sich, weil es aus Zeiten stammt, in denen das äußere Reisen und Fahren mit einem instinktiven Beschreiten des inneren Weges noch ganz übereinstimmte. Heute decken sich die äußeren und inneren Wege nicht mehr. So groß auch der Reichtum an äußeren Erfahrungen ist, die der Mensch auf seinen Lebenswegen macht: es versteht sich nicht mehr von selbst, daß seine Seele dadurch in das wahre Menschsein hineinreift. Vielfach mögen es heute die Menschen sein, die im Leben gar nicht sehr „weit herumgekommen“ sind, die es in der Stille verstehen, die inneren Wege zu

beschreiten und wirkliche „Erfahrungen“ zu sammeln. Wenn aber die Menschen nicht mehr innerlich reifen, sondern mit ihrem inneren Menschen, wie das heute bereits in erschreckendem Ausmaße zu beobachten ist, da stehen und steckenbleiben, wo sie schon mit vierzehn oder einundzwanzig Jahren angelangt waren, so ist es nicht zu verwundern, wenn aus dem Verhältnis der Menschen zueinander die gegenseitige Achtung und Hochschätzung schwindet, die die Grundlage eines gesunden Rechtsgefühls und Rechtslebens ist. Das Übergewicht des äußeren Betriebs mit seinem unübersehbaren Vielerlei macht den Menschen innerlich lahm und nimmt ihm seine Menschenwürde. Bei allem geschäftigen Hin und Her, das durch die Errungenschaften des modernen Verkehrs nur immer noch mehr übersteigert wird, hört das Menschenleben auf, ein wirklicher Lebensweg oder eine Lebensfahrt zu sein. Der Untergangsschatten der stürzenden großen Stadt kündigt sich dadurch an, daß Macht und Nutzen über das Recht gestellt werden, das doch zu den heiligsten Gütern der Menschheit gehört.

Vielfältige Bilder der Verarmung ziehen an uns vorüber, die durch den Fluch der Materie über die babylonisierte Menschheit kommt. Wenn es heißt: „Die Stimme der Sänger und Harfenspieler . . . soll nicht mehr in dir gehört werden“ (18, 22), so nehmen wir das Verstummen nicht nur des Musikalischen, sondern alles künstlerischen Lebens in der Menschheit wahr. Der Tod alles Schönen und Klingenden tritt da ein, wo die Menschheit den Zugang zum Himmel nicht mehr findet. Auch das Wort des Menschen ist nicht mehr Seelenoffenbarung. Die Stummheit des Tierreiches legt sich als Bann auf das Menschenreich. Sie ist es, die in Wirklichkeit dem weiterströmenden Lärm zugrunde liegt.

Gearbeitet wird eher mehr als weniger, aber die Arbeit verliert ihren Sinn, wenn der Mensch, statt in Schöpferfreudigkeit seine Seele damit zu verbinden, nur noch wie eine Maschine funktioniert: „Kein Handwerksmann soll mehr in dir gefunden werden.“ Es wird dunkel in der Welt, nicht weil es kein Licht und keine Beleuchtungsmöglichkeit mehr gibt, sondern weil das Geheimnis des Lichtes erlischt: „Und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten.“

Zuletzt heißt es: „Und auch die Stimme des Bräutigams und der Braut soll nicht mehr in dir gehört werden“ (18, 23). Im Bereich der großen Hure stirbt das Geheimnis der Brautschaft. Wenn die Seele sich nicht mehr mit dem Geist verbindet und vermählt, kann auch zwischen Seele und Seele das Geheimnis der Gemeinsamkeit nicht mehr weben.

Den ungezählten äußeren Errungenschaften, die im Grunde doch auf der babylonischen Illusion beruhen, stehen die Verluste der eigentlichen Werte des Menschendaseins gegenüber. Der Untergang dieser Werte, die überall

auf einem Hereinwirken der Geisteswelt in die Erdenwelt beruhen, muß schließlich den Untergang des ganzen bloß-irdischen Daseins nach sich ziehen.

*

Das Strafgericht wird besiegelt. Eine hierarchische Macht greift ein: „der eine starke Engel“. Wieder tritt eine Gestalt hervor, wie wir sie im Fortschreiten der Apokalypse immer wieder an wichtigsten Knotenpunkten auslösend oder letztes Unheil abwendend in die Menschheitsschicksale eingreifen sahen: „Und der eine starke Engel hob einen großen Stein auf wie einen Mühlstein, warf ihn ins Meer und sprach: ‚So wird mit einem einzigen Sturm die große Stadt Babylon gestürzt und wird nicht mehr gefunden werden‘“ (18, 21). Der himmlische Mühlstein wird auf Babylon geworfen und es versinkt in die Strudel des Meeres. Das strenge Wort des Christus geht in kosmische Erfüllung: „Wehe dem, der dem aufkeimenden inneren Menschen schadet. Ihm wäre besser, es würde ihm ein Mühlstein um den Hals gelegt und er würde in das Meer versenkt, wo es am tiefsten ist“ (Matth. 18, 6; Luk. 17, 2). Es kann kein klassischeres Bild als das des in die Tiefe reißen den Mühlsteins geben für das Schwergewicht des allzu Irdischen, das den Menschen nicht nur hindert, sich zum Geiste zu erheben, sondern ihn in den Abgrund zieht.

Durch das Motiv des Mühlsteins schwingt sich das plattdeutsche Märchen vom „Machandelboom“ am Schlusse zu apokalyptischer Größe auf. Es wird zu einer Parallele des Dramas, das uns die Offenbarung Johannis enthüllt. Die böse Stiefmutter hat das Kind getötet. Als der Knabe in die Apfelkiste beugte, um einen Apfel herauszuholen, schlug sie den Deckel zu, so daß sein Kopf unter die Äpfel rollte. Die Seele des Knaben geht als der singende Vogel durch das Märchen hindurch. Schließlich schlagen die Flammen des Gerichts hoch: „Ne“, säd de Fru un sprüng up, un de Hoor stünnen ehr tu Baarg as Führflammen, „my is, as schull de Welt ünnergahn. Ick will ok henuut, of my lichter warden schull.“ Un as se uut de Döhr köhm, bratschl smeeht ehr de Vogel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganß tomatsch wurr. De Vader un Marleenken höörden dat un gingen henuut: do güng een Damp un Flamm un Führ up von der Städ, un as dat vörby wöör, do stünn de lüttje Broder door, un he nöhm synen Vader un Marleenken by der Hand, un wören alle dre so recht vögrnöögt un güngen in dat Huus by Disch un eeten. (Auf Hochdeutsch: „Nein“, sagte die Frau und sprang auf, die Haare standen ihr zu Berge wie Feuerflammen, „mir ist, als wolle die Welt untergehn. Ich will hinausgehen, ob mir vielleicht leichter wird.“ Und als sie aus der Türe trat, patsch, da warf ihr der Vogel den Mühlstein auf den Kopf, so daß sie davon ganz zerquetscht wurde. Der Vater und Marlenchen hörten das und gingen hinaus. Da stiegen Rauch und Feuer und Flammen von der Stätte auf. Und als das vorüber war, stand der kleine Bruder da und nahm

seinen Vater und Marlenchen bei der Hand, und alle drei waren so recht fröhlich und gingen ins Haus und setzten sich zu Tisch und aßen.)

Die Märchenparallele zeigt uns in drastischem Bilde, wie die Hure Babylon sich gegen das im Menschen aufkeimende höhere Ich versündigt. Sie will es nicht aufkommen lassen und ist auf seinen Tod bedacht, wenn es sich regt, so wie der Drache im Himmel auf das Kind lauerte, das zu gebären das mit der Sonne bekleidete Weib im Begriffe stand. Dann kann es aber nicht ausbleiben, daß einmal die Flammen und der Rauch des Weltbrandes und des kosmischen Untergangs emporsteigen. Die Macht, die sich der Erdschwere bediente, um die Schwingenkraft des Geistes abzulähmen, wird schließlich selbst davon in die Tiefen des Abgrundes gerissen. Wenn im Märchen zuletzt der Vater und die Schwester des Knaben mit dem ihnen wiedergeschenkten zu Tisch gehen, so leuchtet im idyllischen Bilde der gleiche befreiende Ausblick auf, den uns die Apokalypse nach dem Sturze Babylons eröffnet: „Selig sind die zum Abendmahl des Lammes berufen sind“ (19, 9).

XI. DER WEISSE REITER UND DIE TAUSEND JAHRE

Das neunzehnte und zwanzigste Kapitel

Das Bild der großen Hure hat wie schwarzes Gewölk den Himmel verfinstert. Nachdem die Wolkenbrüche des kosmischen Gewitters es in die Tiefe gerissen haben, leuchtet ein wunderbares Zeichen des Heiles am Lichthimmel auf. Im Bilde der reinen Brautschaft öffnet sich die Sphäre einer kosmischen Vermählung. Festjubilium erfüllt das All: „Lasset uns freuen und fröhlich sein, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet“ (19, 7). Als die „Braut des Lammes“ erscheint der Teil der Menschheit, der sich der Suggestion der Materie und des Abgrundes entronnen und ganz an die Gnade und das Höhenlicht des Geistes hingegeben hat. Das Geheimnis des „weißen Kleides“, des von innen heraus bis in seine Leibes-hüllen leuchtend gewordenen Menschenwesens, kommt zu seiner höchsten Erfüllung. In der Gestalt der Braut empfängt die Seele der Menschheit das hochzeitliche Gewand. „Und es ward ihr gegeben, sich mit Leinwand von helleuchtender Reinheit zu bekleiden. Dieses weiße Gewand ist das erlöste Wesen der Heiligen“ (19, 8).

Die Vermählung hat menschheitlich ausstrahlende Geltung. Die Gäste der „königlichen Hochzeit“ strömen, gleichfalls mit dem hochzeitlichen Gewand bekleidet, von überall her zusammen, begrüßt von der großen apokalyptischen Seligpreisung*: „Selig sind die zum Hochzeitsmahl des Lammes berufen sind“ (19, 9). In beseligender Klarheit offenbart sich das Geheimnis, auf das die Weisheit des deutschen Sprachgeistes hindeutet durch die Verwandtschaft zwischen den Worten „Vermählung“ und „Mahl“. Das Bild eines Mahles taucht auf, dessen Tische so groß sind wie die Welt. Die Gäste sind die Menschheit, in ihrer Ganzheit zu der Vermählung berufen, die zugleich den Empfang einer heiligsten Kommunion bedeutet.

Das Motiv der Brautschaft, der Vermählung der Seele mit dem Geiste, ist sowohl in den Zeiten der Christus-Vorahnung als auch in der Geschichte des Christentums immer wieder als erlösender Seligkeitsausblick in poetischer Verklärung sichtbar geworden.

* In das Ganze der Apokalypse sind sieben Seligpreisungen hineingeflochten, von denen diese die mittlere, die vierte, ist.

Im Alten Testament ist das „Lied der Lieder“, das Hohe Lied Salomonis, mit seinen Gesängen der Liebe zwischen Braut und Bräutigam wie eine erste Morgenröte zu dem Sonnenaufgang, der sich in den letzten Kapiteln der Apokalypse erst voll erfüllt. Im Evangelium ist es Christus selbst, der in ernstester Stunde den prophetischen Ausblick eröffnet: Als sich bereits die Gewitterwolken der Katastrophe zusammenziehen, gibt er in der letzten intimen Unterweisung auf dem Ölberg dem engsten Kreise der Seinen das Jünger-Gleichnis von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen. Er leitet damit die zusammengedrückte Zukunftsapokalypse ein, mit der er den Jüngern über Jahrtausende hin eine innere Ausrüstung für ihren Apostelauftrag gibt. Er spricht von seiner eigenen Wiederkunft und schildert sie im Bilde der Hochzeit. Wenn einmal dieses Mysterium an die Menschheit herankommen wird, muß sich zeigen, welche Seelen vorbereitet sind und welche nicht.

Auf der Höhe des Mittelalters entstand ein reicher Blütengarten von Dichtungen und Andachts-Büchern über das Geheimnis der Vermählung zwischen Seele und Geist. So hat der flämische Mystiker Jan van Ruysbroek (1293 bis 1381), der zu dem Kreis der „Gottesfreunde“ und zu den Vätern der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ gehörte, das wunderbare Büchlein geschrieben „Die Zierde der geistlichen Hochzeit“. Wie alle Bücher dieser Art ist es eine Art Brevier, ein Meditationsbuch, in welchem die Seele Schritt für Schritt auf dem Stufenwege vorwärts geführt wird, auf daß sie zur innigen Durchdringung mit dem Göttlichen gelange und zur Braut Christi werde. Zugleich ein Abschluß und ein Gipfel der Bücher, in denen die Meditationspoesie des mittelalterlich-mystischen Seelenstrebens zu Worte kommt, ist die „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz“. Dieses Büchlein ist am Anfang des 17. Jahrhunderts von Johann Valentin Andreae niedergeschrieben worden, der später als schwäbischer Konsistorialrat ein rechter Kirchenmann geworden ist und von der Kostbarkeit, die er als ganz junger Mensch aus höchsten Inspirationen hatte schaffen können, nichts mehr wissen wollte. Die Bedeutung dieses Büchleins liegt darin, daß es in seinem Bilderschatz zugleich das Saatgut darbietet für eine Umsetzung der mittelalterlichen Mystik in einen dem heraufziehenden Zeitalter der Naturwissenschaft angemessenen Aufbau der Seelenschulung. „Chymische Hochzeit“ heißt eigentlich chemische Hochzeit, aber so, daß nicht von einer Chemie der Stoffe die Rede ist, sondern von einer solchen Verbindung zwischen der menschlichen Seele und dem göttlichen Geist, die der chemischen Verbindung zweier Stoffe ähnlich ist und ihre Durchgeistigungswirkung bis in den Bereich der Leiblichkeit hinein erstreckt.

Am längsten haben sich die Bilder vom Geheimnis der inneren Hochzeit im Schatzkästlein der deutschen Volksmärchen lebendig erhalten. Warum ist am Schlusse der Märchen so oft von einer Hochzeit die Rede? Die Märchen sprechen nicht von äußeren Begebenheiten; sie schildern, was im Innern der Seele vorgeht. Und so können sie auch davon erzählen, wie die Seele den

Geist oder der Geist die Seele findet. Wenn derjenige, der als Dummling unter den Menschen gilt, schließlich doch alle Prüfungen, die man ihm auferlegt, besteht und dadurch die verzauberte Königstochter befreit und zur Gemahlin gewinnt, so sehen wir, wie die in den Turm der Leiblichkeit gebannte Seele durch die Tapferkeiten des aufkeimenden höheren Ich dennoch zur Brautschaft erlöst wird. Es gibt aber vor allem auch Märchen, die dem Gleichnis von den zehn Jungfrauen parallel gehen und die Seele selbst auf dem Leidens- und Prüfungswege zeigen, bis der Königssohn kommt, um die aus dem Verzauberungsschlaf Erweckte zu seiner Braut zu machen. Hierher gehören u. a. „Spindel, Weberschiffchen und Nadel“, „Dornröschen“ und „Schneewittchen“. In vielfältigster poetischer Form glitzern apokalyptische Christusausblicke durch die Märchen hindurch.

Was meint die Apokalypse, wenn sie von der „Hochzeit des Lammes“ spricht? Ist unter dem Lamm einfach nur Christus zu verstehen? Es gibt unter allen Wesen der höheren Welten keines, in welchem die kosmische Liebe und Opferfähigkeit so ausschließlich Gestalt angenommen hat, wie die Christuswesenheit. Dennoch sollen wir durch das Bild des Lammes auf ein allumfassendes Weltprinzip gelenkt werden. Wir schauen in ihm die Liebe als das Wesen Gottes an, so wie es ist, wenn es sich durch die Aufgeschlossenheit der Menschheit in seinem wahrsten Sein offenbaren kann. Die Welt, in der es möglich ist, daß Liebe sich in Zorn verkehrt, ist in den Abgrund versunken. Die Menschheit ist liebende Braut. Auf die „Liebe von unten“ kann ungetrübt und unvermindert die „Liebe von oben“ antworten. Das Geheimnis geht in Erfüllung, von dem es am Schlusse der Goetheschen Faustdichtung heißt:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Es drückt sich aber doch auch ein besonderes Christus-Mysterium darin aus, wenn im Bilde der großen Vermählung auch das Lamm erscheint. Wir haben davon gesprochen, daß zweimal im Aufbau der Apokalypse das Lamm vorkommt. Sowohl in der Urvergangenheit wie in der Zukunft kommt der Menschheit entscheidend eine Christus-Opfertat zugute, wie eine solche auch den Mittel- und Wendepunkt der Geschichte gebildet hat. Das Uropfer des Lammes brachte einst die Schöpfung selber in Fluß. Die Zukunftsoffenbarung der göttlichen Opferliebe erhebt sich über den Horizont, wenn mit der neuen Christusoffenbarung zugleich die neue Schöpfung emporsteigt. Wie im Evangelien-Gleichnis von den zehn Jungfrauen, so ist durch das Bild des Lammes

da, wo es sich zum zweiten Male zeigt, auch in der Apokalypse darauf hingedeutet, daß der Weg zur Brautschaft und zum Hochzeitsmahl offen steht, wenn die Christussphäre sich der Menschheit auf neue Weise offenbart.

*

Es ist keineswegs so, daß, nachdem der Ruf zum Hochzeitsmahl ertönt ist, der apokalyptische Fortgang lauter Beseligung und Erlösung mit sich bringt. Auch diejenige Menschheit, die sich dem Sog des babylonischen Absturzes entreißt, findet den Schritt von der Hure zur Braut nicht ohne fortwährende höchste innere Aktivität. Von selbst, ohne eigenes Dazutun des Menscheninnersten, entsteht nur immer ein neues Babylon. Ein Kampf muß gekämpft werden. Zwischen den beiden Städten, die dem Apokalyptiker am Ziel des Weges in großer Doppelschau erscheinen, kommt auf hellen Pferden eine kämpferische Schar herbeigesprengt.

Schon einmal sind wir Zeugen einer apokalyptischen Schlacht gewesen. Der Kampf zwischen Michael und dem Drachen wurde zwischen zwei Heeren ausgefochten. Die Heerscharen Michaels und die des Widersachers traten gegeneinander an. Eine Metamorphose dieses Kampfes entfaltet sich jetzt vor unserem Blick. Statt daß sich, wie wir es hätten erwarten können, die Festesfreuden der königlichen Hochzeit um uns ausbreiten, tut sich der Himmel auf: der weiße Reiter auf weißem Pferd zeigt sich in flammender Helle, als wäre er selbst ein Schwerthieb des Himmels gegen feindliche Mächte. Ihm folgt sein Heer; alle reiten gleichfalls auf weißen Pferden. Die Gewänder aus leuchtend-reiner Leinwand, mit denen soeben die zum Hochzeitsmahl geladenen Gäste bekleidet worden sind, erblicken wir nun an ihnen. Sind vielleicht die Scharen des weißen Reiters die gleichen, die wir vorher sahen? Hat ein plötzlicher Schlachtruf sie von den Tischen der Hochzeit zum Kampf gerufen? —

In sektiererischen Kreisen, die die Bilder der Apokalypse in den Dienst ihrer materialistisch-utopistischen Phantasien stellen, spielen insbesondere die Motive des 19. und 20. Kapitels immer wieder eine große Rolle. Man stellt sich dort gerne vor, daß auf dem physischen Plane nun bald eine solche politische Konstellation entsteht, welche die große Wendung zum Heil und den Anbruch des Tausendjährigen Reiches bewirkt. So hält man auch immer wieder Ausschau nach dem großen Reitergeneral, der auf seinem Schimmel herankommt und zum Werkzeug des großen Wunders wird. Nach den Betrachtungen, die wir bereits angestellt haben, brauchen wir uns bei solchen plummen Verkennungen der Offenbarung Johannis nicht aufzuhalten. Im Geistesgebiet haben wir die Vorgänge aufzusuchen, die uns hier geschildert werden. Erst wenn wir sie dort gewahren und verfolgen können, fangen wir auch an zu ahnen, in welcher Art sich ihre Wirkungen in das irdische Geschehen hereinerstrecken können.

In der Tat steht die Schlacht, die das Heer des weißen Reiters schlägt, in einer engen Beziehung zu den Schicksalen und dem Verhalten der Menschen auf Erden. Der Kampf der Michaelsscharen gegen die Drachenmächte fand im Himmel statt. Das Ergebnis des Erzengel-Sieges war, daß die Widersachermächte auf die Erde gestürzt wurden und sich hier erst recht austoben. In den tausendfältigen polarisch verschiedenen Verführungen des Zweigetiers stürmen sie gegen die Menschheit an und verwickeln sie in geistige und seelische Spannungen und Verwirrungen, die sich schließlich auch in immer größeren äußeren Krisen und Katastrophen auswirken müssen. Mit dem Himmels-Siege Michaels ist es nicht getan. Auf der Erde, auf die der Drache gestürzt worden ist, muß der Kampf fortgeführt werden. Menschen müssen das Werk vollenden, das die Engel des Erzengels begonnen haben. Die an die Menschen übergegangene Michaels-Aufgabe stellt sich in allen Epochen der geschichtlichen Entwicklung neu. In dem Bilde der Schlacht aber, die der weiße Reiter schlägt, ist ein Mut-spendender Vorausblick auf die Vollendungsphase dieses Kampfes eröffnet.

Jedesmal, bevor die Apokalypse uns eine Schlacht zeigt, erscheint das Bild einer weiblichen Gestalt. Vor dem Michaelskampf sahen wir das mit der Sonne bekleidete Weib im Himmel, die höhere Menschheitsseele. Sie steht im Zeichen der Geburt und des Lebens; die Zukunft ist ihrer. Vor dem Kampf des weißen Reiters erscheint die Hure Babylon, die niedere, erdgebundene Seele der Menschheit. Weil sie die große Hure ist, hat sie keinen Sohn. Sie ist unfruchtbar. Von ihr geht nur ein Scheinleben aus. Sie hat keine Zukunft. Mit allem gleißenden Schmuck, den sie sich umhängt, verkleidet sie nur den Tod und den Untergang.

Da die Gestalten, die uns der Seher zeigt, wie die handelnden Personen in einem von Akt zu Akt fortschreitenden Drama sind, können wir die Frage aufwerfen: was wird wohl aus dem Knäblein, das im Himmel das vom Drachen bedrohte Weib geboren hat? Zu seinem Schutze wird es entrückt vor Gottes Thron, aber einmal wird es herangewachsen und zum Manne gereift sein. Die Apokalypse läßt es uns in dem weißen Reiter wiedererkennen. Im 12. Kapitel hieß es: „Sie gebar einen Sohn, der alle Völker weiden sollte mit dem ehernen Stab“ (12, 5). Und von dem weißen Reiter heißt es: „Er wird sie regieren mit dem ehernen Stab“ (19, 15). Der Michaelskampf im Himmel entbrennt zum Schutze einer neuen Kraft, die in der Menschheit geboren werden soll. Im Schoße der Menschheitsseele sowohl als auch in den Seelen der Einzelmenschen keimt das Ich. Der Widersacher, der die Ich-Geburt verhindern will, wird überwunden und gestürzt. Nun muß die Erdenmenschheit zeitalterlang die Anstürme der Feindgewalten bestehen. Sie darf sich trösten und ermutigen durch den Gedanken, daß der Kampf, den sie auszufechten hat, im Himmel schon einmal zu ihren Gunsten entschieden worden ist. Sie darf auch fühlen, daß ihr durch diesen Himmelsieg eine höhere Kraft ge-

boren und bewahrt worden ist, wenn ihr diese auch nicht sogleich voll einverleibt werden kann. Vorerst überschwebt die neue Kraft die auf der Erde verkörperten Menschen, um lange genug wachsen und reifen zu können, bis sie einmal als das wahre Selbst voll und ganz in ihr Eigentum Einzug halten kann. Wenn das geschieht, tritt der Kampf, den Menschen in Fortsetzung des Michaelkampfes führen müssen, in ein entscheidendes Stadium. Im Bilde des weißen Reiters und seiner Heerscharen empfängt der Teil der Menschheit, der sich dem Banne des Drachen und der großen Hure entrissen hat, den Ritterschlag des Geistes, der sie zum Siege fähig macht.

*

Das Knäblein des Weibes im Himmel, das vor Gottes Thron entrückt wurde und, wenn die Zeit erfüllt ist, als der weiße Reiter aus dem offenen Himmel hervorsprengt, ist der Menschensohn, das höhere geistige Menschenwesen. So flechten sich diese beiden Bilder des 12. und 19. Kapitels mit den beiden Stellen der Apokalypse zu einem Ganzen zusammen, an denen der Name „Menschensohn“ geradezu genannt ist. In der erhabenen Gestalt, von der Johannes auf Patmos wie tot zu Boden fiel, trat gleich zu Anfang das Bild des Geistesmenschen, die Idee Mensch, wie sie von Gott im Urbeginn gedacht worden ist, vor unsere Seele. Aber dieses Bild vom Menschensohn war doch noch so ganz göttlich, so völlig ausgefüllt von der Substanz, die es der Christuswesenheit als seiner ersten irdischen Voll-Verwirklichung entlehnen mußte, daß wir es kaum wagten, vor es wie vor einen Spiegel unseres eigenen wahren Wesens hinzutreten. Gott und Mensch sind im Gleichgewicht in dieser Gestalt. — Beim Verklingen der siebenten Posaune zeigte uns die Apokalypse unter namentlicher Bezeichnung das Bild des Menschensohnes zum zweiten Mal: auf den Wolken des Himmels mit der Sichel in der Hand, bereit, die Ernte der Welt zu vollziehen. Hier erscheint der Menschensohn ganz von der Gotteseite her. Als Bildoffenbarung der Wiederkunft Christi müssen wir ihn erkennen. Christus trägt, indem er sich im Geistgebiet neu der Menschheit nähert, das wahre Menschenbild heran, an dem sich alles entscheiden muß. Wenn dann aber der Menschensohn zum weißen Reiter herangereift ist, kommt der Akzent ganz auf die menschliche Seite. Das Menschenwesen selbst, das die große Prüfung bestanden hat, erscheint in diesem Bilde. Der Mensch kann nicht aus eigener Kraft das Urbild seines wahren höheren Wesens real in sich wiederherstellen und so zum Menschensohne werden. Er kann es nur, indem er das Christus-Ich in seinem Ich wohnen läßt und sich so zum Gefäß des Gottessohnes macht. Daß dies jedoch nicht durch eine bloß passive Haltung, sondern nur durch höchste innere Aktivität möglich ist, wird uns deutlich gezeigt. Das meint die Verwandlung der Gäste des Hochzeitmahles, die zu den Heerscharen des weißen Reiters werden. —

Der Ruf zur Hochzeit ist erklingen. Mahl und Vermählung winken. Im Erleben der innigen Christusnähe ist die Seele des Johannes nur noch voller Demut und Anbetung: „Ich fiel vor seinen Füßen nieder, um ihn anzubeten“ (19, 11). Aber er erhält eine Antwort, die ihn auffordert, eine ganz andere innere Haltung anzunehmen: „Tue das nicht. Ich bin dein Mitknecht und der deiner Brüder.“ Es muß uns überraschen und rätselhaft berühren, daß Christus die Anbetung des Menschen zurückweist. Auf dieser Stufe der Entwicklung will er nicht der Herr, sondern nur der Freund und Bruder des Menschen sein.

Erinnert uns das nicht an eine heiligste Szene des Evangeliums? Da hat der Christus am letzten Gründonnerstag den Jüngern die Füße gewaschen und das heilige Mahl mit ihnen gehalten. Das Geheimnis von Mahl und Vermählung war gegenwärtig durch die Kommunion, die innige Vereinigung der Seelen mit dem Christuswesen. Im Nachklang des Mahles gibt Christus den Jüngern die heilige Abendmahlsunterweisung, die man als die johanneischen Abschiedsreden zu bezeichnen pflegt. Eines der Mittelpunktsworte darin lautet: „Ich sage hinfort nicht mehr, daß ihr Knechte seid. Ich habe es euch jetzt gesagt, daß ihr Freunde seid“ (Joh. 15, 5).

Wo sich das Geheimnis der Kommunion erfüllt, da steigt die Morgenröte der wahren Freiheit empor. Die Demut muß sich in der Seele mit dem innerlichsten Mut verbünden. Christus will nicht nur selber Bruder und Freund der Menschen sein, er erwartet auch, daß der Mensch sich zur Gottesfreundschaft und Christusbruderschaft ermutigt. Das Pauluswort „Nicht ich, sondern der Christus in mir“ wird keine Wirklichkeit, wenn der Mensch nicht das Wagnis vollbringt, die Kluft, die einst Gott und Mensch voneinander trennte, zu überbrücken. Der Glaube als der Demut-Mut der Seele macht allein die Einwohnung des Christus-Ich im Menschen-Ich möglich.

Unmittelbar nachdem der Seher Johannes die apokalyptische Oktave jener Stunde, in der er an der Brust Jesu lag, erfahren und die Aufforderung zur Gottesfreundschaft vernommen hat, tut sich ihm der Himmel auf und das Bild des weißen Reiters tritt vor seine Seele. Der Mensch muß durch den Segen der Kommunion dazu heranreifen, in dieses Bild wie in einen Spiegel hineinzuschauen und dadurch die straffe kämpferische Kraft in sich zu erwecken, die ihn zum Mitstreiter Christi macht.

*

Wenn der Mensch es vermöchte, sein gegenwärtiges Wesen schon ganz und gar durchdrungen sein zu lassen von dem Christuswesen, so könnte er sagen: ich erkenne mich selbst in dem weißen Reiter wieder.

Anleitungen auf dem Wege zu dieser Selbstidentifikation können die verschiedenen Namen sein, mit denen der weiße Reiter bezeichnet wird. Der erste dieser Namen heißt in der Lutherbibel: „Treu und Wahrhaftig“ (19, 11).

Es wird sich erst in der Zukunft ganz deutlich zeigen, wie unzureichend Luthers Übersetzung, insbesondere der Offenbarung Johannis, ist. Das ist kein Wunder, da er doch selbst gesagt hat, wie wenig er mit diesem Buche habe anfangen können. Die Worte, die Luther mit „Treu und Wahrhaftig“ übersetzt, sind so zu verstehen: „Er ist der Träger des Glaubens und der Wahrheit.“ Zwei Weltprinzipien werden von dem weißen Reiter verwaltet und zu einer lebendigen Synthese zusammengefaßt: Glaube und Erkenntnis. Er lebt in einer Geistigkeit, in welcher Glaube und Wissen versöhnt sind. Hier widerlegt die Bibel selbst die theologische Theorie, nach welcher seit der Höhe des Mittelalters Offenbarungsglaube und Vernunft-Erkenntnis voneinander getrennt worden sind. Diese Trennung hat das christlich-religiöse Leben seiner inneren Intensität und Stoßkraft beraubt. Die christliche Frömmigkeit nahm schließlich einen durchaus passiven Charakter an. Von der Offenbarung Johannis her wird die Flamme der inneren Aktivität wieder erstehen, die aus dem Glauben ein höheres Erkennen hervorgehen läßt und das Erkennen vom Glauben her durchseelt und befeuert. Kopf und Herz werden miteinander ihre Stimme erheben, wenn der Mensch sich nicht mehr mit einem religiösen Leben begnügt, das abseits von den Wegen des Denkens einhergeht.

Das Bild des weißen Pferdes gab es in der Apokalypse schon einmal. Es trat hervor, als das erste der sieben Siegel eröffnet wurde. Jetzt, nachdem wir alle Runden der Siegel, Posaunen und Zorneschalen durchmessen haben, zeigt sich das weiße Pferd, den weißen Reiter tragend, aufs Neue. Wir haben davon gesprochen, daß die ersten Siegel die großen Stationen zeigen, durch welche die Intelligenz, ursprünglich der Menschheit als göttliche Wegzehrung übergeben, im Fortgang der Entwicklung indurchgegangen ist. Das weiße Pferd zeigte uns, daß der Anfang der menschlichen Intelligenz in dem Anteil bestand, den der träumende, noch längst nicht zur Ichheit erwachte Mensch an den reinen, lichten Gottgedanken selber hatte. Indem es von dem roten, schwarzen und fahlen Pferd abgelöst wurde, trat stufenweise der Verlust in Erscheinung, den der Mensch in Kauf nehmen muß, wenn er die ihm einmal geschenkte Gedankenkraft Gottes immer tiefer in sein Eigenwesen und in das Dunkel des Irdischen herunterträgt. Die göttliche Offenbarung mußte erlöschen. Will jedoch die Menschheit nach ihrem Durchgang durch die Täler und Niederungen der Ichheit am Abgrund des Unterganges die Aufschwungkraft zum Übergang in den nächsten Äon finden, so kann sie nicht ohne Gedanken sein. Sie muß der Versuchung widerstehen, des eigenen verdunkelten und verblaßten Denkens müde zu werden und schließlich das Gedankenerbe von Jahrtausenden über Bord zu werfen, um sich den sogenannten „unmittelbaren Seelenkräften“ zu verschreiben. In unserer Zeit ist diese Gefahr in höchstem Maße akut geworden. Wenn wir auch längst in den bloßen Intellektualismus eingemündet sind, so dürfen wir doch den Glauben an das Denken nicht verlieren. Wir müssen auf eine Verwandlung und Erlösung des

Denkens bedacht sein. Daraus, daß das Denken für die innersten Lebensangelegenheiten nichts mehr hergibt, kann einzig und allein gefolgert werden, daß in Zukunft besser und herzhafter gedacht werden muß. Insbesondere im Namen des Christentums muß die Auferstehung und Durchchristung des Denkens als ein allerwichtigstes Ziel aufgerichtet werden, weil die christliche Theologie und Frömmigkeit bereits seit tausend Jahren durch die Trennung von Glauben und Wissen, indem sie das denkerische Erkennen aus dem religiösen Bereich herausfallen ließ, an der Entwertung des Denkens mitschuldig geworden ist. Das Denken muß wieder hereingeholt werden in den Bereich der Herzkräfte, in den Tempel, der eine reine Erden Spiegelung des Tempels im Himmel ist. In dem sich erneuernden Bilde des weißen Pferdes, dessen Reiter „Träger des Glaubens und der Wahrheit“ heißt, läßt die Apokalypse das auferstandene Denken vor uns leuchtend sichtbar werden.

Der weiße Reiter hat Augen wie Feuerflammen und viele goldene Kronen auf seinem Haupt. Der Mensch soll in Zukunft in ein solches Sinnes- und Erkenntnisleben hineinwachsen, das sowohl von dem Feuer der Begeisterung als auch von dem stillen Glanz der Weisheit erfüllt ist. Die Langeweile der akademischen Abstraktion wird durch den lebendigen Blick und das brennende Interesse für das Geistige überwunden. Neues Leben zieht in die Sinneswahrnehmung ein, wenn sie sich erweitert zum Wahrnehmen des Übersinnlichen, das in und über allem Sinnlichen webt und lebt. Das Feuer des Geistes im Menschengesicht macht das Auge wahrnehmungsfähig für die Feuerflammen des Geistes in allen Dingen. Die goldenen Kronen auf dem Haupte des Menschen lassen erkennen, daß er wieder beschenkt ist mit der Weisheit wahrer Gottgedanken, die er sich nicht selber ausdenkt, sondern die ihm gnadevoll als Himmelsantwort auf die innere Aktivität seines seelisch-geistigen Wesens zuströmen.

*

Der zweite Name des weißen Reiters wird nicht selber ausgesprochen: „Er hat einen Namen, den niemand versteht außer ihm selbst“ (19, 12). — Es gibt einen Namen, den immer nur derjenige aussprechen kann, der ihn selber trägt. Das ist das Geheimnis des Wörtchens „Ich“. „Ich“ kann jeder nur zu sich selber sagen. Diesen Namen kann niemand auf einen anderen Menschen anwenden. Der hier gemeinte Name des weißen Reiters umschließt aber noch ein weiteres Geheimnis. Es heißt nicht nur, daß keiner außer seinem Träger ihn aussprechen kann: ihn kann auch niemand, außer ihm, verstehen. Wenn wir einfach nur Ich zu uns sagen, so bezeichnen wir damit unsere menschliche Persönlichkeit, soweit wir uns ihrer bewußt sind. Bei diesem Ich dürfen wir nicht stehen bleiben, wenn wir nicht in eine innere Verkapselung und Unfruchtbarkeit geraten wollen. Wir müssen nach der Erfüllung unseres Menschenwesens streben und in unserem Ich einem höheren Wesen Wohnung geben. Das Wort „Nicht ich, sondern der Christus in mir“ leitet uns an, über

das bloße Ich-sagen hinauszukommen. Wir lernen so Ich zu sagen, daß ein Anderer durch uns Ich sagt. Das ist das Ich-Geheimnis, welches der zweite Name des weißen Reiters mitumspannt. Mit diesem Namen bezeichnet sich nicht einfach nur der natürliche, sondern der Gott-erfüllte Ich-Mensch, der das göttliche Ich in seinem menschlichen Ich trägt.

So verstanden wird der zweite Name zum Keim und zur Knospe des dritten. Dieser steht auf einem Gewand, das der weiße Reiter trägt. Es ist weiß, aber mit Blut besprengt. Auf neuer höherer Ebene tritt noch einmal der Zusammenklang von Weiß und Rot vor uns hin, dem wir öfter in der Apokalypse begegnet sind. Die Farben des Geistes und der Seele vereinigen sich. Hier aber ist es nicht mehr nur die eigene Innerlichkeit der menschlichen Seele, die als Wärme zum Licht des Geistes hinzutritt. Im Blute des Menschen schwingt das Blut Christi mit. Das Geheimnis des Grales waltet: das in der Durchchristung gereinigte Seelische wächst in das erleuchtete Geistige hinein.

Auf diesem Gewande steht der Name: „der Logos Gottes“. Wie kommt das Menschenwesen dazu, mit dem Namen „das Wort Gottes“ bezeichnet zu werden? Durch die Einwohnung Christi wird dem Menschen nicht nur eine Kraft zuteil, die nach innen wirksam ist. Eine neue Kraft strahlt von ihm aus. Im Sprechen des Menschen spricht das Sprechen Christi, der der „Logos Gottes“ selber ist, mit. Aber auch wenn der Mensch nicht spricht, ist er durch das Geheimnis der Einwohnung ein lebendiges Wort Gottes. Gleichviel ob es sogleich bemerkt wird oder nicht: er kann durch das, was von ihm ausstrahlt, eine wesenhafte Offenbarung für seine Umwelt sein. Ein höheres Schöpfertum ist es, das durch sein Sprechen und Handeln, aber auch durch sein Sein in der Welt wirksam wird. In ihm schreitet die Welterschöpfung fort, von der es im Prolog des Johannesevangeliums heißt: „Aus dem Logos sind alle Dinge entstanden.“ Wir ahnen etwas von der schöpferisch-kämpferischen Magie, die dem weißen Reiter und seinen Scharen für die zu schlagende Schlacht als Waffe zur Verfügung steht. Das zweischneidige Schwert, das aus seinem Munde hervorgeht, ist nichts anderes als der in innere und dann auch in äußere Tätigkeit umgesetzte Name, der auf dem blutbesprengten Gewande steht. Insbesondere im Sprechen des Wortes gewinnt der durchchristete Mensch an dem magischen Schöpfertum und Entscheidungsernst des Weltwortes selber Anteil. —

In seiner Hand trägt der weiße Reiter den ehernen Stab, von dessen Menschheitsordnender Gewalt prophetisch schon die Rede war, als das Weib im Himmel ihr Kind gebar. Zum ersten Mal kam das Motiv des ehernen Stabes im vierten Sendschreiben vor. Denen, die in der Gemeinde von Thyatira die Prüfung der Seele bestehen, wird der ehernen Stab verheißen, durch den sie die Hirten der Völker werden, aber auch die Vollmacht haben sollen, „die Gefäße des Töpfers auf Erden zu zertrümmern“ (2, 27). Das ist der Stab der Ichheit. Wird der Mensch zum Ich-Menschen, so zerbrechen zunächst aller-

lei alte Bindungen und naturgegebene Gemeinschaftszusammenhänge, in die er vorher eingebettet war. Aber wenn der ehernen Stab in der Hand des weißen Reiters geschwungen wird, dann ist das Ich-Geheimnis gereift; nun geht von ihm eine Gemeinschaftsbildende Kraft aus. Der Verlust der alten blutgebundenen Gemeinschaftskräfte wird wettgemacht durch aufkeimende Geistgemeinschaft zwischen denen, die durch die Einwohnung Christi zu ihrem höheren Ich gelangen. Nur im Stadium der Unreife widerstreitet das Prinzip der Persönlichkeit dem der Gemeinschaft. Wenn der Ich-Mensch lernt, über sich hinauszuwachsen und sich für Höheres aufnahmefähig zu machen, wird sich das ihm verheißene Schöpfertum auch auf sozialem Felde auswirken: als Kraft der Brüderlichkeit. Es entstehen Gemeinschaften nicht mehr als Gaben der Natur, sondern als Leistung und Kunstwerk des Gott-erfüllten Menschen. Dann wird der ehernen Stab zum Hirtenstabe. Eine allgemein-menschliche Priesterlichkeit entwickelt sich, durch welche die Wunden der Vereinzelung, des Hasses und des Chaos geheilt werden können.

Wenn im Sinne des ehernen Stabes „Ich“ gesagt wird, so klingt darin zugleich ein „Wir“ mit. Das Ich wird groß und spricht nicht mehr aus Anmaßung und Herrschsucht, sondern aus priesterlicher Selbstlosigkeit im Namen von Vielen. Ein schulendes Beispiel dafür bietet uns die Menschenweihehandlung. Während in den ersten Teilen, vor allem während der Opferung, der Wortlaut im Wir-Stil spricht, geht er zuletzt in der Kommunion in den Ich-Stil über. Das „Ich“, das hier der zelebrierende Priester spricht, bedeutet aber „Wir“. Im Hindurchgang durch Evangelium, Opferung und Wandlung hat sich die Geistgemeinschaft als ein wirklicher Zusammenklang der höheren Iche gebildet. Von hier an spricht das Ich der Gemeinschaft, mit dem jeder Mitbetende sein Ich identifizieren kann. Und wenn der die heilige Handlung Vollziehende am Altare Brot und Wein nimmt mit den Worten: „Ich nehme das Brot“, „Ich nehme den Kelch“, dann ist das erst recht ein klassisches Beispiel für das persönlich-überpersönliche Element, in das wir durch das Geheimnis des ehernen Stabes hineinwachsen können. Mit dem Ich der Gemeinschaft sprechen alle Einzelnen diese Worte durch den Mund des Priesters und kommunizieren mit, ehe nachher die Einzelnen außerdem zum persönlichen Empfang der Kommunion an den Altar treten.

Der vierte Name ist dem weißen Reiter auf die Hüfte geschrieben: „Ein König aller Könige und ein Herr aller Herren“. Einst verlor Jakob, als er sich im nächtlichen Ringen mit dem Erzengel Michael die Hüfte verrenkte, das Gleichgewicht. Er war der Erstling derer, die sich in ein wachsendes Übergewicht des Äußeren über das Innere schicken mußten. Im Zeichen des Menschensohnes aber soll der Mensch in ein neues Gleichgewicht zwischen Göttlichem und Menschlichem hineinwachsen, und so leuchtet an der Stelle des Verlustes der Name auf, den sich selber zuzulegen die allergrößte Anmaßung wäre. Dieser Name bedeutet, daß erst der Christus-Mensch der Zu-

kunft das volle Geheimnis der Freiheit und inneren Souveränität besitzt. Der Ausblick, der sich hier eröffnet, sprengt endgültig den alttestamentlichen Bann, der das Kirchenchristentum immer nur vom Abstand zwischen dem sündigen Menschen und Gott sprechen läßt. Der Mensch ist in der Tat sündig, aber er darf und muß die Wege gehen, die ihm die Bilder der Apokalypse zeigen.

*

Wenn wir den weißen Reiter und seine Scharen in die Schlacht reiten sehen, verstehen wir ein rätselhaftes, aber bedeutungsvolles Wort im Michaels-Kapitel der Apokalypse, das unmittelbar dem Beginn des Erzengel-Kampfes vorangeht. Als das Kind des mit der Sonne bekleideten Weibes geboren wird, heißt es: „Und sie gebar einen Sohn. Ein Männliches entstand . . .“ (12, 5). Muß uns nicht die ausdrückliche Betonung als höchst überflüssig und sinnlos erscheinen, daß der Sohn des Weibes männlichen Geschlechtes ist? Geistig gesehen wird jedoch dadurch auf einen allerwichtigsten Urbeginn hingedeutet. Welt und Menschheit haben ihre Seele entwickelt. Diese ist es, die in der Gestalt des Weibes im Himmel erscheint. Das Ichhaft-Geistige, das wir das Prinzip und Urbild des Männlichen nennen können, ist noch nicht in die Menschheit auf Erden eingezogen. Es ruht noch über ihr im Götterschoße. Wenn das Weib im Himmel ihren Sohn gebiert, so zieht dadurch zum ersten Male der Keim des männlichen Prinzips so in die Erdschöpfung ein, daß man von da an von einer Eigen-Geistigkeit des Erdenplaneten und der zu ihm gehörigen Menschheit sprechen kann. Eben diesem Keim des Ur-Männlichen gilt die haßerfüllte Bedrohung des Drachen. In ihm erkennt der Widersacher die Macht, die ihm dereinst die Herrschaft über das Irdische entreißen wird. Das zarte Neugeborene wäre seinem feindseligen Zugriff ausgeliefert, wenn ihm kein Schützer und Helfer erstünde. Der Erzengel Michael tritt stellvertretend für das in der Menschheit eben erst aufkeimende männliche Geist-Prinzip ein und schlägt mit seinen Heerscharen die Schlacht gegen die Drachengewalten. Wenn das Knäblein heranwächst, wird es in dem kämpferischen Erzengel seinen Erzieher und sein Vorbild haben. Das Ideal der Geist-Männlichkeit wird ihm in dieser Gestalt immer wieder begegnen und vorschweben. So wird er in ihm auch den Waffenmeister finden, der ihn lehrt, dereinst auf der Menschenebene die Erzengelschlacht auf weißen Pferden fortzuführen. Wenn einmal das Geist-Ich voll in die Menschheit Einzug hält, wenn das Knäblein des Weibes zum mannhaften Gottesstreiter herangereift ist, dann kann die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Die Erfüllungs-Stunde kommt gleichzeitig für Seele und Geist, für das Weibliche und das Männliche im Menschen: die Seele wird reif zur höheren Brautschaft, der Geist zur höheren Ritterschaft.

*

Durch das Eingreifen des weißen Reiters wird ein weiterer Akt in einem Drama ausgelöst, das aus drei großen Abstürzen besteht. Der erste Absturz, der Sturz Babylons, ist bereits vorher erfolgt. Die an die Suggestion des bloß irdischen Daseins verlorene Menschheit stürzt von selbst. Keine Macht der Welt braucht sie erst zu stoßen. Die materialistische Kultur führt sich selbst ad absurdum. Sie sammelt so viel Schwere in sich an, daß sie ihr Niveau nicht zu halten vermag und dem Abgrund verfällt. Alles was heute noch groß, erfolgreich und wertvoll aussieht, wird sich als illusionär erweisen, wenn die Menschheit nicht lernt, die Wirklichkeit des Übersinnlichen und die Werte des Geistigen in ihre Gedanken und Planungen miteinzubeziehen. Je mehr das Tempo des kulturellen Betriebes gesteigert wird, um so schneller wird der Sturz der Werte und Existenzen eintreten.

Der zweite große Sturz wird durch den weißen Reiter und die Seinen bewirkt: der Sturz des Tieres und des falschen Propheten. Das Tier hat zuerst die große Hure getragen und sich dann haßerfüllt gegen sie gewandt, um ihren Untergang vollständig zu machen. Jetzt wird es selbst gestürzt und mit ihm seine Sprecher, die mit dämonischer Magie führenden Menschen. Jetzt sind es nicht mehr nur Menschen, die zur Beute des Abgrundes werden. Übermenschliche dämonische Gewalten stürzen, wenn das Schwert des weißen Reiters in Kraft tritt. Das kann sich zutragen, ohne daß sichtbare Waffen geschwungen und äußere Kämpfe ausgetragen werden. Zukünfte kommen heran, in denen die Gott-erfüllten Menschen, obwohl sie vielleicht still und unscheinbar ihre Wege gehen, Wirkungen hervorrufen, die weit über das Menschenmaß hinausreichen. Allein die Tatsache, daß es Menschen und Menschengemeinschaften gibt, die danach streben, sich ganz und gar zu Christusträgern zu machen, wird bewirken, daß sogar der äußere Verlauf der Weltchicksale ein anderer wird. Heute kann das nicht mehr so unbegreiflich sein, nachdem man hat darauf aufmerksam werden müssen, daß sogar die Wetterverhältnisse auf der Erde andere werden in der Folge dessen, was Menschen denken, fühlen und tun. Die weiße Magie des zukünftigen Christentums wird sich aber nicht entwickeln und ihre Siege erringen, wenn diejenigen Menschen, die Christen sein wollen, aus falschen Vorstellungen von der göttlichen Gnade in passiver Frömmigkeit verharren. Der „Glaube“ in den Herzen muß dadurch, daß er sich nicht länger abseits vom denkerischen Erkennen hält, sondern ein engstes Bündnis mit ihm eingeht, zu einer flammenden michaelisch-ichhaften Kraft erstarken. Eine feurige Intensität wird dadurch von den christlichen Menschen und Menschengruppen ausstrahlen. Die Blitzgewalt des Geist-erfüllten Denkens, Sprechens und Handelns bewirkt den Sturz des Tieres und der schwarzen Magier, die es sich herangezogen hat. Das Tier will die Menschen auf der Stufe der bloßen Seelenhaftigkeit, d. h. auf der Tierstufe, festhalten und verhindern, daß sie den Geistteil ihres Wesens, ihr wahres Selbst, entwickeln. Wo aber die Flamme des geistigen Ich

gennoch entbrennt, wird die dämonische Macht, die überall nur das Bild des Tieres aufrichtet und das Zeichen des Tieres auf Stirn und Hand der Menschen prägt, bezwungen. An dem Feuer der michaelisch-christlichen Ichhaftigkeit muß sie verbrennen.

Das Tier stürzt mit seinen Helfershelfern in den „Feuersumpf“. Die apokalyptische Anschaulichkeit steigert sich hier bis zum Drastischen. Wenn man von einem moralisch haltlosen Menschen sagt, daß er versumpfe, so bedient man sich eines überaus treffenden Bildes. Wer in einen Sumpf gerät, wird von der Anziehungskraft der Tiefe ergriffen, zuerst noch wenig, dann aber immer mehr und mehr, sodaß er sich ihr schließlich nicht mehr zu entreißen vermag. Die humorvolle Geschichte des Barons von Münchhausen, der sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf herauszog, mag, wenn man sie äußerlich auffaßt, Aufschneiderei sein, weil sie uns einen unmöglichen Vorgang vorgaukelt. Als Bild jedoch für die Aufgabe, vor die sich der Mensch auf moralischem Felde immer wieder gestellt sieht, ist diese Erzählung durchaus zutreffend. Der Sumpf, in den durch das Auftreten des weißen Reiters das Tier und der falsche Prophet stürzen, entsteht nun aber nicht durch Mischung des Erdigen mit Wässrigem. Die Apokalypse zaubert das Bild eines vulkanischen Kraters vor uns hin, in welchem die kochende Lava aufschäumt. Hier verbünden sich die ins Höllische gesteigerte Suggestion der Tiefe und das Flammenlodern des Weltbrandes. Wenn die Flammen dieses Feuers versiegen, erstarrt der Feuersumpf mit allem, was er verschlungen hat, schnell zum harten Vulkanstein, d. h. zu der Schlacke, die als ein mondartiger Körper ausgeschieden wird, wenn die Erde sich zu ihrem neuen Äon emporschwingt.

*

Der dritte Absturz ist der Sturz Satans. Nach der großen Stadt Babylon und nach Leviathan, dem vielköpfigen und vielhörigen Tier, dem luziferischen Verführer, bleibt noch Behemot, der Dämon der ahrimanischen Kälte und des Todes, zu überwinden. Nachdem einst Michael seine bezwungenen Feinde in die Tiefe gestürzt hatte, war diese Macht als das zweigehörnte Tier auf Erden emporgestiegen. Hinter einer unscheinbaren Gestalt, die der eines Lammes ähnlich ist, verbarg sie ihre scharfe Gefährlichkeit. Sie ist in Wirklichkeit das Gegenteil des Lammes, das Anti-Lamm. In ihr nimmt die Herzenskälte und radikale Opferunfähigkeit Gestalt an. Sie ist die kosmische Lieblosigkeit selber. Dieser Dämon ist aber damit auch das Gegenteil der Christuswesenheit. Ist Christus der Geist der Sonne, der Sonnengenius, so ist dieses Tier, der Sonnendämon, der eigentliche Antichrist.

Diesen Gegner zu stürzen, ist nicht einmal dem weißen Reiter möglich. Hohe übermenschliche und überirdische Gewalten müssen eingreifen: „Ich sah einen Engel vom Himmel fahren, der hatte den Schlüssel zum Abgrund und eine große Kette in der Hand. Er ergriff... die satanische Macht, fesselte

sie auf tausend Jahre und warf sie in den Abgrund“ (20, 1—2). Auch die Mächte des Himmels sind nicht imstande, die satanische Macht sogleich endgültig zu stürzen. Es ist immer nur auf tausend Jahre möglich, sie zu fesseln. Danach ist sie für eine Zeitlang doch wieder da und mit ihr ist die ganze Hölle entfesselt: „Wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan aus seinem Gefängnis frei und zieht aus, um die Menschheit in die Irre zu führen“ (20, 7—8).

Mit keinem Motiv der Apokalypse ist so viel Mißbrauch und Unfug getrieben worden wie mit dem des „tausendjährigen Reiches“. Sowohl die mit dem extremsten westlichen Materialismus vollgesogenen Sekten, als auch der hier und da aufflammende politische Cäsarismus haben sich mit Fanatismus der utopischen Erwartung hingegeben, der Anbruch der tausend Jahre sei gekommen oder doch unmittelbar bevorstehend. Primitivste Wundergläubigkeit, die auf religiöser Überheblichkeit und plumpem Seelenegoismus beruht, träumt sich in die Seligkeiten und Genüsse des irdischen Paradieses hinein, die das eben anbrechende „goldene Zeitalter“ mit sich bringen soll. Solche illusionären Vorstellungen haben außerordentlich viel zu dem gegenwärtigen Chaos beigetragen. In tausendfältigen Abwandlungen und Schattierungen haben sie den Menschen Sand in die Augen gestreut, sodaß es nicht zu einer wirklichen Einsicht über die Lage kam, in der sich die Menschheit befindet. Das genaue Gegenteil solcher Phantasien ist die Wahrheit. Das tausendjährige Reich ist eine rhythmisch wiederkehrende Pause, die den Menschen gegenüber den Mächten des Abgrundes gegeben wird. Die Entwicklung der Menschheit nimmt einen wellenförmigen Verlauf. Auf Zeitalter, in denen die Pforten der Hölle verschlossen sind, in denen sich aber auch die guten geistigen Mächte zurückhalten, sodaß die Menschen ihre eigenen Kräfte sammeln, entfalten und betätigen können, folgen apokalyptisch zusammengedrückte Zeiten, in denen die Menschheit mit ihren Kräften auf schwerste Proben gestellt wird. Dann sind alle Schleusen gezogen. — Man war in den Zeiten der ruhigen Entwicklung ganz an die irdischen Gegebenheiten hingegeben und mag die Existenz einer übersinnlichen Welt so weit vergessen haben, daß man sogar philosophische Begriffe formte, um die Nichtexistenz des Übersinnlichen darzutun: Jetzt durchdringt in mächtiger Brandung die Welt des Übersinnlichen alles irdische Leben. Insbesondere treten die entfesselten Mächte des Abgrundes, weil sie nicht erst durch die innere Aktivität der Menschen herbeigerufen zu werden brauchen, ihren Siegeszug an. Sie triumphieren umsomehr, als sie infolge der Blindheit der Menschen verkleidet und getarnt wirken können. Das Böse tritt sogar gemeinschaftsbildend auf, was die Apokalypse in den Zusammenrottungen von Gog und Magog zeigt. Schließlich werden die Menschen nur durch das Chaos und die Leiden, die ihnen die entfesselte satanische Macht bereitet, geneigt gemacht, wieder mit der Tatsache übersinnlicher Sphären und Kräfte zu rechnen. Dann schwingen sie sich vielleicht auch zu der Er-

kennntnis auf, daß ihnen gegenüber den offenen Höllentoren auch der Himmel neu offen steht, an dessen gute helfende Mächte sie sich wenden und auf deren Seite sie sich im Geisterkampfe stellen können.

In unserer Zeit ist eine Tausend-Jahr-Zeit der Ruhe und des Friedens abgelaufen. Sie braucht nicht in unserem quantitativen Zahlensinn abgezählte tausend Jahre zu betragen, sondern umfaßt eine ganze Weltepoche. Die feurige Lebendigkeit der ersten christlichen Jahrhunderte, die zugleich die Zeit der Christenverfolgungen waren, erlosch, und die Menschheit wurde sowohl von der Hölle wie vom Himmel eine Zeitlang alleingelassen. Der Sinn unserer Gegenwart liegt darin, daß nunmehr die Menschheit die Kräfte und Errungenschaften, die sie in den hinter uns liegenden Zeitläuften gesammelt hat, in vollem Geisterkampfe bewähren muß.

Der Blick des Apokalyptikers dringt durch die Rhythmen der tausend Jahre und der darauffolgenden Zeiten der Dämonisierung bis hin zu dem Vollendungsziele, wo im Übergang zum neuen Erdenäon nach einer Kulmination der Entfesselung der endgültige Sturz der satanischen Macht erfolgt. Dann stürzt der Tod selber mit in den Abgrund des Weltenbrandes (20, 14).

*

Die phantastischen Illusionen, die man mit der Vorstellung des Tausendjährigen Reiches verknüpft hat, sind nicht zuletzt durch Mißverständnisse dessen entstanden, was die Apokalypse über den Inhalt der tausend Jahre sagt. Man hat dabei immer übersehen, daß der Apokalyptiker hier nur die Veränderungen schildert, die sich im Reiche der Toten, also in der übersinnlichen Welt, abspielen. Auch in der Sphäre der durch den Tod gegangenen Menschenseelen gibt es im Wellengang der Weltenschicksale die Tausend-Jahr-Zeiten, in denen auf tosende Stürme Windstille folgt. Dann zeigt sich unter den Verstorbenen deutlich eine Gruppierung in zwei Lager, die uns wie eine sich anbahnende Scheidung der Geister anmutet. In jeder Gruppe offenbart sich ein apokalyptisches Grundgeheimnis. Diejenigen Seelen, die ohne das weiterleuchtende Licht einer auf Erden hergestellten Christusbeziehung in das nachtodliche Dasein übergegangen sind, haben kein Leben: der Bann des zweiten Todes liegt auf ihnen. Diejenigen Seelen jedoch, die aus ihrem Erdenleben als Samen wahrer Unsterblichkeit eine Verbindung und Durchdringung des Menschenwesens mit dem Christuswesen mitgebracht haben, wachsen in das sonnenhafte Leben der Christus-Sonnensphäre empor: unter ihnen vollzieht sich das Wunder der ersten Auferstehung.

Unter den mit Christus verstorbenen Toten ist das tausendjährige Reich die Sphäre beseligenden Lebens und Wirkens, die sich der materialistische Unverstand gerade dann als irdische Tatsache erhofft, wenn nach Ablauf der Tausend-Jahr-Pause der Satan entfesselt ist. Im Reiche der Verstorbenen bedeutet es Unerhörtes, wenn in den Seelen die auf Erden keimhaft veranlagte

Einwohnung Christi aufblühen und Früchte tragen kann. Die Apokalypse schildert, wie diese Seelen nicht nur über wahre Lebenskräfte verfügen, sondern auch an der Schöpfervollmacht des Christuswesens Anteil haben: „Sie leben und regieren mit Christus tausend Jahre lang“ (20, 4). Das Wesen der Christuskraft ist Todüberwindung und Auferstehung, d. h. die Vollmacht, alles Dasein bis in den Stoff der irdischen Leiblichkeit hinein vom Geiste her zu durchdringen und zu verwandeln. Daran haben die mit Christus verbundenen Toten Anteil. Das Geheimnis der ersten Auferstehung, das sich unter ihnen zur vollen Wirklichkeit entfaltet, längst ehe es auf der Erde mehr als ein Keim sein kann, ist nicht nur eine Gnade, die ihnen zuteil wird, sondern ein schöpferisches Weltwirken, an welchem sie als Mitarbeiter Gottes und Christi aktiv beteiligt sein können.

Nur eine grob-materialistische Denkungsart stellt sich die Auferstehung der Toten so vor, als würden einmal aus den irdischen Gräbern die mit ihrer wiederhergestellten Erdenleiblichkeit Bekleideten hervorstiegen. In den Geistes s ph ä r e n , in welche die Seelen nach ihrem Erdentode eingetreten sind, werden die Anfänge der Auferstehung offenbar. Auch das Geheimnis der „leiblichen Auferstehung“ zeigt sich hier, obwohl die Ebene irdischer Verkörperung ferne ist. Es zeigt sich als Leiblichkeits- und Stoff-Durchdringungs-Vollmacht. Diese setzt die Seelen zu einem helfenden Beteiligtbleiben an den Schicksalen der Erdenmenschen instand. Als Kraft der Durchgeistigung strahlt das Geheimnis der ersten Auferstehung vom Himmel zur Erde hin. Und so gilt die apokalyptische Seligpreisung: „Selig und heilig sind, die Teil haben an der ersten Auferstehung. Über sie hat der zweite Tod keine Gewalt“ (20, 6) zugleich den mit Christus verbundenen Toten und denjenigen Menschen auf der Erde, die im lebendigen Zusammenwirken mit der Sphäre der Verstorbenen in ihrem Lebensbereich Träger und Fortpflanzer dieses Geheimnisses sein können.

Auf der anderen Seite erscheinen die Toten, die von der Erde keinen Christusfunken, sondern nur Stoffschwere und Vergänglichkeits-Finsternis mitgebracht haben. Schon in ihrem Erdenleben haben sie das Gespenst des zweiten Todes beschworen. Sie haben ihre Seelen nicht den Lebensquellen des Geistes, sondern nur dem von Todesstrahlungen erfüllten Bereich der Materie zugewandt und so den Grund dafür gelegt, daß ihre Seelen mit dem Leibe sterben. Der abstrakte Erdenverstand, wenn er überhaupt noch nach Gedanken sucht, die über die Welt der Sinne hinausgehen, stellt sich leicht die Unsterblichkeit, die er der Seele zuschreibt, so vor, als ob sie für alle Menschen in gleicher Weise zuträfe. — Gewiß hört keine Menschenseele nach dem Tode zu existieren auf. Aber es gibt Unterschiede der Unsterblichkeit. Die Frage ist, ob der Seele Licht und Bewußtsein zur Verfügung steht, durch das sie wirklich weiter lebt, oder ob sie unter dem Ohnmachtsbann des zweiten Todes, des Seelentodes, steht. Nur wenn nach den „tausend Jahren“ Zeiten

der Entfesselung ausbrechen und alles im Himmel und auf Erden in Bewegung gerät, löst sich auch die Lethargie des nachtodlichen Todesbannes (20, 5). Wie durch Wetterleuchten und Blitze wird auch den „schlafenden“ Seelen das Feld der wahren Schicksalsbildung erhellt. Mitten in der tobenden Geisterschlacht werden für alle die Möglichkeiten des Lichtes und der Finsternis sichtbar. Bis zum Ende des Erden-Äons werden die Entscheidungen immer endgültiger. Zuletzt reißt der Sturz Satans auch die Provinz des Totenreiches mit sich in die Tiefe, die vom Bann des zweiten Todes beherrscht ist. Auch „der Tod und das Schattenreich (griechisch: der Hades) werden in den Feuer-sumpf geworfen: das ist der zweite Tod“ (20, 14).*

*

Im Geistgebiet ist das tausendjährige Reich jederzeit zu finden, auch dann, wenn auf der Erde die satanische Macht entfesselt ist. Novalis sagt: „Unter uns währt das Tausendjährige Reich beständig.“ Durch das Mysterium der Einwohnung Christi kann der Mensch anders zum Tode und zum Leben stehen: über ihn verliert der zweite Tod seine Gewalt; die Oster-sonne der beginnenden Auferstehung sendet ihre Strahlen in seine Lebenskräfte. Die Zahl der satanischen Macht, die den Verzauberungsbann des Seelentodes über die Menschheit bringt, Sechshundertsechundsechzig, ist, wie wir gesehen haben, das Zeichen des immer noch mehr gesteigerten Tempos, der Unrast und des Unfriedens. Demgegenüber ist die Zahl Tausend das Zeichen der „Ewigkeit in der Zeit“; sie bezeichnet den Frieden, der eine durch Andacht erlernte innere Kunst ist. Wer Bürger des „inneren tausendjährigen Reiches“ wird, kann mitwirken beim Sturz des Antichrist und beim Bau des himmlischen Jerusalem. Wenn schon die irdisch-historische Stadt Jerusalem den Namen „Stadt des Friedens“ trägt, so muß erst recht die aus dem Himmel sich herniedersenkende Gottesstadt den Segenshauch des Friedens atmen.

* Hier sei wenigstens ein kurzer Hinweis gestattet auf den Gedanken der „wiederholten Erdenleben“, ohne den alles Nachdenken über das Ewigkeits-Schicksal des Menschen um so mehr in eine Sackgasse geraten muß, je mehr es bis zur Konkretheit der apokalyptischen Vorstellungen vordringt. Die Offenbarung Johannis spricht diesen Gedanken nicht geradezu aus. Aber sie setzt ihn voraus, mindestens in der Form, daß sie die moralische und geistige Entscheidung, die der Tod am Ende eines Erdenlebens mit sich bringt, noch nicht als eine endgültige ansieht, sondern mit Möglichkeiten weiterer Entwicklungen und neuer Entscheidungen rechnet. Da aber, nachdem sich Christus durch Tod und Auferstehung mit der Erde verbunden hat, ein wirkliches Fortschreiten der Seelen im Finden und Sich-Durchdringen mit ihm nur in der irdischen Verkörperung stattfinden kann, führt schließlich auch das Ausschauhhalten nach dem möglichen Felde weiterer Entwicklungen und neuer Entscheidungen zu dem Gedanken der wiederholten Erdenleben.

XII. DAS HIMMLISCHE JERUSALEM

Das einundzwanzigste und zweiundzwanzigste Kapitel

Zuletzt, nach der Dramatik der Siebener-Runden, nach dem siegreichen Eingreifen des Weißen Reiters, nach der Scheidung der Geister zwischen Hure und Braut, scheint der Weg der Johannes-Apokalypse in den Bereich einer weltentrückten, reinen Seligkeit einzumünden. Die Goldglanz-Stille der Ewigen Stadt umfängt uns.

Die Stimmung, die von dem Bilde des himmlischen Jerusalem ausgeht, ist dasjenige, was von der Apokalypse noch am ehesten in das traditionell-christliche Leben hat herübergewonnen werden können. Das aller Endlichkeit, Schwere und Trübe entkleidete, verklärte Ziel der Daseinsvollendung entsprach den tiefsten, heiligsten Hoffnungen der Seelen und zauberte Klänge innigster religiöser Poesie aus ihnen hervor. Eines der schönsten Kirchenlieder der protestantischen Ära gehört hierher: „Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt . . .“ Die letzte Strophe lautet:

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn;
Und ohn Ermüden will ich ihr näher gehn.
Und ihre hellen, goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Aber selbst da, wo wie hier das religiöse Gefühl sich in seinem poetischen Ausdruck reiner und näher als sonst zur Ebene des Überpersönlichen emporerhebt, wird doch die Stimmung der seelen-egoistischen. Jenseits-Sehnsucht nicht ganz abgestreift, die der traditionellen Frömmigkeit so weitgehend anhaftet und die nicht zuletzt dazu beigetragen hat, daß sich die kirchliche Strömung des objektiven Gehaltes der Apokalypse bisher kaum bemächtigen konnte: „Könnt ich an diesen hellen Thronen doch schon von heute an ewig wohnen.“ Der erdflüchtige Himmels-Egoismus, von dem sich der moderne Mensch mit gesundem Empfinden abwendet, beruft sich mit Unrecht auf das Bild vom himmlischen Jerusalem. Wenn er Motive aus den letzten Kapiteln der Apokalypse für sich beansprucht, so verfälscht er sie von Grund auf. Man gibt sich einem verhängnisvollen Mißverständnis, einer tragischen Täuschung hin, wenn man hofft, nach Befreiung von der Last des Erdenkleides trete die Seele in die golden-überglänzten Gassen der seligen Himmelsstadt ein. Das Neue Jerusalem liegt nicht im Jenseits.

Wir brauchen nur darauf zu achten, wie der Apokalyptiker den Zustand schildert, in welchem sich ihm die Ewige Stadt zeigt: im Bilde dieser Stadt bewegt sich der Himmel auf die Erde zu: Dies erdzugewandte Sichhernieder-senken ist eine Absage an alle Erdfüchtigkeit der Seele.

In der üblichen Auffassung, die dem letzten Buch der Bibel entgegengebracht worden ist, hat sich eine eigenartige Paradoxie herausgestaltet: weit-aus die größten Partien der Apokalypse sind mißverstanden worden, indem man sie zu diesseitig nahm: man deutete die Bilder des Sehers auf konkrete irdische Gestalten und Vorgänge. Das Bild vom himmlischen Jerusalem aber hat man zu jenseitig verstanden. Wenn man in der Zukunft lernen wird, an Hand der apokalyptischen Bilder in den Wirklichkeiten des Geistgebietes zu lesen, so wird man gerade dadurch verstehen, daß mit den Schilderungen der Himmelsstadt auf ein solches Geistiges gedeutet ist, das unsere diesseitig-irdische Welt durchdringen will. Das ist der Sinn der erdwärts-gerichteten Bewegung, in welcher sich die Gold-Kristall-Gebilde befinden.

Die Bewegungsrichtung, in der uns der Seher Johannes die Formenwelt des himmlischen Jerusalem zeigt, ist die gleiche, die dem Wesen des Christus selber eigen ist: Der Christus ist aus den Himmelhöhen zur Menschwerdung auf die Erde herniedergestiegen; er hat den Himmel auf die Erde gebracht, damit Himmlisches das Irdische durchdringe. Das Christentum der Zukunft wird ein Christentum von oben her sein und das „Christentum“ von unten her, das aus egoistisch-religiösen Gefühlen nach einer jenseitigen Erlösung strebt, ab-lösen müssen. Das himmlische Jerusalem ist der Anfang nicht nur des neuen Himmels, sondern auch der neuen Erde. In der Erdsphäre, die sich erneuert, indem sie in der Folge der Christustatsachen vom Himmel durchdrungen und verwandelt wird, sind die Geheimnisse des himmlischen Jerusalem zu finden.

So stehen sich die beiden Stadtgebilde am Schluß der Apokalypse gegen-über: Das Prinzip Babylons, der großen Hure, die in den Abgrund stürzt, ist die Trübung und Verunreinigung des Geistigen durch das Irdische: Ver-irdischung des Geistigen. Das Prinzip des himmlischen Jerusalem, der Braut, ist das Sicheruntersinken geistiger substanzbildender Kraft in das Irdische: Durchgeistigung des Irdischen.

*

Wie steht das Christentum im großen Zuge der religionsgeschichtlichen Menschheitsentwicklung? Je weiter wir in die vorchristlichen Zeiten zurück-gehen, um so eindeutiger ist der kosmische Charakter alles religiösen Lebens. Die Menschen der Vorzeit und der Frühgeschichte haben sich anbetend zu denjenigen Götterkräften gewandt, die in den Naturreichen walten. Sie haben das Geistige in Baum und Wolke, in Strom und Berg, im Reigen der Jahreszeiten verehrt, wie sie es mit ihren traumhaft-schauenden Seelen noch wesenhafte wahrzunehmen vermochten. Indem die vorchristlichen Religionen auf das Kosmische gerichtet waren, hatten sie zugleich einen rückschauenden Charak-

ter: sie waren den Götterwesen zugewendet, aus deren Schoß und durch deren schöpferisches Weben und Wirken unsere Welt entstanden ist. Alle Götter-anschauungen und Mythologien der vorchristlichen Zeit beruhen auf einer menschheitlichen Urerinnerung, auf einer hellseherischen Rückschau in die Äonen der Erschaffung der Welt. Und die gleichen Götter, die die Welt erschaffen haben, sah man in den Kreaturreichen der Schöpfung weiterwirken.

Als die Mitte der Menschheitsgeschichte herannahte, trat dann eine Strömung auf den Plan, die es immer radikaler ablehnte, den Blick auf das Göttliche in der Natur zu richten. Als Heidentum verwarf sie alles, was aus den alten naturgeistigen Religionen strömte. Das war die Religion des Alten Testaments, speziell der Spätzeit, in welcher das umfassendere israelitische bereits durch das einseitigere jüdische Element abgelöst war. Das Judentum entstand als der krasse Gegensatz zum Heidentum. Eine bewußt nicht-kosmische Religion entwickelte sich unter den Menschen, denen eine Berührung mit den kosmischen Naturreligionen des Umkreises geradezu Atembeklemmung bereitete. Sie zogen das religiöse Leben ganz und gar auf die Innerlichkeit des Menschen zurück, so daß schließlich als sein Inhalt nur das Lehrhafte und das Moralische, das Gesetz, übrigblieb. Als schweren Frevel empfanden sie es, zu den Sternen, zur Sonne und zum Mond aufzublicken und darin das Weben göttlicher Wesenheiten zu sehen und zu verehren. Der Durchgang durch diese Stufe der Verinnerlichung war trotz des Verlustes der Fülle und Farbigkeit notwendig, weil sonst das Prinzip der Ichheit und Freiheit nicht hätte in die Menschheit einziehen können.

Schließlich trat durch das stille Wunder von Menschwerdung, Tod und Auferstehung Christi das Christentum in die Welt. Bis auf den heutigen Tag hat es sich selber immer wieder mißverstanden, indem es sich für eine Fortsetzung der alttestamentlichen Strömung hielt und sich in den gleichen Gegensatz zu allem Heidnisch-Kosmischen stellte wie das Judentum. Das Christentum leitet in Wirklichkeit die dritte Stufe auf dem Wege der Menschheitsentwicklung ein. Es führt auf neuer Ebene wieder zu einem Erleben des Göttlichen in der Natur. Aber es wendet sich nicht in erster Linie an die alten Götter, die göttlichen Schöpfermächte der Welt. Es ist an die göttliche Kraft und Wesenheit hingegeben, die alle irdische Natur immer mehr durchdringt und am Ende des Erden-Äons ganz und gar zu ihrem Leib und Blut gemacht haben will. Das ist der Sinn der Auferstehung Christi — Brot und Wein sind das Zeichen des anhebenden Werdens —, daß die Christuswesenheit das Irdische durchdringt und verwandelt und dadurch den Keim einer neuen Leiblichkeit erringt, der zugleich der Keim einer neuen Erde sein wird. Die alten kosmischen Religionen haben Rückschau-Charakter, indem sie sich am Schöpfungsmythos orientieren. Sie haben ihren Schwerpunkt in der Genesis, die am Anfang der Bibel steht. Das Christentum schaut in die Zukunft und wird immer mehr zu seinem wahren Wesen kommen, wenn es sich an der

Apokalypse, dem letzten Buch der Bibel, orientiert. Da öffnet sich der Blick auf die neue Schöpfung, die durch die Kraft, die von Tod und Auferstehung Christi ausgeht, wieder gottdurchdrungen sein wird. Das ist der Sinn der Schau vom himmlischen Jerusalem. Haben die vorchristlichen Religionen die Schöpfungs-Gottheit verehrt: das Christentum verehrt die Ziel-Gottheit. Es wendet sich zu demjenigen Wesen, das das höchste, heiligste Zukunftsziel aller Entwicklung ist. Dadurch nimmt das Christentum in die Zukunft hinein auch wieder kosmischen Charakter an.

Aber das Christentum ist umfassender, als jemals eine religiöse Strömung hat sein können. Christus, der einmal als Mensch über die Erde ging, um sich selbst als Samen der Wandlung und Durchgeistigung in die irdische Natur hineinzuveresenken, ist dasjenige göttliche Wesen, das uns in die Zukunft trägt und aus der leidvollen Erdenentwicklung als reife Frucht die neue Erde und den neuen Himmel hervorgehen lassen wird. Aber in Christus hat sich zugleich die höchste göttliche Macht geoffenbart, die die Welt erschaffen hat. Deshalb heißt es am Anfang des Johannesevangeliums: durch den Logos, der in dem Menschen Jesus von Nazareth Fleisch geworden ist, seien alle Dinge entstanden. Die urchristliche Weisheit wußte noch, daß der Christus vor seiner Menschwerdung ein hohes kosmisches Wesen, der Genius der Sonne war; daß er der Gleiche war, der die heiligsten Offenbarungen der vorchristlichen Zeit, als er noch nicht auf der Erde, sondern erst auf dem Wege dorthin war, zu den Menschen heruntergesandt hat. Das Christentum ist, recht verstanden, nicht nur die Erfüllung der alttestamentlichen Messiassehnsucht, sondern auch aller heidnischen Weissagungen. Derjenige, der durch seinen Hindurchgang durch Menschwerdung, Tod und Auferstehung zum Ziel-Gott, zur Vollendung-Gottheit unserer Erdenschöpfung, geworden ist, ist kein Anderer als die Schöpfungsgottheit und damit die „Fülle der Gottheit“, das heißt das höchste Ich und der Inbegriff der göttlichen Mächte, die auch bereits von der vorchristlichen Menschheit verehrt worden sind. Das ist in der Offenbarung des Johannes gemeint, wenn der Christus spricht: „Ich bin das Alpha und das Omega.“ „Ich bin der Anfang und das Ende.“ „Ich bin der da war, der da ist und der da sein wird.“ Das eingeengte, alttestamentlich-befangene bleibende Christentum wird keine lebensvolle Zukunft haben können. Nur ein Christentum, das sich selbst als die dritte große Stufe des geistigen Menschheitsweges erkennt und die volle kosmische Größe entfaltet, die ihm innewohnt, wird den Menschen die Erkenntnisse und Kräfte darreichen können, die sie in der fortschreitenden Schicksalsdramatik brauchen.

*

Um die Apokalypse aus der Enge des klein-menschlichen Seelen-Egoismus zu befreien und ihr den ihr eigenen weiten kosmischen Radius wiederzugeben, müssen wir in ihr, insbesondere in den großen Schluß-Bildern, den geistigen

Kalender und das Zifferblatt auf der Uhr nicht nur großer Weltkulturen, sondern größter Erden-Entwicklungs-Zyklen erkennen und zu entziffern versuchen.

Beziehen wir die Spiralen-Kreise des Buches nicht auf kleine oder mittlere, sondern auf größte Werde-Runden, so enthüllt uns die siebte Posaune, wie der eigentliche Erden-Äon der Menschheit zu Ende geht. Es ist, wie wir gesehen haben, nicht durchaus falsch, daß die „letzte Posaune“ das Ende unserer Welt bedeutet, den „jüngsten Tag“ unseres Äons, der durch die Existenz eines im heutigen Sinne materiellen Erden-Planetens charakterisiert ist. Aber dieses Weltende ist keine absolute Vernichtung, wie ja auch der Tod eines Menschen nicht etwa die Einmündung des Menschenwesens in ein Nichts ist. Die Entwicklung geht in anderen übersinnlichen Daseinsformen weiter: in den Geistgebieten, die hinter der „Schwelle“ liegen. Was in der Apokalypse auf den Zyklus der 7 Posaunen folgt, die Ausgießung der Zornesschalen und das Doppelgemälde von Babylon und Jerusalem, bezieht sich, wenn wir beim Lesen den umfassendsten Zeit-Maßstab anwenden, auf die kosmische Prüfung des gesamten Erdenplanetens, auf die Ausscheidungs-, Läuterungs- und Aussonderungsprozesse, denen das planetarische Dasein der Menschheit ausgesetzt ist, wenn der physische Erden-Äon abläuft.

So wenig man auch daran gewöhnt ist und so viele Gefühlswiderstände dem auch zunächst im Wege stehen mögen, an biblische Bücher mit erdgeschichtlichen, d. h. naturwissenschaftlichen Vorstellungen heranzutreten: sowohl bei der Genesis am Anfang als bei der Apokalypse am Schluß der Bibel können wir dieser Betrachtungsart nicht entraten, wenn wir nicht die Dimension der Heiligen Schriften immer wieder auf das Gebiet des Nur-Moralischen, der leiblosen Innerlichkeit zusammenschrumpfen lassen wollen. Die Hemmungen sind allerdings wohl zu verstehen, solange der Bann des Materialismus in der Naturwissenschaft, also auch in der Betrachtung der Erdgeschichte, nicht gebrochen ist. Eine das Moralische, Innerseelische ignorierende Naturauffassung kann an die Sphäre der Bibel nicht heranreichen. In dem Maße aber, als der erdgeschichtliche Blick hinter die bloß-geologischen Formationen in die vorphysischen Entstehungsrunden unseres Planetens zurückdringt, wird die Schöpfungs-Geschichte am Anfang der Bibel zugleich als ein naturwissenschaftliches Dokument höchster Ordnung erkennbar werden. Und gleicherweise wird sich die Offenbarung Johannis als ein Buch prophetischer Geologie und Kosmologie erweisen. Das Wort vom „neuen Himmel“ und von der „neuen Erde“ hört auf, ein unverbindliches bloßes Gleichnis zu sein, das auf eine leiblose Jenseitigkeit zu beziehen wäre. Das „himmlische Jerusalem“ zeigt sich als der Keimzustand des neuen Planetens, zu dem die Erden-Entwicklung vorwärtsschreitet, so wie in der Genesis das „Paradies“ als der noch vorphysische Keimzustand der physischen Erdenschöpfung im Bilde sichtbar wurde.

Unser Erdenplanet hat, bis er seine gegenwärtige Gestalt annahm, große kosmische Verwandlungsstationen durchgemacht. Immer wieder sind auch die

Geologen darauf gekommen, daß die Erde einmal mit dem Mond, und weiter zurück auch mit der Sonne in einem Weltenkörper vereinigt war. Erst die großen Abspaltungen der Sonnen- und Mondentrennung haben schließlich in den materiell-physischen Zustand der Erde hineingeführt, den die materialistische Denkungsweise allein vorzustellen vermag und deshalb in alle Urvergangenheiten hinein zurückprojiziert. Entsprechend werden die Zukunftswege unseres Planeten, von denen die übliche Denkungsweise nur solche geistlosen Vorstellungen wie die von der Entropie, vom allgemeinen Wärmetod, bilden kann, zu großen kosmischen Wiedervereinigungen hinführen. Darauf beziehen sich die feierlichen Vermählungsmotive in den letzten Kapiteln der Apokalypse: „Die Hochzeit des Lammes ist gekommen und sein Weib hat sich bereitet . . .“ (19, 7). „Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, sich herniedersenken . . . als Braut bereitet und geschmückt für ihren Mann . . .“ (21, 2).

Der aus dem Weltuntergang herausgeläuterte Teil von Erde und Menschheit, der im Bilde der Himmelsstadt erscheint, ist die Braut, die sich zur Vermählung mit dem Christus rüstet und somit den Grund für die neue Erde und den neuen Himmel legt. Die „Hochzeit des Lammes“ ist auch eine kosmologische Wahrheit. Einmal wird sich die Erde wieder mit der Sonne vereinigen. Aber weder die Erde noch die Sonne werden dann in dem materiell-physischen Zustand sein, in welchem sie sich jetzt befinden bzw. den man ihnen jetzt zuschreibt. Dann enthüllt es sich, daß die „Natur“ nicht abseits vom Geist und vom Moralischen mechanischen Gesetzen folgt, wie einige kurze Jahrhunderte gemeint haben, nämlich die, in denen wir seit dem Aufgang des „naturwissenschaftlichen Zeitalters“ leben. Dann tritt zutage, daß auch das Schicksal des Erdenplaneten sich an der Wirklichkeit des Geistigen und Moralischen entscheidet. Die Scheidung der Geister wirkt sich in großen planetarisch-kosmischen Veränderungen aus. Die Wiedervereinigung des Erdenplaneten mit dem Sonnenwesen wird notwendigerweise von einer Spaltung begleitet sein. Aus dem Feuer eines mächtigen Weltbrandes wird als Schlacke eine Art Mond herausfallen. Was bloßer Stoff ist und bleiben will, wird wie die Lava eines Vulkanausbruches erstarren und in die Tiefen stürzen. Die Erde in ihrem Zukunftsbestand geht mit der Sonne, d. h. selber Sonne geworden, in einen Zustand über, der nicht mehr in dem Sinne, wie unser gegenwärtiger Planet, materiell ist. Diese zukünftige Verkörperungsstufe der Erde nennt die Geisteswissenschaft das Jupiter-Dasein*. Das ist die volle Verwirklichung des himmlischen Jerusalem. Und die herausfallende, sich zu einem mondartigen Weltkörper verhärtende Schlacke ist der Endzustand des babylonischen Teiles der Menschheit, der dem Abgrund anheimfällt.

* Mit dem heute als Jupiter bezeichneten Planeten hat dieser künftige Jupiterzustand der Erde nur den Zusammenhang, daß der Jupiter-Stern unter den Planeten unserer Sonne ein prophetisches Zeichen für den nächsten kosmischen Äon ist.

Diese großen planetarischen Perspektiven in der Offenbarung Johannis zu entdecken, nimmt diesem Buche jedoch nichts von seiner permanenten Aktualität. Im Gegenteil: die Geist-Gesetze, wie sie sich im Gange der großen Runden zeigen, schließen überhaupt erst die Schicksalsgeheimnisse auf, mit denen wir es in den kürzeren Zeitaltern und Epochen, die wir als Abschnitte unseres historischen Werdens erleben, zu tun haben. Es gibt Knotenpunkt-artige Zeiten in der Weltgeschichte, in denen sich Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges ineinanderschieben und in denen deshalb die Apokalypse im ganzen wie im einzelnen aktuell ist und es von Tag zu Tag nur noch mehr wird. Dann werden Vergangenheiten, weil sie sich als überholt erweisen, in den Flammen eines Weltgerichtes noch einmal grell sichtbar; da wetterleuchten ferne Zukünfte als Notwendigkeiten, Vorahnungen und Keime hell auf. In einer solchen Zeit stehen wir heute.

Hat man einen äußeren Kalender vor sich, so findet sich die eigene Gegenwart darin nur als einzelner Zeitpunkt. Was davor liegt, ist unwiederbringlich vorbei, was folgt, ist noch nicht an der Reihe. Demgegenüber verhält sich die Apokalypse als geistiger Kalender mehr nach dem Lebensgesetz des Samens, der zugleich die Frucht aller vergangenen und den Keim aller zukünftigen Wachstumskreise als Gegenwärtiges in sich enthält. Und insbesondere in Zeiten großer Schwellen-Übergänge, wie in unseren Tagen die Menschheit einen solchen im bezug auf die Erringung eines neuen Bewußtseins durchzumachen hat, haben sogar diejenigen Partien der Apokalypse eine volle Aktualität, die auf die letzte Posaune erst folgen. Von jenseits der Schwelle spiegeln sich die Sphären der Zorneschalen und der großen Scheidung der Geister in unsere Welt herein. Aus den Räumen der großen Zukünfte und der Ewigkeit fallen Lichter in unsere Zeit. Und wie wir im Gefühl, von den Posaunenklängen entscheidungsvoller Schicksale unwettert zu sein, anhand der 7 Sendschreiben und der 7 Siegel eine Bilanz über den Ertrag des bisherigen Menschheitswerdens ziehen können, so können wir durch eine Vertiefung in die 7 Zorneschalen und in das Auseinanderklaffen der Hure Babylon und der Braut Jerusalem die moralisch-spirituelle Orientierung für unsere Zeit finden und die rechten Geistesziele für die Menschheits-Zukunft ergreifen. Nur so ist es möglich, daß Zeiten großer Zusammenbrüche zugleich zu Zeiten der Vorbereitung, der Aussaat und des Keimens werden.

Deutlich zeigen sich heute bereits die Anfänge von dem, was die Apokalypse den Sturz Babylons nennt. Wir sind Zeugen davon, wie die materialistische Kultur beginnt, sich selbst ad absurdum zu führen. Auf dem dunklen Hintergrund der Zeit-Katastrophen kann aber auch etwas von dem milden Goldglanz der heiligen Stadt aufleuchten, und zwar als überpersönliche Hoffnung einer neuen Kultur, ja einer neuen Natur.

*

Das Ganze der Heiligen Schrift steht zwischen dem Bilde des Paradieses und dem des himmlischen Jerusalem. Die alte Schöpfung, die noch Gott-durchdrungen war, erscheint im Bilde des Gartens. Die neue Schöpfung, die wieder Gott-durchdrungen sein wird, erscheint im Bilde einer Stadt. Es mag heute noch Reste des Gartens, Reste einer noch durchgeistigten Natur geben, aber es gehört zu den Qualen, die der moderne Mensch durchzumachen hat, daß er sich immer vergeblicher nach einer Natur sehnt, die noch unberührt ist und etwas von dem harmonisierenden Zauber des Paradieses bewahrt. Wir können auch das Rad der Entwicklung nicht rückwärts drehen und müssen uns in die vorsehungsmäßige Notwendigkeit der absteigenden Linie schicken, durch welche die bisherige Geschichte der Menschheit zu einer fortschreitenden Austreibung aus dem Paradies geworden ist. Der Mensch muß lernen, was er im Paradies nicht hätte lernen können und was nur auf dem steinigen Boden außerhalb des Gartens errungen werden kann. Die alte Natur kann auf die Dauer dem Menschen gar nichts mehr geben. Ein Hoffnungsausblick erschließt sich nur demjenigen, der erkennt, daß durch das Mysterium von Golgatha die Möglichkeit eines Wiederaufstiegs auch für die Erdennatur gestiftet worden ist. Die neue Gott-durchdrungene Schöpfung aber erscheint nicht in dem Bilde des Gartens, sondern in dem Bilde einer Stadt. Das heißt, daß die Zukunft nicht ohne die Mitarbeit des Menschen zustande kommen kann. Das große Schlußbild des Neuen Testaments zeigt, daß die Vorsehung auf Bauleute rechnet, die aus dem Geiste zu bauen verstehen.

Die große auseinanderklaffende Zweiheit von Babylon und Jerusalem am Schlusse der Apokalypse ist eine eindringliche Lehrtafel über das richtige und das falsche Bauen. Die Unreinheit, die das Stadtgebilde Babylon zur Hure macht, rührt davon her, daß an ihm nur in der Haltung des babylonischen Turmbaus gebaut worden ist. Das ist ein Bauen nur von unten her, durch welches das Irdische und allzu Irdische in das Geistige verunreinigend hineingetragen wird. Der Mensch kann so viel arbeiten und bauen, wie er will: wenn er nur von unten baut und nicht lernt, in all sein Tun und Treiben die Gnade des Himmels rein hereinzulassen, so legt er nur den Grund für katastrophale Zusammenstürze und Untergänge. Stürzt nicht auch überall um uns her der babylonische Turm ein? Erleben wir nicht auf den dramatischen Höhepunkten des Gegenwartsschicksals, z. B. in der Zerstörung so vieler mitteleuropäischer Städte, etwas von dem Sturze Babylons? Es besteht die Gefahr, daß auch aus den Katastrophen unserer Tage wieder nichts gelernt wird. Die Ursachen der großen Abstürze sind viel prinzipiellerer Art, als man meint. Sie liegen viel mehr in einer falschen Denkungsweise als nur in falschen Gesinnungen. Die heutige Menschheit denkt falsch, bis in die Wissenschaft hinein, auf die sie so stolz ist. Das Erkenntnisleben der Gegenwarts-kultur ist babylonisch, weil nur von unten her gedacht wird. Die himmlische Stadt, die einem Denken und Bauen von oben her entstammt, ist nicht

nur eine Angelegenheit der Zukunft oder des Jenseits. An ihr kann und muß jetzt und hier gearbeitet werden. Christ sein bedeutet im Grunde: wo man auch geht und steht, von oben zu denken und zu bauen, so daß in das menschliche Sinnen und Tun die mitwirkende Kraft einer höheren Welt einströmen kann. Wahre christliche Geistigkeit und Lebensgesinnung schließt die Geduld und Offenheit in sich, durch die der Mensch in alles irdische Denken und Handeln die Kräfte derjenigen Ebene hereinwirken läßt, auf der wir den Auferstandenen und auch unser eigenes höheres Selbst, unseren wahren Genius, wissen dürfen.

Welches ist das Geheimnis des Bauens von oben? Als die drei vertrautesten Jünger Petrus, Jakobus und Johannes mit ihrem Herrn auf dem heiligen Berge waren, trat ihnen durch die irdische Gestalt Jesu hindurch die sonnenhafte Geistgestalt des Christus, die irdische Leiblichkeit verklärend, entgegen. Petrus ist so versunken in den Anblick des Lichtes, das von oben her das Irdische durchscheinend macht, daß er sagt: „Hier ist gut sein. Hier laßt uns Hütten bauen.“ Das Wort vom „Hütten bauen“ kann heute, wo die Heimatlosigkeit, der Verlust von Heimat und Heim, in so vielfältiger Art zeichenhaft über die Menschheit kommt, ein wunderbares aktuelles Motiv sein. Man muß es jedem gönnen, der die Ruine seines Hauses wieder aufbauen kann; aber heute ist doch jeder Mensch, auch derjenige, der sein Heim noch unbeschädigt besitzt, auf das Hütten-bauen auf einem andern Plan angewiesen, weil im Grunde jeder zwangsläufig heimatlos wird. Die Seelen rücken, ob sie wollen oder nicht, in die innere Stufe der Heimatlosigkeit ein. Wer nicht zum Erlebnis des Hütten-bauens vordringt, verliert jeden Halt.

Hier kann eine Stelle aus dem Buche von Rudolf Steiner „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?“ aufschlußreich sein, obwohl dieses als ein sehr spezielles Buch die seelischen Übungen beschreibt, die derjenige pflegen soll, der in sich die Organe eines übersinnlichen Erkennens rege machen, also einen ganz bestimmten inneren Pfad gehen will. Die Stufen, die auf dem inneren Pfad zu durchschreiten sind, treten im heutigen Schwellen-Zeitalter bereits von außen her an die Menschen heran. Dazu gehört insbesondere die Stufe der Heimatlosigkeit, auf der man sich innerlich von all dem, woran man gehangen hat, muß lösen können, um einen höheren Grad innerer Freiheit zu erringen. In dem genannten Buche wird der Schritt beschrieben, der an diesem Punkte fällig ist. „Wie man einen Gegenstand oder Ort im physischen Raume dadurch bestimmt, daß man von einem gewissen Punkte ausgeht, so muß das auch in der erreichten anderen Welt der Fall sein. Man muß sich auch da irgendwo einen Ort suchen, den man zunächst ganz genau erforscht und geistig für sich in Besitz nimmt. In diesem Orte muß man sich eine geistige Heimat gründen und dann alles andere zu dieser Heimat in ein Verhältnis setzen... In die physische Heimat ist man ohne sein Zutun

hineingeboren, in ihr hat man während der Jugendzeit eine Reihe von Vorstellungen instinktiv aufgenommen, von denen fortan alles unwillkürlich beleuchtet wird. Die geistige Heimat hat man sich aber mit vollem Bewußtsein selbst gebildet. Man urteilt von ihr ausgehend deshalb auch in voller lichter Freiheit. — Dieses Bilden einer geistigen Heimat nennt man in der Sprache der Geheimwissenschaft „eine Hütte bauen“. Ohne die Kunst des inneren Hüttenbauens, die eine religiöse Angelegenheit ist und zu den wichtigsten Mysterien des christlichen Lebens gehört, muß alles äußere Bauen, weil es dann ein bloßes Bauen von unten ist, einem Leerlauf und schließlich dem Untergang anheimfallen. So kann es in der Zukunft etwas sehr Wirklichkeits- und Lebensgemäßes sein, sich in die Lage des Petrus auf dem Berge Tabor zu versetzen und wie er zu sprechen: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen.“ Das christlich-religiöse Leben sollte insofern ein immerwährendes Besteigen des heiligen Berges sein. Auch wer nicht wie die drei Jünger sogleich begnadet wird, die Lichtgestalt des Christus zu schauen; wer die Nähe des Auferstandenen zunächst nur sehnsuchtsvoll sucht oder ahnt, kann in das Geheimnis des Hüttenbauens einbezogen werden. Das ist im Grunde das Wesen des erneuerten sakramentalen Lebens: Vor dem Altar, an welchem die heilige Handlung vollzogen wird, tritt jeder wahrhaft Andächtige in die Rolle des Jüngers ein, der an das Geheimnis des Hüttenbaues rührt. Dem Auferstandenen unter den Menschen eine Behausung zu geben, dem Himmel im Irdischen, dem Geistigen im Bereich des Erdenstoffes eine Hütte zu bauen, wird immer mehr der Kern des christlichen Lebens und schließlich des Menschseins überhaupt werden. Man kann dieses Geheimnis für das Leben im allgemeinen auch so ausdrücken: der Mensch muß sorgen, daß da, wo er ist, auch noch Raum für den Genius bleibt. Dann tritt zu dem irdischen Bauen ein geistiges Bauen von oben her hinzu. Wahrhaft Neues kann verjüngend in die altgewordene Welt eintreten, weil Menschen lernen, es vom Himmel herunterzuholen, wo es allein herkommen kann. Der Goldglanz des himmlischen Jerusalem senkt sich in den Erdengrund herein, auch wenn dieser von lauter Trümmern und Spuren des Untergangs bedeckt ist.

Indem wir uns so an die dem Christentum innewohnenden Bauhütten-Aufgaben herantasten, kommen wir zugleich in den Bereich desjenigen Mysteriums, dessen Sinn sich jahrhundertlang dem Verständnis der Christenheit entzogen hat: des Mysteriums von Brot und Wein. Das Sakrament von Brot und Wein ist keineswegs nur zugunsten der erlösungsbedürftigen menschlichen Seele eingesetzt. Der Sinn des Christentums geht weit über den Menschen hinaus: die ganze Schöpfung mitsamt den Naturreichen, die Paulus als die harrende und seufzende Kreatur bezeichnet, soll von dem Strom durchdrungen werden, der aus den Quellen von Golgatha fließt. Der Mensch wird der Erlösung nicht dadurch teilhaftig, daß er sie für sich ersehnt. Er gewinnt so-

viel Anteil an ihr, als er dem alles Menschliche und Irdische durchdringenden Strome tätig dient. Brot und Wein sind als Repräsentanten der irdischen Natur das Erkennungszeichen einer neuen kosmischen Ära im religiösen Leben. Was heißt es, daß Brot und Wein Leib und Blut Christi geworden sind und werden? Das heißt, daß der Christus in die Erdennatur einzieht und von oben her den neuen Himmel und die neue Erde in den untergehenden Erdenplaneten hereinbaut.

Ein richtiges Verständnis von Brot und Wein kann der Erde gegenüber eine ganz neue religiöse Haltung begründen, die aber eigentlich doch von Anfang an im Christentum verankert ist. Große Geister der neueren Geschichte, die sich über das seelen-egoistische Leben in Sekten und Kirchen hinauszuschwingen bemüht waren, haben dafür immer schon nach einem Ausdruck gesucht. So hat Novalis, der aus dem Herrnhutertum als einer der innigsten protestantischen Strömungen hervorgegangen ist, gesagt: „Wir sind auf einer Mission. Zur Bildung der Erde sind wir berufen.“ Noch deutlicher tastet er nach dem kosmischen Sinn des Christus-Mysteriums in dem Worte: „Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Tier und Element werden, und vielleicht gibt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur.“ Solche Worte wollen eine christliche Gesinnung wecken, die über den erlösungsbedürftigen Menschen hinaus die erlösungsbedürftige Schöpfung sieht und an der Blickrichtung des Christus zur Erde hin teilnehmen möchte, wie von oben her mitbauend an der neuen Schöpfung. Friedrich Nietzsche, der das traditionelle Christentum so leidenschaftlich ablehnte, daß er sich selber den Antichrist nannte, hat im Grunde ein tiefchristliches Wort gesprochen, wenn er sagte: „Bleibet mir der Erde treu, meine Brüder.“ Die Erde darf ja schon deswegen nicht als das bloße Jammertal betrachtet werden, weil der Christus selbst es nicht für unter seiner Würde gehalten hat, den Himmel zu verlassen und die Erde zum Schauplatz seines Schicksals zu machen. Auch das Wort von Rainer Maria Rilke: „Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag? Erde, du liebe, ich will“, ist ein Tasten nach einem kosmischen Christentum. In reifster Wärme und Poesie konnte Christian Morgenstern von diesem Mysterium sprechen, wenn er auf Christus deutete, der sich durch Tod und Auferstehung mit der Erde verbunden hat:

... — nun der Erde
innerlichstes Himmelsfeuer:
daß auch sie einst Sonne werde.

Auf das Sonne-werden der Erde deutet das Bild des himmlischen Jerusalem hin. Es erweckt eine Ahnung davon, wie die Goldkristalle der geistigen Sonnensphäre das Irdische ganz durchdringen. Das ist das tiefe Geheimnis der Transsubstantiation, der Wandlung von Brot und Wein. Und dieses wiederum ist das gleiche Mysterium wie das der Auferstehung, durch welche der Christus

dem Reich der verweslichen Leiblichkeit die transsubstantiierte Geistleiblichkeit entrang, in der er sich den Jüngern offenbarte. Die Schau des himmlischen Jerusalem zeigt in Vollendung, was auf dem Hügel Golgatha beginnt. Novalis spricht das in unübertrefflicher Bildgenauigkeit aus:

Wie er, von Liebe nur bewegt, sich ganz uns hingeeben hat
Und in die Erde sich gelegt zum Grundstein einer Gottesstadt.

Indem wir das Mysterium von Brot und Wein in dem erneuerten sakramentalen Leben der Christengemeinschaft wieder zum Mittelpunkt der religiösen Übung gemacht haben, suchen wir dem Werden der neuen Schöpfung zu dienen, das sich in das Absterben der alten Schöpfung hineinwebt.

*

In den einzelnen Bildmotiven, die uns der Apokalyptiker bei der Schilderung der heiligen Stadt zeigt, haben wir ebensoviele Grundrisse, Richtlinien und konkrete Anleitungen für das geistige Bauen.

Hier ist vor grundsätzlicher Wichtigkeit der endgültige Übergang aller Rhythmen und Klangfiguren, die am Anfang der dramatischen Bilderfolge noch durchaus von der Siebenzahl beherrscht waren, in das ruhevollere Gesetz der Zwölfheit. In der Gestalt des himmlischen Jerusalem schwingt alles auf vielfältige Art in der Zwölfzahl.

Wo die Zwölfzahl auftritt, betreten wir die heiligen Hallen eines geistigen Tempelraumes, der eine Variation des von den 12 Bildern des Tierkreises umgürteten Sternen-Domes ist. Wer das ganze Buch der Apokalypse mit verlebendigtem Zahlgefühl durchgeht, gewinnt noch einmal in höherer Art Anteil an dem Erlebnis des Parsifal im Gralsgebiet: „Zum Raum wird hier die Zeit.“ Aus der spannungsvollen Unruhe des Zeitenstroms gelangen wir in den feierlichen Geistraum einer kosmischen Gralsburg, wenn wir am Schlusse der Apokalypse in die Nähe des himmlischen Jerusalem kommen. Die Welt der Siebenzahl, die alles beherrscht, was im Innern des Menschen in steter Bewegung ist, bleibt hinter uns zurück. Die Zwölfzahl entfaltet ihre Mysterien, weil die gesammelte Innerlichkeit hier wieder zu einer Außenwelt wird. Ein Bauen findet statt, durch welches Welt entsteht, indem die Kräfte der Innerlichkeit zu Bausteinen eines Tempels werden. Der Mensch wird Welt. Nachdem der Seher uns die Maße des himmlischen Jerusalem beschrieben hat, die Mauer mit den 12 Toren, von 12 Engeln bewacht, auf den Toren die Namen der 12 Stämme des Alten Bundes, auf den Fundamenten die Namen der 12 Apostel des Neuen Bundes, erleuchtet von den 12 Edelsteinen und den 12 Perlen, werden wir sogleich Zeugen davon, wie der Engel mit der goldenen Meßlatte das Maß nimmt und feststellt: „es ist das Maß des Menschen.“ Die Durchgeistigung der neuen Schöpfung, die in der Ewigen Stadt anhebt, ist zugleich in höchstem Sinne eine Durchmenschlichung.

Zur Vorbereitung auf den Eintritt in das himmlische Jerusalem, in welchem der Mensch Welt wird, hat sich die Menschheit auf dem heiligen Berge zur Schar der 144 000 ordnen müssen. Da hat bereits die Zwölfzahl das ihr innewohnende Schöpfungsgesetz, auch für die Bildung der Menschengemeinschaft, geoffenbart. Jetzt kehrt das Maß der großen Zwölf, zwölfmal zwölf, wieder: die Mauer, die der Engel gemessen hat, beträgt 144 Ellen. Die Zahl der universellen Vollständigkeit individueller Möglichkeiten leuchtet über allem Einzelnen und allem Gemeinsamen.

Nunmehr liegt das Geheimnis der Gesamtkomposition, die Architektonik der Apokalypse, die selbst ein geistiges Bauwerk ist, klar vor unseren Augen: Die Schau des Menschensohnes bedeutete den Anfang des Weges, den der Apokalyptiker mit uns geht. Die Schau der Ewigen Stadt ist das Ziel des Weges. Vom Menschen geht die Offenbarung der innersten Weltgeheimnisse aus, aber sie zeigt, wie der Mensch Welt wird. Und bevor er es werden kann, muß er Menschheit werden. Wenn der Mensch durch die Kraft des höheren Ich, des wahren Menschenbildes, Menschheit wird, leuchtet in der Schar derer, die auf dem heiligen Berge um das Lamm versammelt sind, die große Zwölf auf. Die Zwölf wird zum beherrschenden Daseinsgesetz, wenn im Zeichen des himmlischen Jerusalem der Mensch, der durch Christus die ihm zuge dachte Gottes ebenbildlichkeit wiedererlangt, zum Prinzip und Baumaterial einer neuen Welterschöpfung, des neuen Himmels und der neuen Erde, wird.

Das Gesetz der Zwölf, in das die Apokalypse einmündet, leitet uns an zu der Stimmung und Gesinnung, die zum Lesen des ganzen Buches und eben auch zu dem „Bauen von oben her“ erforderlich ist. Sie ist alles andere als ein egoistisches Seligkeitsgefühl. Man kann, was mit dem Bilde der heiligen Stadt gemeint ist, nicht aus der Unrast und Vielgeschäftigkeit des bloß-äußeren Lebens verstehen. Die Himmelsruhe, die da atmet, wo die Zeit zum Raume wird, liegt jenseits alles persönlichen, auch des persönlich-religiösen Wünschens und Sehns. Vielleicht kann ein helfender Wink in einem Vergleich mit der Natur-Stimmung liegen, die in dem von Brahms vertonten Liede „Feldeinsamkeit“ (von Hermann Allmers) ausgesprochen ist:

Ich ruhe still im hohen grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt, ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.
Die schönen weißen Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume;
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Statt uns aus dem irdischen Jammertal wegzusehen, könnten wir uns vorstellen, wir wären längst gestorben und hätten unser kleines irdisches Menschentum hinter uns gelassen, wären uns aber bewußt, daß unsere Verantwortung für die Schicksale der auf Erden lebenden Menschheit nicht aufhört. Der wahre Christ muß sich ja darin bewähren, daß er auch über den Tod hinaus bereit ist, an der Entwicklung von Erde und Menschheit weiter mitzuwirken und mitzubauen. Nur so allein, aus der Ewigkeit in die Zeit hinein, vom Himmel zur Erde hin, „als ob ich längst gestorben bin“, im Bunde mit denen, die als Christen die Schwelle des Todes überschritten haben, steht mein Wirken und Bauen auf Erden im Dienste der Ewigen Stadt. Zusammen mit den Seelen der in Christus Verstorbenen schaue ich wie aus den Höhen einer anderen Welt auf die Erde hinunter, ob dort schon etwas von den Gold-Kristallen des himmlischen Jerusalem aufleuchtet.

Wir rühren hier noch einmal an das Geheimnis, daß mit dem Überschreiten der Todesschwelle in der Tat das urbildlichste Erleben des Satzes verbunden ist: „Zum Raum wird hier die Zeit.“ In dem Lebens-Tableau, das uns in den Tagen nach unserem Tode als Total-Erinnerung, als Gesamt-Lebens-Rückschau umgibt, sind alle Einzel-Inhalte, die unser Leben in der fortströmenden Zeit hatte, in monumentaler Gleichzeitigkeit wie die Ausmalung eines geistigen Kuppelraumes um uns herum ausgebreitet. In dem Maße, wie unser Leben von Christusgesinnung beseelt war und unser Wirken im Dienste der Durchdringung des Irdischen gestanden hat, webt sich etwas von den Goldfiguren des himmlischen Jerusalem in das Rückschau-Bild hinein.

*

Der Seher Johannes beschreibt, daß die himmlische Stadt in ihrer Breite, Höhe und Tiefe gleich groß ist. Allein diese Schilderung würde genügen, um die sentimental-bequemen Seligkeitsvorstellungen derer zu widerlegen, die sich die Welt der Erlösung nach Maßgabe dessen, was ihnen auf Erden Genuß bereitet hat, vorstellen. Wir sehen, es bildet sich vor unserem Blick als Gestalt der Himmelsstadt ein großer Kristallwürfel. Auf Erden kristallisiert das am häufigsten vorkommende Salz, das Kochsalz, in Würfelform. So sehen wir, daß das himmlische Jerusalem zugleich auch die Erfüllung des Auftragswortes darstellt, das Jesus in der Bergpredigt zu den Jüngern gesprochen hat: „Ihr seid das Salz der Erde.“ In dem gleichen Zusammenhang der Bergpredigt taucht ja auch das Bild des himmlischen Jerusalem wie von weitem bereits auf: „Es kann die Stadt, die auf dem Berge steht, nicht verborgen bleiben.“ Die Menschen, die dem Christuswort gemäß zum Salz der Erde werden, sind mit ihrer Innerlichkeit das Baumaterial des himmlischen Jerusalem. In ihnen wird der Mensch wahrhaft Welt.

Jede Andeutung, die uns die Apokalypse von der Bausubstanz der Himmelsstadt gibt, bestätigt das. Dreierlei leuchtet auf: Edelsteine, Gold und Perlen.

Die Fundamente, auf denen die Namen der 12 Apostel stehen, sind mit den 12 Edelsteinen geschmückt. Der Edelstein, der an erster Stelle genannt wird, ist der Jaspis, dessen heller Glanz in vielfältiger Art der Stadt das Gepräge gibt: „Die Stadt strahlte in der Gloria Gottes, und ihr Licht war wie das des alleredelsten Steines, des hellen Jaspis.“ „Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis.“

Für unsere Welt werden, wenn die Sonne aufgeht, die Lichter der Sterne durch die Licht-Übermacht des Tagesgestirnes ausgelöscht. Durch die Doppelheit von Tag und Nacht sehen wir entweder die Sterne oder die Sonne. In der Ewigen Stadt leuchten Sterne und Sonne gleichzeitig, nämlich von innen her. Der Sternfarbenglanz der zwölf Edelsteine wird durch die Sonnenhaftigkeit der Goldkristalle nicht ausgelöscht, sondern zusammengefaßt und eingebettet: „Die Stadt selbst war aus lauterem Golde, das wie reiner, durchsichtiger Kristall war.“ „Die Straßen der Stadt waren lauter Gold, wie ein durchscheinender Kristall.“ Der Boden, die Ebene, darauf sich alles bewegt, ist Goldkristall, durch den der Blick tief in die Untergründe dringt.

Schließlich fügt sich noch der milde Schimmer der 12 Perlen hinzu: „Die 12 Tore waren 12 Perlen; jedes Tor bestand aus einer Perle.“ Nur im Zeichen des Geheimnisses, das sich im Bilde der Perle verbirgt, ist es möglich, in die Stadt einzutreten.

Die Goldkristall-Substanz, aus welcher die Stadt, insbesondere ihr Grund und Boden, gebaut ist, ist die Weiterentwicklung des „gläsernen Meeres“, in welchem die neue geläuterte Schöpfung aus dem Ozean des Werdens herauszukristallisieren begann. Der rötliche Feuerglanz, der das neue kristallene Meer von dem der ersten Schöpfung unterschied, weil nunmehr die Seelenwärme und Liebekraft des Menschen zur Bausubstanz der neuen Welt hinzugehört, hat sich zum reinen Gold geläutert, das wie eine Sonne leuchtet. „Die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Gloria Gottes selbst erleuchtet sie, ihre Leuchte ist das Lamm.“ Es gibt in der himmlischen Stadt nicht mehr den Wechsel von Tag und Nacht. Die „Hochzeit des Lammes“ ist gefeiert. Erde und Sonne sind hier wieder eins geworden. Die „Neue Erde“ ist selber Sonne. Das Prinzip des Lammes, die Opfer-Liebe des Christuswesens, ist zum Kristallisationspunkt der Welt geworden. An dies Geheimnis rührt das Gedicht von Christian Morgenstern, das am Schluß vom Sonnwerden der Erde spricht:

Licht ist Liebe, — Sonnen-Weben
Liebesstrahlung einer Welt
Schöpferischer Wesenheiten . . .

Wenn sich hinter dem Sonnenlicht, das unseren Tag erhellt, die Liebe der Schöpfungsgötter verbirgt, so wird die Liebe des Zielgottes, der als der Menschensohn zugleich der Sammelpunkt alles wahren Menschentums ist, die

Lichtquelle des neuen Äons sein. Die Goldkristalle sind nichts anderes als die Welt-gewordene Sonnenhaftigkeit des durchchristeten Menschenherzens. Nimmt der Mensch durch die Regsamkeit seines geistigen Herzorgans, die das Neue Testament als „Glaube“ bezeichnet, die Kraft dessen in sich auf, der die Sonne selber ist, so einverleibt er sein eigenes leuchtend gewordenes Wesen dem Kristallgebilde der Gottesstadt. Ein Vorglanz des himmlischen Jerusalem ist überall da lebendig, wo, wenn auch zunächst nur auf seelischem und noch nicht auf leiblichem Felde, erfahren wird: Liebe ist Licht — Liebes-Weben Sonnenstrahlung einer Welt schöpferischer Wesenheiten . . .

In der Sagen- und auch in der Kunstgeschichte gibt es mancherlei Motive, die wie prophetische Vorahnungen des Goldkristall-Bodens, den die himmlische Stadt hat, anmuten. So wird uns in einigen Schilderungen der Gralsburg beschrieben, der Fußboden ihrer heiligen Hallen habe aus durchsichtigen Kristallen bestanden, durch die man in das Innere der Schöpfung sehen und alle Kreatur des Pflanzen- und Tierreiches wahrnehmen konnte. Ähnlich wird in legendenhaften mittelalterlichen Pilgerberichten der Boden im Palast des Priesterkönigs Johannes, tief im Innern des Orientes, geschildert. Eine kunstgeschichtliche Studie wäre überaus lohnend, die in der Geschichte der Mosaik- oder sonstigen Kunst-Fußböden sowie der Teppichweberei das Fortströmen dieses imaginativen Grund-Motivs verfolgen würde. Hier sei nur auf zwei Beispiele hingedeutet: In Palästina hat man am See Genezareth, da wo die wunderbare Speisung stattgefunden haben soll, vor etwa 20 Jahren den herrlichen Mosaikboden einer frühchristlichen Basilika ausgegraben, der in kräftiger Formen- und Farbenfreude Pflanzen- und Tiergestalten, die ganze Kreatur zusammenfassend, zeigt. Auf Anacapri hat das Barock-Kirchlein einen aus Porzellanartiger Substanz gegossenen Fußboden, auf welchem Löwen und Lämmer, Vögel und Schlangen inmitten eines üppigen Gartens friedlich beisammen hausen.

Wie die Goldkristalle zeigen, daß in der Christus-Erde die Sonne wieder darin ist, so zeigen die Edelsteine, daß sie den Reichtum des Sternenhimmels mit seinen farbig-abgestuften Kräften wieder in sich trägt. Zur Sonne wird die Erde durch das reine Fühlen des liebenden Herzens; durch die verwandelten, geistdurchdrungenen Gedankenkräfte, in denen der Mensch sein Geistwesen der Schwere entrissen und wieder mit den Sternen verbunden hat, wird die Erde sternhaft, eine Zusammenfassung des ganzen Sternen-Firmamentes mit seinem Diamant-Gefunkel. Das Vorherrschen des Jaspis als des ersten, des edelsten unter den 12 Edelsteinen, läßt uns einen hohen Bogen erkennen, der sich über dem Ganzen der Apokalypse wölbt und die Anfangsbilder mit denen der Vollendung verbindet. Zwischen den Sendschreiben und den Siegeln wird in der vielfigurigen Thron-Vision der Thronende, der Weltenvater, wie ein Jaspis geschildert. Er erscheint nicht in Menschengestalt, sondern wie ein Edelstein-artig blitzendes und leuchtendes Strahlencentrum. Die Kraft des reinen Gedankens geht aus dem Wesen Gottes auf den Menschen über. Das ist auch eine Seite des Grals-Mysteriums, da es ja immer heißt, die Gralsschale sei aus einem Jaspis-Stein geschliffen. Indem der Mensch Welt wird, bewirkt er, daß

schließlich die Schöpfung selbst das Sternen-Antlitz Gottes trägt. In der Ewigen Stadt ist der Thronende Welt, der Schöpfer Schöpfung geworden.

Welches ist schließlich das Geheimnis der Perlen, aus denen die 12 Eingangspforten bestehen? Die Perle bildet sich in der Natur innerhalb des Muscheltieres, das durch das Eindringen eines Fremdkörpers, z. B. eines Sandkornes, Schmerzen erleidet. Es überwindet den Schmerz, indem es den Fremdkörper in eine kostbare Perle verwandelt. Dieser Naturvorgang kann und muß zu einem der wichtigsten Leitmotive des menschlichen Innenlebens werden: Die Tore der Gottesstadt werden nur im Zeichen und Prinzip der Perle durchschritten; nur soviel der Mensch in seiner Seele an überwundenem und verwandeltem Leid und Schmerz mitbringt, soviel Anteil an der neuen Schöpfung kann er finden.

Wie das Gold in der neuen Erde die Sonne zeigt, wie die Edelsteine die Sterne darin aufglänzen lassen, so sind die Perlen der verwandelt der Erde einverleibte Mond. Wenn der Wille des Menschen durch alle Prüfungen des Schicksals zur reinen Tragekraft geworden ist, so hat die Neue Welt ihre Tore, durch die in sie eintreten kann, wer die Reife erlangt hat.

Wir haben gesehen, daß die Hure Babylon in ihrer Art auch über Gold, Edelsteine und Perlen verfügt. Als das große Wehe über den Sturz Babylons ertönt, heißt es: „Wehe, wehe, die große Stadt, die bekleidet war mit köstlicher Leinwand und Purpur und Scharlach und übergoldet war mit Gold und Edelsteinen und Perlen! In einer einzigen Stunde ist all ihr Reichtum verwüstet.“ Außen angehängter Prunk ist hier, was im himmlischen Jerusalem verinnerlichter und zu einer neuen Schöpfung werdender Kosmos ist. Die Perlen, mit denen sich die große Hure schmückt, sind nicht ergebnisvoll durchgemachte Leiden. Dadurch eben ist die materialistische Gesinnung charakterisiert, daß sie den Wert und Sinn von Leid, Krankheit und Tod nicht verstehen kann. Die Hure Babylon schmückt sich mit den Perlen, die durch die Leiden und Nöte der anderen entstehen. Ihr Prinzip ist die Macht. Aber das äußerlich Angemaßte vermehrt nur das Schwergewicht, das schließlich den Sturz in den Abgrund bewirkt.

Im 12. Kapitel erschien als Bild der Seele sowohl der Welt als des Menschen das Weib im Himmel, mit Sonne, Mond und Sternen bekleidet. Das Bild der Braut Jerusalem mit Gold, Perlen und Edelsteinen ist eine fortgeschrittene Metamorphose davon. Jetzt ist die Menschheitsseele nicht mehr nur mit Sonne, Mond und Sternen bekleidet; sie ist Welt geworden und trägt Sonne, Mond und Sterne als Baubestandteile in sich. Nachdem sie den Kosmos in sich verinnerlicht hat, ist sie selbst zum Kosmos geworden. Innenwelt wurde Außenwelt. Die Gottesstadt ist gebaut durch die Verleiblichung der verinnerlichten Sonne, des verinnerlichten Mondes, der verinnerlichten Sterne.

DAMASKUS UND PATMOS

Allen christlichen Erneuerungsbestrebungen lag die Sehnsucht und das Verpflichtungsbewußtsein zugrunde, hinter die Zeiten kirchlicher Erstarrung zurückzugreifen und aufs neue aus den Quellen der urchristlichen Lebendigkeit zu schöpfen. Wenn man aber trotzdem auch für die Zeiten nach dem Erlöschen des ursprünglichen Feuers den Blick einmal ausschließlich auf das Positive lenken will, so kann man sagen: Die wenigen Jahrhunderte des Urchristentums verhalten sich zu den viel zahlreicheren des Kirchenchristentums wie die Apokalypse zu den Evangelien.

Als das Christentum in die Welt trat, hatte es wahrhaftig nicht jenen bloß konservativen pfarrermäßig-traditionellen Charakter, den es im Laufe der Kirchengeschichte angenommen hat. Die Seelendramatik der heißen, ungeduligen Messias-Sehnsucht, mit der die Menschheit dem Kommen Christi entgegengesehen hatte, setzte sich als prophetisch-eschatologische Hochspannung in das Urchristentum hinein fort. Nicht einmal die drei Jahre der höchsten Erfüllung, als der ersehnte göttliche Heilbringer wirklich unter den Menschen auf der Erde wandelte, stillten den Sturm der großen Hoffnung. Sogar in das Zusammensein Jesu mit seinen Jüngern flammte sogleich eine neue Zukunftserwartung herein. Der Christus selbst weist die Seinen auf etwas Weiteres hin. Er leitet sie an, Ausschau zu halten nach einem Eigentlichen, das nun erst bevorstehe. „Es sind einige unter euch, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie geschaut haben des Menschen Sohn, der da kommt auf den Wolken des Himmels.“ Was mögen die Jünger sich vorgestellt haben, als in der Unterweisung Jesu immer wieder das Bild vom Kommen des Menschensohnes auf den Wolken des Himmels auftauchte, verbunden mit der Voraussage, daß zugleich die Menschheit in die größten Bedrängnisse, Seelenqualen und Ratlosigkeit geraten würde? Bedenken wir nur, was unmittelbar vor dem Karfreitag Christus den Jüngern auf dem Ölberg gewissermaßen zum Abschied als Apokalypse der Menschheitszukunft enthüllte: Von dem Tempel wird kein Stein auf dem andern bleiben, ungeheure Stürme werden durch die Lüfte brausen, das Meer tritt über die Ufer, Kriege und Kriegsgeschrei erfüllen den Seelenumkreis der Menschheit, dann aber tritt dieses ein: des Menschen Sohn kommt auf den Wolken des Himmels.

Von allem Anfang an wird die eschatologische Stimmung und Zukunftserwartung in die Seelen der ersten Christen gepflanzt, und das ganze urchristliche Zeitalter ist davon erfüllt geblieben. Man hat in der Folgezeit selbstverständlich auch zurückgedacht an das, was die Jünger in Palästina, als

sie mit Jesus von Nazareth durch die Lande zogen, erlebt haben. Vor allem fühlte man die Ostertatsache als den einzig tragenden Boden unter den Füßen. Aber fast noch wichtiger als das Zurückdenken an das Leben Jesu von Nazareth war die Erwartung dessen, was kommen würde. Man war atemlos in dieser gespannten Erwartung. Man hat ein Buch wie die Offenbarung des Johannes ernst genommen und damit gelebt, bis in die Zeit, als das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde. Erst dann hat man angefangen, das Christentum sozusagen als eine fertige Angelegenheit zu betrachten, und hat, statt den atemlosen Blick in die Zukunft zu lenken, bloß noch zurückgeschaut auf das erste Christusereignis, auf die drei Jahre des Lebens Jesu zwischen Johannestaufe und Golgathaereignis. Man hat die christliche Tradition gewahrt, die Schätze der Kirche treu beisammengehalten und sie so gut es ging zu verstehen und zu erleben getrachtet. Aber die apokalyptische Fackel erlosch.

Die christliche Geschichte selber ist in Wirklichkeit bald über das, was wir das erste Christusereignis nennen können, hinausgeschritten. Von den heutigen stoffgebundenen Denkgewohnheiten her neigt man dazu, zu meinen, die eschatologische Wiederkunftserwartung des apokalyptischen Zeitalters sei nicht in Erfüllung gegangen und habe sich also als eine tragische Illusion erwiesen. Tatsächlich aber ist der Strom des zweiten Christus-Ereignisses schon bald einmal mit wahrhaft apokalyptischer Macht hervorgetreten, allerdings nicht auf der Ebene der physisch-sinnlichen Wahrnehmung, sondern auf der des übersinnlichen Geschehens und Erlebens. Das Damaskus-Erlebnis des Paulus stellt einen ersten Anfang des Neuen Kommens Christi dar. Viel wichtiger, als man gewöhnlich denkt, für den Eintritt des Christentums in die Welt, für seine Ausbreitung unter die ganze Menschheit, war das Ereignis von Damaskus, das bereits wenige Jahre nach dem Golgatha-Geschehen stattgefunden hat.

Das erste Christusereignis hatte vor dem Vorhang stattgefunden. Da war die Gottheit dem Zustande der Menschheit entgegengekommen, die den Sinn für die übersinnlichen Welten verloren hatte und also auf die irdische Sinnesanschauung angewiesen war. Das Unerhörte war geschehen, daß ein höchstes göttliches Wesen sich mit einer irdisch-menschlichen Leiblichkeit bekleidete, um dem geist-blind gewordenen Menschenwesen dennoch sichtbar zu sein. Das zweite Christusereignis, durch welches das Christentum weiterschreitet und sich in den Bereich der geistigen Kräfte des Kosmos ausweitet, spielt sich hinter dem Vorhang ab, der aber in der Karfreitagsfinsternis von oben bis unten zerriß. Nun muß die Menschheit einen Zugang finden zu der Welt jenseits der Sinne. Menschen müssen durch den zerrissenen Vorhang Zeuge dessen werden können, was im Geistgebiete vor sich geht. Paulus wurde vor Damaskus zum frühen Erstling dieser Zeugenschaft. Und das Damaskusereignis wurde zum Ausgangspunkt des geschichtlichen Christentums im eigentlichen Sinne. Nicht nur, daß Paulus dadurch zum Völkerapostel wurde

und seine Reisen antrat, durch die das Christentum in die Welt hinausgetragen wurde. Erst nach der Christus-Begegnung des Paulus konnten auch die anderen Apostel ihrem Sendungsimpulse in die Welt hinaus folgen. Sie wären, ohne daß Paulus sie mitgerissen hätte, noch lange gehemmt geblieben. Erst mußte der Damaskusfunke zünden. Daß die von Golgatha ausgehende Kraft die Menschheit im Großen ergriff, war erst nach dem übersinnlichen Erlebnis eines zunächst fremden, ja gegnerischen Menschen möglich. Das muß heute unterstrichen werden, weil die Begriffe, an die man sich bis in die kirchlichen Kreise hinein gewöhnt hat, nicht geeignet sind, ein übersinnliches Erleben überhaupt zu berücksichtigen. Man hat nicht die Möglichkeit, sich eine reale übersinnliche Welt vorzustellen, weswegen auch die klügsten Theologen das Damaskuserlebnis des Paulus psychologisch und damit für objektiv belanglos erklärt haben. Liest man die theologische Literatur, die um 1900 oder 1910 herum erschienen ist, nach: man sieht durchweg nur ein subjektiv-psychologisches Rätsel in der Damaskus-Bekehrung. Daß Paulus da etwas Reales erlebt habe, daß ihm da einer begegnet sei, den es wirklich gibt, daß er also nicht nur eine Halluzination gehabt habe, kommt fast nirgends in Frage. Man ist so weit wie nur möglich davon entfernt, das objektive übersinnliche Ereignis zu sehen und zu würdigen, das in der Tat den Ausgangspunkt des Christentums als Weltbewegung gebildet hat.

*

Die Jünger, die zunächst um Jesus von Nazareth versammelt waren, voran Petrus, erlebten die unerhörte Schicksalsbevorzugung, mit dabei zu sein bei jenem einmaligen Ereignis, zu dem es keinerlei Parallele weder in der vorchristlichen noch in der christlichen Geschichte gegeben hat, noch geben kann: daß ein höchstes göttliches Wesen in Menschengestalt drei Jahre lang über die Erde ging. Sie waren dabei, haben mit ihm gelebt, gesprochen, gegessen, aber ihr Bewußtsein war nicht auf der Höhe dessen, was sie tatsächlich erlebten. Petrus war zwar dabei, aber er verstand nicht, was geschah. Auch die tief geheimnisvollen Geschehnisse der 40 Tage zwischen Ostern und Himmelfahrt blieben für ihn und die anderen Jünger noch traumumfangen. Zwar waren es bereits Erlebnisse, die ins Übersinnliche hinüberspielten. Aber daß die Jünger 40 Tage lang Umgang pflegen durften mit dem Auferstandenen, daß sie seine Belehrung entgegennehmen konnten und mit ihm zu Tische saßen, war doch in erster Linie eine Folge davon, daß diese einfachen Männer vom See Genesareth Menschen waren, die noch etwas von den alten übersinnlichen Gaben der Seele in sich trugen. Ihre kindliche Natur nahm das Wunder der Auferstehungsleiblichkeit Christi wahr, ohne sich dadurch genötigt zu fühlen, um neue Begriffe zu ringen. Für Petrus war es dann allerdings ein Ereignis, das mit dem Damaskuserlebnis des Paulus gleichen Ranges war, als am Pfingstmorgen das große Erwachen durch seine Seele ging, die

plötzliche große Helligkeit des Erfülltseins mit dem heiligen Geist. Aber das Pfingstereignis bewirkte doch nur, daß er wenigstens nachträglich anfangen konnte zu verstehen, was er erlebt hatte. Nun konnte er mit den anderen auf die Inhalte der drei Jahre zurückschauen und anfangen, die ihm zuteil gewordene unerhörte Schicksalsgnade zu begreifen. Daraus sind die Evangelien entstanden. Die Jünger blieben an dem ersten Christusereignis haften, auf das sie nun in einem so neuen Lichte zurückschauen konnten. Sie hatten den Weg von Jesus zu Christus gefunden. Sie fingen an, in Jesus den Christus nachträglich immer voller zu verstehen. Die ganze Strömung, die von Petrus und den andern Jüngern ausging, blieb auf das erste Christusereignis, das Ereignis von Golgatha, gegründet.

Ganz anders war es bei Paulus, der ungefähr gleichaltrig mit Jesus von Nazareth war und in den Schulen von Tarsus und Jerusalem die höchste Bildung sowohl des Judentums als des Griechentums in sich aufgenommen hatte. Er hätte Gelegenheit genug gehabt, zu beobachten, was sich im Kreise der Jünger zutrug. Er fühlte sich aber von allem abgestoßen. Warum? Nicht weil er ein böser Mensch war, sondern weil er von dem erwarteten Messias, von dem Christus, der kommen sollte, einen zu gewaltigen Begriff hatte, als daß er ihn in dem Menschen Jesus hätte wiedererkennen und anerkennen können. Er hatte sehr wohl eine Vorstellung von dem hohen Gotteswesen, das in die Menschheitsgeschichte eingreifen sollte; aber er kam aus der extremen Strömung des Alten Testaments, die den Menschen in der Folge des Sündenfalles nur für eine erbärmliche Kreatur hielt. Von Christus dachte er ungeheuer groß, aber vom Menschen dachte er gering. Noch dazu von einem solchen Menschen, der als Verbrecher an das Kreuz geschlagen wurde. Dieser Machtlose, der nichts anderes als die Schande des Marterpfahls als Ziel seines Lebens erreichte, konnte nicht der Messias sein. Und deshalb wandte sich der Haß und die Feindseligkeit des Paulus gegen den Kreis, in welchem der Christusimpuls zunächst keimte und lebte. Bis ihm der Vorhang zerriß und vor Damaskus das ungeheure Lichtereignis auf seine Seele einstürzte. Da steht er vor der Christuswesenheit und muß erkennen: er ist es dennoch, der in dem Menschen Jesus von Nazareth gelebt hat. Er sieht den Christus in einer menschlichen Gestalt. Diese kann er nur haben dadurch, daß er Mensch gewesen ist. So unvereinbar für ihn bisher das Göttliche und das Menschliche auch war: er muß anfangen zu verstehen, daß Gott und Mensch eins geworden sind. So findet Paulus durch das Damaskuserlebnis, durch den Einblick, den er da in die übersinnliche Welt gewinnt, den Weg von Christus zu Jesus, so wie Petrus den Weg von Jesus zu Christus gefunden hatte.

Man darf nicht denken, Paulus habe vor Damaskus nur eine Bekehrung durchgemacht. „Bekehrung“ kann hier leicht zu einem irreführenden Begriff werden. Man denkt, Paulus sei erst durch die Damaskus-Stunde ein frommer Mensch geworden. In Wirklichkeit war es so, daß, was er vorher an geistigem

Leben in seiner Seele pflegte, so an ihm gearbeitet hatte, daß ihm nur noch die Schuppen von den inneren Augen zu fallen brauchten. Nicht seine Gesinnung, sondern sein Bewußtsein wurde in der Damaskus-Stunde verwandelt. Nicht eine Bekehrung, sondern eine sein ganzes Wesen ergreifende und fortan speisende Erleuchtung war es, was er erfuhr. Er war nachher im Dienste des Christusimpulses von derselben feurigen Natur wie vorher in der Verfolgung der Christen. Er war auch derselbe Denker, der er vorher war. Und so stellt das Damaskuserlebnis des Paulus den Beginn davon dar, daß das menschliche Denkvermögen von dem Christusimpuls ergriffen wird. Paulus ist derjenige, der durch sein Wesen und Schicksal jede Theorie, die Glauben und Wissen trennen will, widerlegt. Bei ihm sind Glauben und Wissen, Pistis und Gnosis eins. Er erkennt mit dem Herzen und kann deshalb ein Zukunfts-Denken, für das die Menschheit im ganzen noch nicht reif sein kann, auf seiner Stirne leuchten lassen. Die Paulusbriefe hat man viel studiert, aber noch nicht aus ihrer eigenen Quelle heraus verstanden. Man hat versucht, sie mit kirchlichen Begriffen zu verstehen. Man kann sie nur mit Damaskusbegriffen verstehen, denn durch jedes ihrer Worte strömt das Feuer aus der Quelle von Damaskus. Es sind inspirierte Begriffe, Gedanken, die unmittelbar aus einem übersinnlichen Erkennen fließen. Das wird man erst in der Zukunft richtig zu schätzen vermögen. Das wichtigste ist dies: Paulus ist derjenige, der als eine Menschheits-Frühgeburt die Wiederkunft Christi bereits erlebt hat. Es ist nicht vergebens auf die Wiederkunft Christi gewartet worden. Und in der Art, wie Paulus sein Damaskuserlebnis gehabt hat, werden in der Zukunft immer mehr Menschen ihr Damaskus finden müssen. —

Neben Petrus und Paulus steht noch ein anderer. Einer war dabei, der lebte das Christusleben nicht nur mit: er verstand es auch. Das war der Jünger, den Jesus lieb hatte. Auch er mußte ein Ereignis durchschreiten, durch das er erst wirklich auf die Höhe kam, von wo aus er die tiefsten Geheimnisse von Karfreitag und Ostern erkannte. Wir wissen durch Rudolf Steiner, daß derjenige, der nachher der Evangelist und Apokalyptiker Johannes geworden ist, derselbe ist, der im Johannesevangelium Lazarus heißt. Lazarus muß selbst erst durch Tod und Auferstehung gehen, bevor er zum wissenden Zeugen von Tod und Auferstehung Christi werden kann. In Bethanien ragt das Mysterium der Einweihung aus den alten Tempeln der Vorzeit in das Evangelium herein. Dennoch mußte Johannes im höchsten Alter, mitten in seiner güte- und weisheits-reifen Wirksamkeit in Ephesus, noch sein Damaskus finden und so des zweiten Christusereignisses teilhaftig werden. Das geschah, nachdem ihn in den cäsarischen Christenverfolgungen seiner Tage das qualvolle Martyrium getroffen hatte. Keine Quälerei konnte dem verklärten Greise etwas anhaben. So verbannte man ihn auf die der kleinasiatischen Küste vorgelagerte Felseninsel Patmos. Hier reift ihm die Frucht des Schicksals, das ihn aufs neue in den Feueröfen der Einweihung

hineingestoßen hatte: er erfährt die ihn überwältigende Geist-Begegnung, die er im 1. Kapitel der Apokalypse beschreibt. Ein gewaltiger Ton wie von einer Posaune läßt ihn sich umwenden, und da steht Er in neunfacher Erhabenheit vor ihm. In der urbildlichen Menschengestalt, als der „Menschensohn“ erscheint ihm der Christus. Diese Gestalt entfaltet sich nun. Sie legt sich sozusagen auseinander, und das ganze Buch der Apokalypse wird daraus: die 7 Sendschreiben, die 7 Siegel, die 7 Posaunen, die 7 Zorneschalen, als ob aus dem Urbilde des Menschen Kreise hervorgingen in feierlich emporsteigender kreisender Bewegung. Zuletzt wird das Bild des Menschen zu einem Bilde des ganzen Weltzusammenhangs, bis hin zu der Doppeltheit der beiden Städte, in denen die große Scheidung der Geister offenbar wird, des sich herniedersenkenden himmlischen Jerusalem und des dem Abgrund verfallenden Babylon.

Petrus, durch das Pfingstereignis erwacht, ist der Mann des G l a u b e n s. Paulus, durch das Damaskusergebnis eingeweiht, ist der christlich-Wissende, der Mann der G n o s i s, bei dem das Erkenntnisleben von den Lichtquellen der Christuswesenheit ergriffen ist. J o h a n n e s, der aus dem Patmos-Ereignis schöpft, auf einer höheren Stufe das Lazarus-Ereignis wiederholend, ist der S e h e r. Mag für das historische Christentum bis jetzt Petrus maßgebend gewesen sein, er wird es auch fernerhin bleiben, weil ohne eine schlichte Gläubigkeit auch der erkennende Mensch seinen Weg nicht findet. Die Menschheit der Zukunft wird jedoch auf Paulus und Johannes angewiesen sein. Es muß ein paulinisches, ein johanneisches Christentum kommen, d. h. die Menschheit muß innerlich den Anschluß an Damaskus und Patmos und damit an das zweite Christusereignis finden. *

Wollen wir nun aber den Punkt, an welchem wir heute mit der christlichen Entwicklung angekommen sind, richtig umreißen, so sind wir verpflichtet, von einem europäischen Damaskusgeschehen zu sprechen, das sich um die letzte Jahrhundertwende zugetragen hat und durch welches das Christentum geistig in eine völlig neue Situation eingetreten ist, wenn das auch noch nicht von weiteren Kreisen eingesehen wird.

Die moderne Entwicklung ist ja so gegangen, daß von der Höhe des Mittelalters an insbesondere die Wissenschaft erarbeitet worden ist, das Wissen von der Welt, woraus dann auch die Technik hervorging. Das religiöse Leben blieb zurück. Die Theologen erfanden die Formel von der Trennung zwischen Glauben und Wissen. Man ließ das Wissen seine eigenen Wege gehen. Der Glaube blieb abseits und verlor schließlich jeden Einfluß auf die Wissenschaftsströmung, die in immer atemloserem Tempo von allem Göttlichen weg und zuletzt in unseren Tagen an die Abgründe dämonischer Unterwelten heranzuführte. Tatsächlich ist die religiöse Strömung in den traditionell-kirchlichen Formen geistig um Jahrhunderte zurückgeblieben, weil sie die eigentlich

moderne Entwicklung, die auf dem Felde der Wissenschaft und Technik vor sich ging, nicht mitmachen konnte.

Nun lebte da einmal ein junger Mensch, der als 18jähriger im Jahre 1879 an der Technischen Hochschule zu Wien Naturwissenschaften, Mathematik und Philosophie zu studieren begann. Er war ein konsequent moderner Mensch, ein freier Geist wie nur irgendeiner. Ihn berührte die religiöse Tradition so gut wie gar nicht. Er lernte in seiner Jugend nicht einmal die Evangelien kennen. Er mußte in aller Konsequenz die Wege des Denkens gehen. Aber ihm wurde bald klar — weil zugleich Ahnungen vom Übersinnlichen durch seine Seele zogen und die Welt der Verstorbenen ihm gegenwärtig war —: das Denken, so wie es geworden ist, ist in großer Gefahr. Es droht in die bloße Kopfmäßigkeit abzurutschen, in der es abstrakt wird und nur noch die materielle Außenseite des Daseins begreift. Und so versucht er mit aller Kraft, dem Gedanken die ursprüngliche Würde und Vollmacht zurückzugeben.

Rudolf Steiner hat als junger Mensch unermüdlich gerungen um eine richtige Erfassung des Erkenntnisvorgangs als solchen. Er kommt darauf, daß sich die menschliche Erkenntnis aus zwei Elementen zusammensetzt. Auf der einen Seite bietet sich uns durch die Welt der Sinne die Sinneswahrnehmung dar. Wir müssen aber, was wir wahrnehmen, gedanklich verarbeiten. Wir fügen zu der Wahrnehmung den Begriff hinzu. Durch den Intellektualismus der neuen Zeit glauben die Menschen: das, was uns die Sinne zeigen, was mit Händen zu greifen ist, ist die Wirklichkeit; und was wir durch unsere Gedanken hinzufügen, ist nur menschliche Zutat. Rudolf Steiner hat demgegenüber in seinen frühen erkenntnistheoretischen Büchern herausgearbeitet, daß das, was uns die Sinne zeigen, nur die eine Hälfte der Wirklichkeit ist und daß die andere Hälfte der Wirklichkeit, die nicht den Sinnen offensteht, durch das Denken wahrgenommen wird, so daß das Denken ein Organ ist für die zweite Hälfte der Wirklichkeit. Die beiden Hälften fügen sich im Gleichgewicht zusammen: Wahrnehmung und Begriff. Damit ist der Hebelpunkt zur Überwindung des Materialismus, zur Gewinnung einer geist- und wirklichkeitsgemäßen Weltanschauung erreicht. Der Weg ist gefunden, das Denken als Keim einer übersinnlichen Wahrnehmung, als das Auge des Geistes zu erkennen. Auf diese Ehrenrettung des Denkens mußte die tatsächliche Rettung desselben folgen: Das Denken mußte aus dem Abgleiten in den Intellektualismus befreit und wieder zu sich selbst emporgehoben werden. Wege mußten erschlossen werden, um das Denken und mit ihm die anderen Kräfte der Seele zu schulen und so zu verstärken, daß im freien Gedanken der Mensch die Knospe eines übersinnlichen Wahrnehmens zum Erblühen bringen kann. Als Rudolf Steiner 1897 von Weimar nach Berlin übersiedelte, hatte er bereits die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes herausgegeben und seine philosophischen Hauptwerke geschrieben. Jetzt mußte er im tatkräftigen Beschreiten des von

ihm selbst erschlossenen Weges den Vorhang und die Wand der Sinneswelt durchdringen. Und er drang durch. Er läßt uns erkennen, wie er um die Jahrhundertwende nach prüfungsreichem Erkenntnisringen an einen Punkt kam, den man als ein europäisches Damaskus bezeichnen kann. Er war dahin gelangt, wo er mit der erzogenen, erhöhten Gedankenfähigkeit hellseherisch hineinzuschauen fähig wurde in den Umkreis der übersinnlichen Sphären. Er konnte anfangen, das übersinnliche Weltbild, das er dann Anthroposophie genannt hat, zu entwickeln. Was nun zu seiner eigenen Überraschung und Erschütterung eintrat, war dies: Als sich ihm die Welt hinter dem Vorhang auftut, sieht er sie, ähnlich wie die Astronomen meinen, daß es die äußere Welt tue, um eine Sonne kreisen. Eine geistige Sonne bildet den leuchtenden Mittelpunkt des ganzen übersinnlichen Kosmos: die Christuswesenheit. Es kommt also ein Mensch auf rein erkennendem Wege, unabhängig von aller religiösen Tradition, zu einer Begegnung mit der Christuswesenheit. Dabei macht er auch religiöse Erschütterungen durch, wenn auch nicht im Stile einer pietistischen Bekehrung, sondern als Erkenntnisdurchbruch und Erkenntnisbegnadung. So ist es auch bei Paulus gewesen, der zu einer Christusbegegnung kam, als er gar nicht darauf gefaßt war. Das Damaskus-Erlebnis des Paulus hat im Leben Rudolf Steiners eine durchaus moderne Analogie gefunden.

Von da an ist der forschende Ausblick in die übersinnlichen Welten eröffnet. Rudolf Steiner wurde zum Geistesforscher, und er konnte es nur in einem zentral-christlichen Sinne werden, weil die Lichtquelle, die ihm dazu leuchtete, die Christuswesenheit selber war. So konnte er nun die Mittel und Wege weisen, alle Wissenschaftsgebiete von innen heraus zu erneuern. Seitdem gibt es eine christliche Naturwissenschaft. Nicht als ob fortwährend von Christus die Rede wäre. Aber es wird mit dem gleichen Blick die Natur erforscht, mit dem auch durch den Vorhang des heutigen Damaskus hindurchgeschaut wird. Es werden mit dem gleichen erkennenden Menscheng Geist die Gesetzmäßigkeiten aller Naturreiche erforscht, dem sich auch die Christusbegegnung erschließt. Nicht mehr fallen Glauben und Wissen auseinander; es ist ein solches Erkennen da, in welchem Kopf und Herz miteinander wirken. Überwunden ist die schmöde Überheblichkeit des Intellektualismus, aber auch die ewig erbauliche Gemüthaftigkeit des bloßen Gefühls: das Denken wird fromm und das Gefühl erleuchtet. Seit jenem Zeitpunkt, da Rudolf Steiner, wie er selber schildert, „in ernster Erkenntnisfeier vor dem Mysterium von Golgatha“ stand, ist das Christentum selbst in eine neue Phase eingetreten. Seitdem ist die Möglichkeit vorhanden, in der Apokalypse des Weltganzen und auch in der Apokalypse unserer Gegenwartsschicksale zu lesen. Das Christentum wird apokalyptisch, und die Offenbarung Johannis taucht aus ihrem Dunkel hervor. Denn lesen kann man diese mit 7 Siegeln verschlossene Schrift nur, wenn man etwas von der geistigen Welt weiß, die darin beschrieben ist.

*

Die christliche Schau, die sich uns in der Apokalypse eröffnet, läßt uns als moderne Menschen erkennen, daß die Christuswesenheit, die vor 2000 Jahren in menschlicher Gestalt über die Erde gegangen ist, nicht still steht, sondern herankommt und an die Tore unserer Welt klopft. Einer begehrt Einlaß und will vom Bewußtsein der Menschen aufgenommen werden. Das aber verlangt, daß die Menschen ihr Begriffsvermögen über die materialistischen Begriffe hinaus erweitern. Es muß größer gedacht werden. Indem ein Blick für das Errungen wird, was nicht mit Händen zu greifen und auf einer photographischen Platte festzuhalten ist, wird das Weltganze wieder in seiner Wahrheit erkannt. Man wird so auch rechtzeitig auf die Knotenpunkte der Entwicklung aufmerksam, an denen etwas Neues akut herankommt. Rudolf Steiner ist z. B. seit Anfang 1910 nicht müde geworden, darauf hinzuweisen, daß das zweite Christusereignis, von dem wir in dem Erlebnis des Paulus vor Damaskus und in dem Patmoserlebnis des Johannes menschheitlich-prophe-tische Erstlingsgaben haben, vom ersten Drittel unseres Jahrhunderts, also von 1933 an in ein akutes Stadium eintreten würde. Das hätte verlangt, daß die Menschheit in diesem Zeitpunkt eine Steigerung des Bewußtseins durch-gemacht, einen Ruck des seelischen Erwachens getan hätte. Weite Kreise haben zwar dumpf gefühlt, daß in jenem Zeitpunkt etwas radikal Neues fällig war. Aber man suchte dieses Neue auf der Ebene des äußeren Lebens, und so bekam die Menschheit nur die dämonischen Karikaturen und Gegen-bilder zu sehen von dem, was gemeint war. Große Trugbilder zeigten sich auf dem physischen Plan, die doch nichts anderes waren als Schatten von Vor-gängen, die auf einem höheren Niveau ihre Wahrheit hatten. —

Die Damaskus-Schau des Paulus sowie die auslösende Begegnung auf Patmos, die Johannes im 1. Kapitel der Apokalypse beschreibt, haben das gemein-sam, daß Christus in menschlicher Gestalt, als der „Menschensohn“, erscheint. Darin ist ein Grundgesetz des zweiten Kommens Christi enthalten.

In seinem ersten Kommen, als er in dem Menschen Jesus von Nazareth ver-körpert war, nennen die heiligen Schriften Christus „den Gottessohn“. Er ist zwar Mensch geworden, aber darin unterscheidet er sich von den andern Men-schen, daß sich in ihm nicht nur ein menschliches, sondern ein höchstes gött-liches Ich verkörpert. Wird aber von seiner „Wiederkunft“ gesprochen, die sich im Übersinnlichen zutragen wird, so wird er in den Evangelien und auch sonst immer „der Menschensohn“ genannt: „Des Menschen Sohn wird kommen auf den Wolken des Himmels“. Das ist sehr aufschlußreich. Es findet eine zwei-malige Menschwerdung Christi statt: einmal vor 2000 Jahren in dem physi-schen Menschenleib des Jesus von Nazareth; dann aber folgt eine geistige Menschwerdung: die Christuswesenheit, die ein höchstes göttliches Wesen ist, bekleidet sich mit einem reinen ätherischen Leibe, der das Urbild des Men-schen in sich enthält. Es handelt sich wirklich um den „Menschensohn“, den Geistesmenschen, vor Damaskus und auf Patmos, weil da über den Häuptern

der irdischen Menschheit das Menschenideal, das geistige Urbild des Men-schen, erscheint. Das gibt einen wesentlichen Schlüssel sowohl für die Offen-barung des Johannes, als auch für die Paulusbriefe. Wir verstehen von daher, daß Paulus nach Damaskus imstande ist, eine wunderbar ausgebreitete höhere Menschenkunde zu entwickeln. In seinen Briefen finden wir immer wieder solche Begriffspaare wie: der irdische Mensch — der himmlische Mensch, zieht den alten Menschen aus und den neuen Menschen an, der erste Mensch Adam und der zweite Mensch, der neue Adam, der mit Christus identisch ist. Paulus beschreibt auch die Dreigliedrigkeit des Men-schenwesens: der leibliche Mensch, der psychische, seelische Mensch und der pneu-matische, geistige Mensch. Da wird eine Menschenkunde sichtbar, von der die Christen noch keinen Gebrauch gemacht haben, weil sich in das historische Christentum hinein aus dem Alten Testament die Gering-schätzung des Menschen fortgesetzt hat. Durch das Damaskus-Licht ist Paulus in das Menschenbild, in die Gottesebenbildlichkeit des Menschen, eingeweiht. Der Mensch hat seine Gottesebenbildlichkeit verloren, aber durch Christus können wir wieder mit unserem wahren Menschenwesen, das uns über-schwebt, verbunden werden.

Die entsprechende höhere Menschenkunde des Apokalyptikers ist in das Bild der großen neun-gegliederten Gloria des Menschensohnes zusammen-gezogen, aus der sich erst alle Dramatik des Werdens entfaltet.

Das paulinisch-johanneische Christentum stellt den Menschen an den An-fang. An ihn kann man wieder glauben, wenn er im Lichte seines göttlichen Urbildes, nicht bloß als das problematisch-gewordene obere Glied der Natur-reiche, sondern als die unterste der himmlischen Hierarchien gesehen wird. Der in unserer Jahrhundertmitte, nach großen Katastrophen und Leiden, immer häufiger ausgestoßene Ruf nach dem Menschen: „Rettet den Men-schen!“, muß so lange phrasenhaft bleiben, als man zu seiner Erfüllung nur den guten Willen zur Verfügung hat. Die Folgen eines falschen Denkens haben die letzte große Krisis und Bedrohung des Menschen mit sich gebracht; also muß bis in die Wissenschaft und das Gesamtweltbild hinein ein neues Denken errungen werden. Das Reden von der Suche nach dem neuen Men-schenbild wird aber geradezu unwahrhaftig, wenn man nicht bis in die kirch-lichen Kreise hinein dem Ideal eines freien Geisteslebens Raum gibt und die aus älteren traditionellen Weltverhältnissen hervorgegangenen Macht-Positi-onen aufopfert.

Gleichzeitig mit der in den Zeitungen auftauchenden Forderung, man müsse das Menschenideal wiederherstellen, glauben gewisse kirchlich-gebundene Denker und Konvertiten Goethes „Faust“ niedriger hängen, ja ihn zur Hitler-literatur rechnen zu müssen. Bücher wie Goethes Faust und Nietzsches Zarathustra, die noch die Kriegsfreiwilligen von 1914 in ihre Tornister pack-ten, weil sie idealistisch nach dem Menschenbild Ausschau hielten, werden

schlechtgemacht. Man kann aber nicht sagen, man kämpfe um das Menschenbild, und zugleich auf der anderen Seite den Menschen gefügig machen wollen gegenüber irgendeiner Autorität, sei es ein Staat oder eine Kirche. Außerhalb der konventionell-christlichen Kreise sind viele Menschen auf der Suche nach dem neuen Menschenbild. Unter Umständen sind diese näher an der Christussphäre, ohne davon zu reden, als diejenigen, die berufs- oder konfessionsmäßig von Christus sprechen und dann doch im Traditionalismus bleiben und nicht den Mut zu neuen Durchbrüchen haben. Wenn der Christus sich zum zweitenmal offenbart, wenn die Menschheit im ganzen an ihr Damaskus und ihr Patmos herankommt, dann ist zugleich ein neues Finden des Menschenbildes fällig, weil dann das Menschenwesen von einer neuen Lichtquelle her für den, der sehen will, beleuchtet wird.

VOM JOHANNESISCHEN ZEITALTER

Seit den Tagen des seherischen Abtes Joachim von Floris auf der Höhe des Mittelalters (um 1200) hat es immer wieder freie zukunfts-verschworene Geister gegeben, die von den drei entscheidenden Stufen und Zeitaltern des Christentums sprachen und als Propheten die erst noch bevorstehende Epoche des heiligen Geistes verkündigten, die auf die Zeiten des Vaters und des Sohnes folgen würde.

Nachdem am Ausgang des Mittelalters die Reformation tatsächlich eine neue freiere, auf die Einzel-Individualität gegründete christliche Ära eröffnet hatte, haben diejenigen, die in die Fußstapfen des Joachim von Floris traten und deshalb auch im Protestantismus noch nichts Endgültiges, Erfüllendes anerkennen konnten, die dritte Stufe vorausgesagt und gefordert: als Überhöhung und Synthese des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus. Da war es vor allem Schelling, der zur Zeit seiner Geistesreife in der „Philosophie der Mythologie und Offenbarung“ zum Herold des johanneischen Zeitalters wurde. Die beiden bisherigen Stufen und Ausgestaltungen des Christentums, Katholizismus und Protestantismus, sah er unter dem Patronat der Apostel Petrus und Paulus: der Jünger Johannes, so verkündigte er, werde dem künftigen dritten christlichen Zeitalter das Gepräge geben.

Der Hoffnungs-Gedanke vom johanneischen Zeitalter, der immer wieder diejenigen getragen und begeistert hat, die sich nicht mit dem Traditionell-Gegebenen zufrieden geben konnten und davon durchdrungen waren, daß das Christentum erst an seinem Anfang stehe, nährte sich am Johannesevangelium. In ihm fühlte man eine solche hohe Geistigkeit, Verklärung und Segens-

Substanz, zu deren Verständnis und Aneignung die Menschheit erst in ferner Zukunft heranreifen könne. Diese ehrfurchtsvolle Hochschätzung des vierten Evangeliums konnte da, wo sie lebendig war, auch durch die zünftige Theologie nicht wesentlich gestört werden, als diese mit ganz äußerlichen „historisch-kritischen“ Argumenten zugunsten der drei ersten Evangelien seine geschichtliche Unzuverlässigkeit und Wertlosigkeit darzutun unternahm.

Neben dem Johannes-Evangelium wird aber auch die Johannes-Apokalypse das goldene Buch des johanneischen Zeitalters sein. Und vielleicht kann, je apokalyptischer unsere Zeit wird, dieses letzte Buch der Bibel sogar deutlicher und unmittelbarer in die dritte christliche Ära hineinführen. Das mag, wenn es so ausgesprochen wird, im ersten Augenblick den Gefühlen derer widersprechen, die nach dem johanneischen Zeitalter Ausschau halten. Aus dem Johannes-Evangelium weht uns der Hauch eines über alle Diskrepanzen der Welt erhabenen Friedens an, während in der Johannes-Apokalypse die Posauern zu ungeheuerlichen Kämpfen und Kriegen im Himmel und auf Erden dröhnen. Dennoch ist es der gleiche, dem wir beide Bücher verdanken. Der greise Presbyter von Ephesus, der, wenn er unter die Seinen trat, nur noch die wenigen Worte zu sprechen brauchte: Kindlein liebet euch untereinander, um die ganze hochheilige Segens- und Friedenssubstanz herbeizurufen, die auch in seinem Evangelium atmet, war kein anderer als der, den das Martyrium vor den Toren des cäsarischen Rom wie durch eine erneute Lazarus-Erweckung durch das Stirb und Werde der Patmosstunde hindurchgeführt und zum Apokalyptiker gemacht hat. Die beiden Johannes-Bücher, so polarisch verschieden sie sich zunächst auch vernehmen lassen, gehören zusammen. Die Einheit, die sie untereinander bilden, zu entdecken und in der inneren Zusammenschau und Synthese ühend zu vollziehen, gehört zu den Eingangs-Mysterien des johanneischen Zeitalters.

Mit einem an der Apokalypse geschulten Blick kann man das Johannes-Evangelium noch einmal ganz neu finden. Zwar stimmt es, daß es eine überirdische substantielle Harmonie ausstrahlt, aber es ist viel mehr, als man gewöhnlich beachtet, von kämpferischer Spannung und Dramatik durchzogen. Etwas von der Dynamik der Apokalypse spiegelt sich in seine erhabene Größe hinein. So steht gleich im Anfangsteil des Evangeliums die Tempelreinigungsszene, die in den ersten drei Evangelien erst den Entscheidungskampf der Voroster-Woche einleitet. Vom 5. Kapitel an sind die meisten Worte Jesu im Geisteskampf gesprochen, sogar solche Ich-bin-Worte, wie vom Brot des Lebens und vom guten Hirten, von denen eine so stark-erfüllende Christus-Nähe ausgeht, sind wie geistige Schwerthiebe, mit denen Jesus den Gegnern entgegentritt. Erst zuletzt wird dem Aufeinanderprallen der Weltgegensätze der Friede der johanneischen Abschiedsreden und des Hohepriesterlichen Gebetes abgerungen.

Wer die beiden Johannes-Bücher, wie es bei literar-kritischen Untersuchungen seit etwa einem Jahrhundert üblich ist, in stilistischer Hinsicht vergleicht, wird mit Leidenschaft abstreiten, daß sie den gleichen „Verfasser“ haben könnten. Und, wenn es sich um menschlich-schriftstellerische Produkte handelte, so könnte man in der Tat angesichts zweier so grundverschiedener Sprech- und Stilarten nicht anders denken. Je deutlicher wir aber lernen, in solchen Schriften die Spuren ihres höheren Ursprungs zu entdecken, um so sprechender wird uns dann auch der Stilunterschied. Da, wo wie hier aus inspirativ-intuitiver Wahrnehmung geschöpft ist, können ganz verschiedene Sphären und Wesenheiten als Inspiratoren an der Wort- und Substanz-Gestaltung mitgewirkt haben.

Die eigentlich-entscheidende Inspirationsquelle beider Johannes-Bücher ist — wie könnte es auch anders sein? — die Christuswesenheit selbst. Aber was Johannes an Bild, Wort und Wesen in der Christus-Sphäre wahrnimmt, kann sich ihm mehr oder weniger unmittelbar mitteilen. So heißt es ja am Anfang der Apokalypse ausdrücklich, daß Christus das Geoffenbarte „durch seinen Engel an seinen Diener Johannes gesandt“ habe.

In der Offenbarung Johannis deutet doch wohl der Name, der in der Mitte des Buches einmal ausdrücklich genannt wird, auf das Wesen hin, durch das wie durch ein Willens-Prisma hindurch Christus zu dem Seher Johannes gesprochen hat: Michael. Nicht nur der „Engel des Christus“, sondern vor allem der „Erzengel des Christus“ wirkt mit, daß die „Wesensoffenbarung Jesu Christi“ (1, 1) zu den Menschen kommt. Die strenge, kämpferische Tonart des Erzengels Michael geht durch die Apokalypse vom ersten bis zum letzten Wort hindurch. Überall schimmert aus den Bildern des Kampfes seine goldenstählerne Rüstung hervor. Die Sprache des letzten Buches der Bibel, die oft als ein primitives Griechisch angesehen worden ist, ist in Wirklichkeit eine innerlich voll ausgefüllte Monumentalität des Wortes. Die griechische Sprache, die sonst etwas farbig Blumenhaftes, etwas von der atmosphärischen Helligkeit der Morgen- und Abendröte hat, ist hier von einer Heroen-Substanz erfüllt, die gar nicht aus dem Diesseits zu verstehen ist. — Michael ist das „Antlitz Christi“ für den Fortgang der immer apokalyptischer werdenden Zeitläufe. Christus selbst ist die wesenhafte Gottesliebe, er ist das Liebe-warme Herz der Welt, Michael, der Sonnen-Erzengel, ist der ernst-strenge Fürst des Gedankenlichtes. Der Ernst Michaels steht wächterhaft vor der Milde Christi, wie das Licht zwar das Antlitz der Sonne bestimmt, aber so, daß wir hinter ihm die lebenweckende Wärme verspüren.

Es wird eine Hilfe sein zum Eindringen in die monumental-übermenschliche Willenssprache der Apokalypse, wenn man sich vorzustellen versucht, daß hier eine michaelische Inspiration waltet: der Presbyter Johannes setzt die Erzengelsprache Michaels in die Menschensprache um. Der Michael-Ernst, der vor dem Christus-Liebe-Wesen steht, bestimmt den Stil. Aber wir können

über dem Kampf den Frieden, hinter dem Zorn die Liebe, unter den Posaunen die Harfen ahnen.

Im Johannesevangelium offenbart sich die Logos-Christus-Sphäre in der größten Unmittelbarkeit. Was in der Apokalypse aus dem Hintergrund mitschwingt, spricht hier selber, ohne die Klangfarbe eines Mediums, durch das es hindurchklingt, anzunehmen. Dennoch ist auch im Evangelium des Johannes die Spur Michaels zu finden. Nur tritt hier die strenge Wesenheit des Antlitzes Christi ganz zurück; sie macht sich restlos durchlässig und transparent für das Wort des Christuswesens, für den Logos selbst. Die erste Hälfte des Evangeliums ist in ihrer Struktur ganz und gar von einem kämpferischen Prinzip bestimmt. Aber diese Apokalypse-Verwandtschaft, die wir als eine michaelische Note erkennen, ist so überstrahlt von der Liebes-Größe des Ich-bin Christi, daß man die kämpferische Dynamik gar nicht auf den ersten Blick wahrnimmt, sondern regelrecht erst entdecken muß.

*

Eigentlich ist es ein Dreigestirn, das dem Aufgang des johanneischen Zeitalters voranleuchtet:

Johannes der Täufer,
Johannes der Evangelist,
Johannes der Apokalyptiker.

Die große verklärte Milde und Christus-Reife, die der Presbyter von Ephesus in seinem Wesen und in seinem Evangelium leuchten läßt, steht zwischen dem Flammenwort des Täufers und dem Posaunenschall des Apokalyptikers. Der johanneische Friede ist die Mitte; in zweierlei Gestalt steht ihm johanneischer Sturm zur Seite.

Johannes der Täufer ist ein gestaltgewordener Feuerbrand, in welchem sich die alte Welt dem Aufgang einer neuen opfert. Die Johanni-Feuer zur Sommer-Sonnenwende bildeten zu allen Zeiten sein Wesen ab; sie wiederholten in flammender Zeichensprache sein Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“.

Johannes der Apokalyptiker läßt in den Weltenbrand hineinschauen, der über die alte Welt hereinbricht, wenn die Menschheit nicht dem Wort und Wesen des Täufers folgt. Entweder es brennt das Johanni-Opferfeuer, oder es lodern die Feuer des Gerichts und des Unterganges.

Wenn ein Feuer brennt, wird nicht nur irdischer Stoff zerstört, die Flamme ruft auch aus dem Übersinnlichen Kräfte in den Bereich der Sinne herein. Alle Opferfeuer waren Fragen der Erde an den Himmel. Antworten des Geistes und des Segens kamen zurück. Das heroldische Opferleben Johannes des Täufers half auf der Erde die Türe aufzutun und den Weg zu bereiten für die erhabenste Gnadengabe des Himmels: das Herniedersteigen des Christus in die menschliche Verkörperung. Die apokalyptischen Feuerkatastrophen suchen die Erden-Menschheit heim, wenn sie dem neuen Kommen Christi, das

im Übersinnlichen geschieht, nicht Raum gibt, sondern Herz und Sinn dagegen verschließt. Dann fragt der Himmel die Erde, ohne daß diese die Frage vernimmt oder zur Antwort bereit wäre. Wenn dann wenigstens nachträglich das Feuer der großen Schicksalsprüfungen in einem Teil der Menschheit zur fragenden Opferflamme wird, so kann der Himmel im Funken-sprühen der Zeitgewitter mit dem Goldkristall-Regen antworten, in welchem sich das himmlische Jerusalem herniedersenkt. Die entfesselten Brandfackeln der Kriege und Zerstörungen, wie sie auch unserem Jahrhundert bereits in wachsendem Maße das Gepräge gegeben haben, stehen immer zwischen dem Geheimnis des Johannisfeuers und dem Schrecken des Weltenbrandes. Der Täufer und der Apokalyptiker halten darin Zwiesprache.

Das johanneische Zeitalter wird äußerlich keine Epoche des Friedens sein. Wie der Friede des Johannesevangeliums zwischen den beiden Feuerzonen der Täuferpredigt und der Patmos-Offenbarung liegt, so wird es dann nur einen Frieden geben, zu dem der Weg durch die Waberlohe großer Prüfungen gefunden wird. Der johanneische Dreiklang zeigt uns diesen Weg, indem er uns anleitet, die Brücke zu suchen von der Dynamik der alten Prophetie zu der christlichen Apokalypse.

Alte und neue Geist-Erkenntnis stehen einander in den Gestalten des Täufers und des Apokalyptikers gegenüber. Johannes der Täufer in der Wüste Juda ist bei aller Größe ein Letzter in der Reihe der Propheten und Geistkinder des Alten Bundes; der Jünger Johannes auf der Insel Patmos ist, wenn es auch der äußeren Form nach bereits vorher apokalyptische Schriften gegeben hat, in machtvollem Durchbruch ein Neubeginn.

Die Propheten des Alten Bundes ließen durch ihre ganze Verkündigung einen tragischen Unterton hindurchklingen. Alle alte Prophetie setzt den Untergang der ursprünglichen Geisteskräfte, über die die Menschheit einmal verfügt hat, voraus. Sie verkündigt und fördert sogar diesen Untergang. Wenn Jesaias den harten Gottesbefehl empfing: „Gehe hin und verstocke die Herzen deines Volkes...“, so heißt das, daß er auch durch seine prophetische Botschaft erst einmal zur inneren Verarmung der Menschen beitragen sollte. Die unbrauchbar gewordenen Kräfte des alten übersinnlichen Erlebens mußten aus dem Wege geräumt werden, damit die Bahn frei wurde für den Messias, den Bringer einer neuen Welt. Und so mußte auch Johannes der Täufer, als der letzte Prophet, ausrufen: „Schon ist die Axt dem Baume an die Wurzel gelegt...“ Die Sinnesänderung, zu der er aufrief, schloß den Verzicht und Abschied von den alten Seelenfähigkeiten in sich. Die Menschheit bedarf des Christus, weil die alten Kräfte an ein Ende gekommen sind. Und die Propheten müssen streng sein gegenüber den Resten der alten Kräfte, damit sich die Menschen nicht illusionär damit begnügen und meinen, dessen nicht zu bedürfen, was der Christus bringt. Die Wüste Juda, der Schauplatz des

Wirkens Johannes des Täufers, ist eine Bildpredigt des gleichen Inhalts wie die Wortverkündigung des Täufers selbst. Sie bildet den Niederstieg, die restlose Verhärtung und Erstorbenheit der Menschheit ab. Dieses Zustandes müssen sich die Menschen bewußt werden, wenn sie den, „der da kommen soll“, in der richtigen Weise empfangen wollen.

Im Bilde der Insel Patmos, auf welcher der greise Jünger Johannes, von seinen Verfolgern gepeinigt, als Gefangener die Apokalypse niederschrieb, sehen wir, wie sich eine neue Welt aus dem Ozean des Werdens gebären will. Sowohl die Wüste wie die Insel ist eine Stätte der Einsamkeit. Aber während derjenige, der in der Einsamkeit der Wüste weilt, von dem Element des Todes umgeben ist, wird die Insel umflutet und umrauscht von den Wogen des lebendigen Wasserelementes, das ein irdisches Bild der ätherisch-übersinnlichen Welt ist. Als der Letzte einer ersterbenden Welt steht der Täufer in der Wüste und ruft die Menschheit zur Sinneswandlung. Als Erster einer aufgehenden Welt ringt der Apokalyptiker auf der Insel um die offenen Tore der Geistessphäre und holt die Erstlingsgaben einer Erkenntnis vom Himmel herab, deren die Menschheit in der Zukunft immer mehr bedürfen wird.

Die Insel Patmos könnte allerdings nicht die Geburtsstätte der neuen apokalyptischen Schau sein, wenn sie „eine Insel der Seligen“ wäre. Sie war für Johannes als der Ort der Verbannung und der Qual die Stätte, wo er sich am unmittelbarsten von den feindlich-dämonischen Gewalten seiner Zeit bedrängt fühlte. Shakespeare hat in seinem letzten Werk „Der Sturm“, das in meisterhafter Reife Geheimnisse des übersinnlichen Planes mitumfaßt, auch die geistige Fruchtbarkeit der Inseleinsamkeit zur Darstellung gebracht, indem er die Gestalt des Prospero zeigt, der als Verbannter auf einer menschenentrückten Insel in seiner Seele magische Kräfte entwickelt. Das ist der Sinn des Patmosmotivs: Der Not, Qual und Einsamkeit kann ein Segen abgerungen werden durch das Hineinwachsen in eine apokalyptische Gemeinschaft mit der übersinnlichen Welt.

Die Geistigkeit der alten Prophetie, die in Johannes dem Täufer zum letzten Male mächtig aufflammte, war ekstatischer Natur. Auf der Grundlage besonderer Schicksale konnten sich einzelne prophetische Gestalten inmitten einer Welt, in der die alten Geisteskräfte bereits erstarben, vom Geist ergreifen lassen und mit entrückter Seele eine Stimme Gottes sein. Die neue apokalyptische Geistigkeit, wie sie zum ersten Male gewaltig durch den Seher von Patmos auf den Plan trat, kann jedoch nur aus völlig wacher Ichhaftigkeit geboren werden. Sie ist die eigentliche Erfüllung der Pfingstverheißung. Der heilige Geist kommt nicht rauschhaft über den Menschen, er wird im innersten ichhaften Wesenskern des Menschen zur Quelle von Offenbarungen, die dennoch als Erkenntnisse auftreten, die sich der Mensch von Schritt zu Schritt selber erringt. In den Worten, die Petrus am Pfingstmorgen, anschließend an alte

Prophetenworte, sprach, sagte er die Geburt der Apokalypse als eines allgemeinen Erkenntnisprinzips voraus: „Jetzt geht in Erfüllung, was durch den Propheten Joel gesprochen worden ist: In den letzten Tagen, spricht der Herr, da gieße ich meinen Geist aus auf alles irdische Wesen, dann werden eure Söhne und eure Töchter anfangen, Geistworte zu sprechen; eure Jünglinge werden zum Schauen des Geistes erwachen, und eure Ältesten werden erleuchtete Träume haben.“

Die Prophetie des alten Bundes zielt, wenn sie auch den hoffnungsvollen Ausblick auf die messianische Zukunft eröffnet, zunächst auf Erschütterung, Sinneswandlung und Abkehr von den alten Kräften. Die Apokalypse, als das eigentliche Geistprinzip des neuen Bundes, setzt innerste Festigkeit und Ermutigung voraus; sie kann nur da erstehen, wo Seelen den Mut zur Eroberung der geistigen Welt haben. Und so muß bereits die Tatsache, daß es die Offenbarung Johannis gibt, innersten Geistesmut erwecken in denen, die helfen wollen, einem zukünftigen Christentum die Wege zu bereiten. Das letzte Buch der Bibel zeigt das Element, in das jeder auf seine Art und in seinem Maße hineinwachsen darf und muß. Jeder muß und wird sein eigenes Patmos finden, wo ihm aus den geöffneten Toren des Himmels das Branden und Brausen des Geistes entgegenläßt.

Der ernste tragische Unterton der Prophetie war durch den Gedanken des Todes gegeben, der sich mit höherer Notwendigkeit ringsumher der alten Welt bemächtigte. Und so hebt sich die messianische Heilsprophetie überall ab von der strengen Unheilsprophetie, die die große Götterdämmerung, den Tod der alten Kräfte, verkündigt. Nur so kann die Prophetie auf das erste Kommen Christi hindeuten: die Überwindung des Todes wird dadurch geschehen. Die apokalyptische Erkenntnis, die den Ausblick auf das zweite Kommen Christi eröffnet, ist erst recht nicht ohne ernsteste Untertöne: diese aber werden nicht durch den tragischen Gedanken des Todes, sondern durch die kampfbereite Schau des Bösen ausgelöst. Die dämonischen Gewalten offenbaren sich, die der Wiederkunft Christi entgegenwirken. Und keiner kann in den Bereich der apokalyptischen Erkenntnis eintreten, ohne aus der innersten Aktivität heraus Mitstreiter und Mitkämpfer gegen die widerstrebenden Mächte zu werden. Wie der Tod, der sich der Welt bemächtigt hatte, ein unabänderliches Verhängnis war, so war das erste Kommen Christi ein Gottgewolltes Schicksal, zu dem von der Seite der Menschen her eigentlich nichts hinzugefügt werden konnte. Angesichts der nie rastenden Mächte des Bösen jedoch ist das Mysterium der Wiederkunft Christi auf die kämpferische Aktivität der Menschen angewiesen. Wenn die Menschen versagen, so kann es sich nicht erfüllen. Wie sich in die Heilsprophetie die Unheilsprophetie vom Tode der alten Kräfte mischte, so mischt sich in die Heilsapokalypse die Unheilsapokalypse von der Kulmination der Gegenmächte, die dem zweiten Kommen Christi vorangeht.

Der Blick aber auf das Mysterium des Antichrist darf den Christen nicht erschrecken. Wer auch nur die ersten Ahnungen des apokalyptischen Prinzips erlangt hat, rechnet damit, daß die Wirksamkeit des Antichrist der neuen Christusoffenbarung vorangehen muß und fühlt sich dadurch nur um so mehr zur inneren Wachsamkeit und Regsamkeit aufgerufen. Es ist mit dem Kommen des Christus wie mit einem König, der von Scharen hassender Feinde in einer Burg gefangengehalten und bewacht wird. Wenn dann einmal ein Heer heranrückt, das die Burg siegreich erstürmt, um den König zu befreien, wer wird dann wohl zuerst die offenen Tore benützen, um ins Freie zu gelangen? Bevor der befreite König erscheint, stürzen, gleich Angstdämonen, seine Feinde in wilder Flucht hervor. So auch wird, bevor der Christus selbst geschaut wird, die Welt voller Erregungen sein, die aus einer Verleugnung des Geistes hervorgehen, die aber, selbst wenn sie sich groß aufspielen, dennoch die Angst der Geister offenbar machen, die das Herannahen des wahren Königs verspüren. Das Lukasevangelium berichtet, daß der Christus einmal sorgenvoll zu den Jüngern gesprochen habe: „Wenn des Menschen Sohn kommt, wird er dann wohl Glauben finden auf Erden?“ (Luk. 18, 8). Glaube ist die innerste kampfbereite Kraft, deren, wenn das neue Kommen Christi herannaht, die Menschen bedürfen, um den Mächten des Antichrist standzuhalten.

*

Der Evangelist und der Apokalyptiker, obwohl ihr Wort aus zwei verschiedenen Welten hervorzutönen scheint, sind dennoch nicht zwei, sondern einer und derselbe. Der Täufer aber und der Jünger, den Jesus liebhatte und der in seinem hohen Alter der Presbyter von Ephesus war, gehen als zwei verschiedene Gestalten durch die Geschichte. Und doch sind durch ein Geheimnis auch sie zu einer Einheit verbunden, so daß uns schließlich sogar die große Dreiheit der johanneischen Verkündigung als eine Einheit, als ein dreieiniger Akkord erklingt.

Johannes der Täufer stirbt den Opfertod, ehe er Zeuge der Erfüllung hat werden können, der er den Weg bereitet hat. Der dämonisch-wilde Haß der Herodias, die in der blutigen Schüssel sein abgeschlagenes Haupt emporhält, rafft ihn hinweg. Sein Tod geht dem Kreuze von Golgatha, erst recht dem Friedentode des fast hundertjährigen Alten von Ephesus voran. Dennoch ist der feuermächtige Genius, der am Jordan die Menschheit zur Sinnesänderung rief, auch über den Tod hinaus auf das innigste mit dem weiterschreitenden Schicksal nicht nur des Christus selbst, sondern vor allem des Jüngers Johannes verbunden*. Ein urgewaltiger Hingabedrang läßt ihn sich geistig zu denen gesellen, die den nächsten Umkreis Christi bilden. Sein Opfertod macht ihm den Weg frei zur Christus-Jüngerschaft. Seine Seele ist von Urvergangen-

* Siehe „Cäsaren und Apostel“ das Kapitel „Johannes der Täufer“.

heiten her zum Über-Menschenmaß herangewachsen. Obwohl er ein Mensch ist, kann er als der „Engel des Christus“ bezeichnet werden: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der dir den Weg bereiten soll.“ So ist er mehr als einer; er wird zum beseelenden Genius der Gemeinschaft der Zwölf, mit denen er den Weg der Jüngerschaft zu Ende gehen will.

Aus dem engsten Jüngerkreise hebt sich einer heraus: derjenige, „den Jesus liebhat“. Ihn überwältigt das sich immer flammender steigernde Christus-Drama, nicht lange vor dem entscheidenden Akt von Golgatha. Der Tod greift nach ihm, um ihn aus dem Kreis der Zwölf zu reißen. Sein Leib wird in das Lazarus-Grab gelegt; sein Seelisch-Geistiges erhebt sich zu der Sphäre, in die die hohe Geist-Seele des Täufers emporgestiegen und in der sie zum Schutzpatron und Helfer der Jünger geworden ist. Als auf den Ruf Christi: „Lazarus komm heraus!“ Lazarus dem Grab entsteigt, ist er zum Johannes geworden. Mit ihm ist fortan der Genius des Täufers durch besondere Einwohnung noch enger verbunden als mit den anderen Jüngern. Der Schutzgeist des Jüngerkreises verwandelt sich, indem er nun in inniger Einswerdung die Wege des Lieblingsjüngers begleitet; aus der Opferflamme wird der Sonnen-Adler, der stets dem Evangelisten Johannes als Zeichen der inspirierenden Höhen beigegeben ist. Das vierte Evangelium ist nicht ohne die licht- und kraftspendende Mithilfe Johannes des Täufers entstanden. Vor allem in der ersten Hälfte schaut dieser Geist von der Erfüllung her, die er damals im Leibe nicht mehr hatte miterleben können, auf sein Täufer-Leben und sein Wege-bereitendes Dienen zurück. Zwei offenbarende Quell-Ereignisse lassen, was von ihnen ausgeht, in einen Strom zusammenfließen: Die Enthauptung des Täufers und die Auferweckung des Lazarus.

Schließlich nimmt der prophetische Genius des Täufers auch an dem dritten Quell-Ereignis teil: als in dem Stirb und Werde der Patmos-Stunde der Jünger Johannes eine Oktave der Lazarus-Erweckung durchmacht. Er wird nicht nur mit dem Evangelisten, sondern auch mit dem Apokalyptiker eins. Der sich offenbarende Menschensohn spricht zu Johannes, daß er ihm seine Wesens-Apokalypse durch „seinen Engel“ sendet. Und die dreifache Quellen-Dramatik der johanneischen Schriften wird zu einer Quellen-Dreiheit und einem Verkündigungs-Dreiklang auch für das johanneische Zeitalter:

Die Enthauptung des Täufers,
die Auferweckung des Lazarus,
die Erleuchtung von Patmos.

*

Damit kommen wir auch dem Geheimnis der michaelischen Inspiration um einen Schritt näher, die auf so verschiedene Weise in das Johannes-Evangelium und in die Johannes-Apokalypse einströmt.

In Johannes dem Täufer setzt sich die überlebensgroße prophetische Kraft und Wesenheit des Elias fort. Das enthüllt Jesus seinen vertrautesten Jüngern, unter denen Johannes ist, im Nachklang der Verklärung auf dem Berge Tabor (Matth. 17, 12—13). Als Elias einst seine Flammenworte sprach, sei es zum eigenen Volk und König, sei es im Kampf gegen die Baals-Priester der Isebel, war der Erzengel Michael der Volksgeist des alttestamentlichen Volkes, das die messianische Zukunft auf leibliche Weise vorzubereiten hatte (Daniel 12, 1). Durch Elias, wenn er zu der das ganze Land und Volk überschattenden Größe emporwuchs, sprach Michael.

Nicht lange danach, als das Schicksal die 12 Stämme Israels nicht mehr nur in zwei Königreiche trennte, sondern endgültig durch Feindgewalt auseinanderriß und zerstreute, hatte der Erzengel Michael zu der Aufgabe des Zeitgeistes emporzusteigen. Er überwuchs den bloßen Volksbereich und wurde zum Genius des vorwärtsschreitenden Teiles der Menschheit. Das letzte vorchristliche Michaels-Zeitalter brach an, in welchem es die großen Gleichzeitigkeiten so vieler überragender Menschheitsführer gab: der Propheten in Israel, der Philosophen, Dichter und Plastiker in Hellas, des Buddha in Indien, des Zarathustra im medisch-persischen Gebiet, des Laotse und Kungfutse in China *. Als dann nach den Tagen Alexanders des Großen die michaelische Epoche zu Ende ging, hielt der Erzengel dennoch die Absicht aufrecht, die ihn als Zeitalter-Regent geleitet hatte: dem Christus den Weg zur Menschwerdung, zur irdischen Inkarnation, zu bereiten. Sein wichtigstes und gewaltigstes Werkzeug darin war Johannes der Täufer. In der weckenden Verkündigung dieses „letzten Propheten“ fand sowohl das Volksgeist-Wort Michaels, das Elias ausgesprochen hatte, als auch das Zeitalter-Wort des Erzengels Christi seine Synthese und Fortsetzung. Das Länder-überschattende Wesen des Elias entfaltet jetzt seine Größe am tiefsten Punkt der Erdoberfläche, in der Unterwelt und Sündenfalls-Landschaft der Wüste Juda, da, wo der Jordan sich anschickt, in die Salzlauge des Toten Meeres einzumünden. Der Schauplatz bildet den Zustand der Menschheit ab, die in ihrem Abstieg in die Erdentiefen dahingekommen ist, wo sie ohne Hilfe aus den Höhen nicht weiterleben kann. Und so steigert sich das Volksgeist- und Zeitgeist-Wort Michaels in der menschenfernen Wüste durch den Mund des Täufers zum umfassendsten Menschheitswort. Angesichts des Seelentodes, der auf der Erde alles, auch die Nachklänge der paradiesisch-göttlichen Liebefähigkeit, in seinen starren Bann zwingt, klingt das Michael-Johannes-Wort als Ausdruck des Gottes-Zornes, als strengster Bußruf.

Dann löst das Liebe-Wort Christi das ernste Michael-Wort ab. Das Johannes-Evangelium hält den Logos-Friedensklang über alle cäsarischen Stürme des urchristlichen Zeitalters hinweg für die Zukunft fest. Michael dämpft die

* Siehe „Könige und Propheten“ und „Im Michaelischen Zeitalter“.

Eigenstimme. Sie klingt nur wie dienende Begleit-Akkorde mit. Schließlich aber, in der Patmos-Stunde, wird ihm das Wort wieder erteilt, damit er es durch den Mund des Apokalyptikers spreche. Das Täufer-Wort aufersteht im Posaunen-Wort am Schluß der Bibel. Dieses wird gesprochen, um dem neuen Kommen des Christus den Weg zu bereiten, so wie einst das Wort des Täufers den Weg für sein erstes Kommen, für seine irdische Menschwerdung, bereiten sollte. Zukunfts-Zeiten steigen vor dem Blick des Sehers empor, in denen Michael der erblindeten und verblendeten Menschheit durch den gesteigerten Täufer-Bußruf apokalyptischer Prüfungen und Katastrophen die Augen wird öffnen müssen. Und so gibt wieder der Gotteszorn die Tonart an. Aber es ist wieder der Zorn, der nur die Außenseite der Liebe Gottes ist, so wie Michaels Ernst vor der Milde Christi steht.

Inhalt

Vorwort	5
Einleitung:	
Vom Wesen und Aufbau der Apokalypse	9
I. Das Tor der Vollendung: Der Menschensohn	21
Das erste Kapitel	
II. Die Sendschreiben: Stufen der Menschheit	37
Das zweite und dritte Kapitel	
III. Die Weltschöpfung und das Opfer des Lammes	61
Das vierte und fünfte Kapitel	
IV. Die Siegel: Urbilder, Abbilder, Spiegelbilder	74
Das sechste und siebente Kapitel	
V. Die ersten Posaunen: Weltgewitter	95
Das achte und neunte Kapitel	
VI. Beginn der letzten Posaunen: Die Menschheit an der Schwelle . .	113
Das zehnte und elfte Kapitel	
VII. Michael und die Tiere aus dem Abgrund: Das Doppelantlitz des Bösen	136
Das zwölfte und dreizehnte Kapitel	
VIII. Posaunen und Harfen: Die Scheidung der Geister	167
Das vierzehnte und fünfzehnte Kapitel	
IX. Die Zornesschalen: Zorn und Liebe	189
Das sechzehnte Kapitel	
X. Der Sturz Babylons	211
Das siebzehnte und achtzehnte Kapitel	
XI. Der weiße Reiter und die tausend Jahre	231
Das neunzehnte und zwanzigste Kapitel	
XII. Das himmlische Jerusalem	249
Das einundzwanzigste und zweiundzwanzigste Kapitel	
Anhang:	
Damaskus und Patmos	266
Vom johanneischen Zeitalter	277

WEITERE WERKE VON LIC. EMIL BOCK

Beiträge zur Geistesgeschichte der Menschheit

1. Reihe: Das Alte Testament und die Geistesgeschichte der Menschheit

- I Urgeschichte. 1934. 11.—13. Tausend 1958.
- II Moses und sein Zeitalter. 1935. 12.—14. Tausend 1961.
- III Könige und Propheten. 1936. 7.—10. Tausend 1953.

2. Reihe: Urchristentum

- I Cäsaren und Apostel. 1937. 10.—13. Tausend 1958.
- II Kindheit und Jugend Jesu. 1939. 14.—17. Tausend 1956.
- III Die drei Jahre. 1948. 14.—16. Tausend 1964.
- IV Paulus. 1954. 6.—9. Tausend 1956.

Das Evangelium. Betrachtungen und Übersetzungen. Neubearbeitete Ausgabe.
Vier Bände im Vervielfältigungsverfahren: Band 1 und 2 Betrachtungen zu den
Evangelien, Band 3 und 4 Übersetzung des ganzen Neuen Testaments.

Wiederholte Erdenleben. Die Wiederverkörperungsidee in der deutschen
Geistesgeschichte. 1932. 13.—14. Tausend 1961.

Der Kreis der Jahresfeste. 1962.

Boten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. 1929.
7.—11. Tausend 1955.

Zeitgenossen/Weggenossen/Wegbereiter. 1959.

Die Katakomben. Bilder aus der Welt des frühen Christentums. Gemeinsam mit
Lic. Robert Goebel. 1930. 4.—8. Tausend 1961.

Das Zeitalter der romanischen Kunst mit besonderer Berücksichtigung
der württembergischen Denkmäler. 1958. 4.—5. Tausend 1962.

Reisetagebücher. Italien, Griechenland, Palästina. 1949. 6.—9. Tausend 1960.